Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Vor hundert Jahren.

Historischer Roman

von

Franz Lubojatzky.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1851.

Vor hundert Jahren.

Erster Theil.

Monsieur!

Mich hat gar sehr gewundert, gerade an dem Tage einer Schlacht Friedensanträge zu erhalten, und ich bin durch die Zurückkehr des Prinzen Karl von Lothringen nach Sachsen von der wenigen Aufrichtigkeit der sächsischen Minister zur Genüge überzeugt worden. Das Glück, welches auf meiner Seite gewesen, hat mich in den Stand gesetzt, dergleichen Verfahren gar empfindlich zu ahnden; allein ich bin so weit entfernt, auf diese Art zu denken, daß ich vielmehr dem Könige von Polen meine Freundschaft zum letzten Male anbiete. . . . .

. . . .

Bringen Sie mir also die letzten Entschließungen des Königs von Polen, damit ich wisse, ob er den gänzlichen Ruin seines Landes der Erhaltung desselben, und Gesinnungen des Hasses den Gesinnungen der Freundschaft vorziehe; mit einem Worte, ob er lieber diesen schädlichen Kriegsbrand noch mehr anschüren, oder mit seinem Nachbar den Frieden herstellen und Deutschland zur Ruhe verhelfen wolle.

Anfang und Schluß des Antwortschreibens Friedrichs des Großen an den englischen Gesandten am Dresdener Hofe, Herrn von Villiers.

De dato Dresden, den 18. December 1745.

An dem Ladenfenster des Peter Mohrenthal in der Frauengasse zu Dresden, sammelten sich einige Tage vor dem Weihnachtsfeste **1745** die Vorübergehenden beiderlei Geschlechts, um ein paar Brustbilder zu betrachten, die zu den historischen jener Zeit gehörten. Es waren die des Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III., und des siegreichen Preußenkönigs, Friedrich, dem die Geschichte in wohlverdienter Anerkennung den Beinamen „der Große“ ertheilte.

Als hätte nie ein Mißton zwischen den Originalen beider Bilder obgewaltet, so friedlich hingen sie nebeneinander, der Anschauung ausgestellt; und doch herrschte in Wahrheit die erbittertste Feindseligkeit zwischen beiden Monarchen. Der preußische Friedrich spielte in der letzten Hälfte des Decembers genannten Jahres den Gebieter von fast ganz Sachsen, während der Churfürst-König flüchtig seine Residenz, das durch seinen Prunk und bauliche

Schönheiten damals so berühmte Dresden verlassen und sich nach Prag begeben hatte, um den Molesten des Krieges zu entgehen, der als eine Folge der treulosen und schändlichen Politik seines Ministergünstlings, des Reichsgrafen von Brühl, das gottgeliebte Sachsenland überfluthete.

Der Schlachttag am 15. December bei Kesselsdorf hatte des Landes Schicksal entschieden; der von den sächsischen Truppen schon fast errungene Sieg war unerwartet durch das große Feldherrntalent des alten Fürsten von Dessau ihnen entrissen worden, und drei Tage später zog Friedrich von Preußen mit mehreren Regimentern in Dresden ein.

Daß der Bluttag von Kesselsdorf einen gewaltigen Einfluß auf die Stimmung des sächsischen Volkes, welches das Opfer von Brühls Politik wurde, üben mußte, war natürlich, um so mehr, da sich schon früher Stimmen gegen Brühls Verwaltung und seine politischen Ränke erhoben hatten, aber jederzeit aufs Kräftigste unterdrückt worden waren. Jetzt, wo die Allmacht des gefürchteten Ministers durch den Sieg der Preußen nicht nur erschüttert, sondern auch für immer untergegangen schien, scheute man sich nicht, das laut zu sagen, was man früher nur leise im Kreise von ganz vertrauten Freunden ausgesprochen hatte.

Der Zufall führte vor Peter Mohrenthals Laden Leute von der verschiedensten Meinung zusammen, und wie es immer Einige oder mindestens Einen giebt, der bei sol-

chen Gelegenheiten dem Ausdruck der Gesinnungen Bahn bricht, indem er selbst die seinigen offen heraussagt, so war es hier ein junger Mann, in einem braunen Rockelor gehüllt, welcher den Ton anschlug, der unter mehreren der Anwesenden eine lebhafte Besprechung hervorrief und sogar in Aeußerungen von gehä siger Feindseligkeit ausartete.

„Zwei Fürstenköpfe, wovon nur einer durch eigenen Geist belebt wird; der andere lebt von einem fremden und das Unglück wills, daß ein ganzes Land die dummen Streiche des Letztern bezahlen muß,“ warf er leicht hin, während ein bitteres Lächeln sein schönes, etwas blasses Gesicht überflog.

„Der Teufel soll den fremden Geist holen!“ brummte ein neben ihm Stehender; „der junge Herr meint doch den Brühl?“

„Ganz recht; den und keinen Andern,“ war die Antwort. „Wer trägt denn die Schuld, daß jetzt die Preußen im Lande sind? der Brühl — Niemand anders. Schade um den Churfürst-König, daß er von Satansklauen umgarnt ist; er ist ein leutseliger, guter Herr, der keinen andern Fehler hat, als immer Langeweile zu empfinden, weil man ihm 's Denken frühzeitig verleidete. Sehe der Herr nur dem Bilde recht ins Gesicht, da tritts klar zu Tage, daß Herzensgüte der Grundton seines ganzen Wesens ist, und nur die unglückliche Sucht, Vergnügen zu erjagen, hat ihn gegen ernste Geschäfte gleichgültig gemacht und abgestumpft.“

„Das ists ja eben, was Sachsen ins Unglück bringt,“

sagte der Andere. Der eine August war der Jerobeam, der Israel sündigen machte, der andere August ist ein schwaches Menschenkind, dem 's Regieren eine Last ist, ein Frohndienst, den er gar zu gern an Andere überläßt, die dann freilich das Regiment als eine melkende Kuh betrachten."

Hinter ihnen stand ein Mann, angethan mit einem Mantelkragen, mit Fuchs ausgeschlagen; ein großer Muff, von gleichem Pelzwerk, wärmte seine Hände. Das Gesicht dieses Mannes, spitz und eingefallen, jedoch mit einem Augenpaare, das wie Irrlichter aus tiefliegendem, feuchten Grunde hervorblitzte, trug den Ausdruck großer Verschlagenheit, unter der Verhüllung von kränklichem Aussehen. Er hatte mit Ruhe den Beiden zugehört, wie sie über den allmächtigen Minister-Günstling herzogen und nahm jetzt das Wort, indem er mit leiser, dünner Stimme fragte:

„Meinen die Herren nicht auch, daß man dem Peter Mohrenthal das Fenster einschlagen sollte für den Affront, den er uns Sachsen anthut, die preußische Majestät neben unserem allergnädigsten Landesherrn zu placiren?"

„Wenns helfen könnte, daß wir die preußische Gesellschaft dadurch zum Lande hinausbrächten, wäre ich auf der Stelle dabei," stimmte ein vierschrötiger Dresdener Bürgersmann bei, der die Rede des mit dem Muff Ausgerüsteten gehört hatte.

„Er ist ein verständiger Mann, guter Freund, und ein braver Sachse, das muß ich Ihm sagen. Traurig genug ist es aber, daß es Leute giebt, die so verdorben und

froh sind, den höchstseligen, glorreichen Herrn Vater unsers allergnädigsten Landesherrn für einen Jerobeam auszuschreien, der Israel, das will hier sagen, Sachsen, sündigen machte. Solche Leute sollten aus dem Lande gepeischt werden."

„Oho, das trifft mich!" rief der, welcher vorher den biblischen Ausdruck angezogen, „auch so ein Brühl'scher Helfershelfer wahrscheinlich, dem ich unsanft ans Fell getippt habe? Nun, Herr So und So — ich bin glücklich genug, Ihn nicht zu kennen — also, Herr von Muff oder von Fuchsschwanz, denn die Brühlsche Freundschaft scheint Ihm was eingebracht zu haben, das vom Jerobeam habe ich gesagt und da es Ihn gar zu arg verdrießt, wenn die Leute einmal von der Leber herunterreden, so stopfe Er sich ins Künftige die Ohren zu, damit er taub bleibt."

Der mit dem Muff trat einen Schritt zurück, sein Auge suchte die Hilfe des breitrückigen Bürgersmannes und da er diesen dicht an seiner Seite sah, schien der Muth ihm schnell wiederzukommen.

„Weiß der gute Freund, wen er die Ehre hat, vor sich zu sehen? Hm?"

„Für diesmal nicht und so möcht ich Ihn bitten, daß Er seine guten Freunde wo anders sucht, als gerade hier."

„Ich bin der Geheim-Registrator Saul," fuhr Jener fort, sich selbstsüchtig hervorhebend; „hat Er das verstanden, Mosje?"

Der Andere lachte ihm geradezu ins Gesicht und sagte: „Für was Geheimes habe ich den Herrn auch an-

gesehen, denn zu was Offenherzigem ist Er wohl nicht geschaffen, das sieht man an Seinem Gestelle."

„Unverschämter Grobian!" rief der Geheim-Registrator in höchster Entrüstung; „will Er mich absichtlich beleidigen?"

„Wenn der Herr Geheim-Registrator es wünschen, so fahre ich mit dem Mosje ab," bemerkte der Bürgersmann recht willfährig, indem er bei dieser Gelegenheit ein paar ansehnliche Fäuste zu Tage brachte.

Die angenehme Aussicht, einen Zusammenstoß zweier rüstiger Männer mit anzusehen, sammelte im Nu einen Knäuel Gaffer um die kleine Gruppe und es wäre sicher zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung gekommen, denn der gute Bürger, in seiner ungemeinen Loyalität, machte eine höchst verdächtige Miene und schob den Herrn Geheim-Registrator mit möglichster Zartheit ein wenig bei Seite, um mehr Platz zu gewinnen. Indeß der Ruf: „Der König von Preußen kommt!" veränderte schnell die Situation; die Umstehenden vergaßen auf das zu hoffende kleinere Schauspiel, um das größere, was sich ihnen jetzt als gewiß bot, nicht vorübergehen zu lassen.

Vom Neumarkt her kam König Friedrich, zu seiner Linken der alte Dessauer, begleitet von einem zahlreichen Offiziersgefolge, geritten. Für die prunkgewöhnten Dresdener wäre der Anblick dieser Cavalcade kein besonders anziehender gewesen, denn ihr fehlte der Glanz, mit dem der flüchtig gewordene Landesherr bei jeder, auch der kürzesten, öffentlichen Erscheinung vor den Augen des Publikums sich

zu umgeben verstand, wenn nicht des Königs von Preußen Majestät und der alte Dessauer Fürst zu den großen, hervorragenden Männern ihrer Zeit gehört und der Umstand, daß Friedrich, jetzt Herr von Dresden, die Aufmerksamkeit der Dresdener in gehörigen Anspruch genommen hätte.

Welcher Contrast zwischen beiden Helden! Der König von Preußen machte keine besonders angenehme Figur zu Pferde; seine Erscheinung hatte nichts Schönes, im Gegentheil vernachlässigte er die Haltung seines Körpers durch ein gedrücktes Vorneigen desselben, eine Folge der gezwungenen, sitzenden Lebensweise in früherer Zeit, wo die im jugendlichen Alter schlanken und edlen Formen in eitlem Fleischansatz untergingen und die breitgewordenen Schultern den kurzen Hals, vorzüglich wenn er gedankenvoll war und, seiner Gewohnheit nach, den Kopf nach vorn sinken ließ, fast verbargen. Sein Gesicht dagegen entbehrte nicht jenen markigen Ausdruck von Energie und speculativem Verstand, wie letzterer überhaupt eine Eigenschaft derer zu sein pflegt, deren Antlitz mehr spitz als breit, und gleichsam wie lauschend nach vorn gedrückt, sich zeigt; zugleich aber war der ernste, fast strenge Ausdruck seiner Züge durch den kleinen, freundlichen Blick seiner Augen gemildert, ein Zeichen, wie der rege und thätige Geist, der ihn beseelte und seinen Ehrgeiz zu Eroberungen anspornte, auch für sanftere Freuden, als der Siegesdonner gewonnener Schlachten ihm bot, empfänglich sei.

Der zu seiner Linken reitende Fürst von Dessau, insgemein „der alte Schwerenöther", von seinem Lieblings-

fluche, den er bei Freud und Leid gehörig und oft in Ueberfülle anzubringen wußte, stellte ein ganz eigenthümliches Bild in seinem Aeußern dar. Seine über gewöhnliche Größe hervorragende Leibesgestalt war ansehnlich, wohlgebildet und herkulisch zu nennen. Das Alter hatte ihn nicht gebeugt, trotz der fast siebenzig Jahre seines Lebens, wies sein Haar nur wenig Anflug von Grau. Sein Gesicht trug, obwohl manche Falte dasselbe durchfurchte, den Ausdruck von Glück, froher Nonchalance, zugleich aber etwas Furchtbares, dem man gern auswich. Das Feuer seiner Augen schien, vorzüglich, wenn seine Stirn von dichten Falten des Grimmes bedeckt war, ein verzehrender Brand. Dazu kam noch die Schwärze seines Gesichts, eine Folge des Pulverdampfes und fast stetem Ausgesetztsein der rauhesten Witterung, wie der brennendsten Sonnenhitze. Dieser altgewordene, jedoch von den Jahren nicht gebeugte Kriegsheld vervollständigte das Eigenthümliche seines Aeußeren durch die Art und Weise, wie er sich zu kleiden und die Haare zu tragen pflegte. Die letzteren wiesen sich in einem einfachen Bandzopf gebunden, welchen Putz er für den schönsten eines Soldaten betrachtete. Zwanglos hingen dagegen die Haare an seinen Schläfen herab und berührten oft den bedeutenden, schwarzen Zwickelbart, der das Furchtbare des stark geschwärzten, hagern und grimmigen Gesichtes noch viel mehr erhöhte. Für jetzt, wo er als Begleiter des Königs erschien, hatte er seinen gewöhnlichen, blautuchenen Rock mit der Feldmarschallsuniform vertauscht und, seiner Ansicht nach, die beste

Toilette gemacht, etwas Ausgezeichnetes, seinen hohen Rang, bezüglich dieser Bekleidung seines obern Menschen in die Augen Hebendes, denn der untere zeigte sich um so vernachlässigter, indem derselbe, trotz der Kälte, in grauen Beinkleidern von grober Leinwand stak, zu welchem Unterkostüm die unterhalb der zugeknöpften Uniform hervorschauende Weste, von gleichem Stoff und Farbe, vollständig harmonirte.

Das war das Aeußere des Mannes, der eine Woche zuvor die Kesselsdorfer Schlacht gewonnen hatte und in seinem Wesen das seltsamste Gemisch von wilder Rohheit, Gemeinheit, zärtlichen Gefühls und herzlichen Wohlwollens darstellte, mit einem Worte, eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit war. Er ritt einen Rappen, der wild in den Zügel schäumte und ganz wie sein Herr, welcher ihm nicht den mindesten Zwang anthat, in auffallenden Seitensprüngen und öfterm geraden Aufsteigen die tollste Laune kundgab; der König dagegen, als sollte auch die Wahl der Farbe bei dem Thiere, das ihn trug, für seinen lichten Geist bestimmend erscheinen, ritt einen Schimmel, der in ruhiger, stolzer Schönheit fortschritt.

Wie stets bei Schaugelegenheiten eine Menge Gaffer mitlaufen, so auch hier. Mit der wenig prunkvollen königlichen Cavalcade hatte sich zugleich eine Menge Leute auf beiden Seiten der ohnehin nicht breiten Frauengasse eingefunden, und dieser langsam sich hinziehende Menschenstrom ward die Ursache, daß der kleine, vor Peter Mohren-

thals Laden sich vor Kurzem noch angesammelte Haufe auseinandergedrängt wurde.

Als der Zug, nach der Schloßgasse einbiegend, verschwunden war, schaute sich der Geheim-Registrator, welcher seinen Stand vor dem Fenster behauptet, nach dem kecken Menschen um, der ihm so empfindliche Grobheiten gesagt hatte; indeß dieser war fort, zugleich aber auch der loyale Bürger mit den ansehnlichen Fäusten, nur der junge Mann, der eigentliche Anstifter der vorigen unangenehmen Scene, stand noch da, die Ankündigungen lesend, die Peter Mohrenthal in großer Druckschrift, zur Beachtung für die Vorübergehenden, an seiner Ladenthüre ausgehängt hatte. Allerdings gab es für ein heiteres Gemüth Stoff zum Lachen, wenn man gleich unterhalb der Anzeige: „Hier sind zu haben die europäische Kriegs-, Friedens- und Weltgeschichte, die Curiof. Saxon., wie auch die historischen Dresdener Merkwürdigkeiten,“ folgende Annonce las: „das bekannte Mohrenthalische Universal Wund- und Heilpflaster, Tinctura purificans, der weiße Fluß-Schnupftabak, das bekannte, bewährte schwarze Pulver u. s. w.“

„Sehr gut, sehr gut,“ lachte der junge Mann im braunen Rockelor halblaut — „Dresdener Merkwürdigkeiten und Mohrenthalsches Universal-, Wund- und Heilpflaster — ha, ha, ha! nun, wir könnten für jetzt so ein Universalpflaster brauchen, mein Seel!“

Der Geheim-Registrator hatte etwas seitwärts neben ihm gestanden und ihn betrachtet.

Der junge Mann besaß ein feines Gesicht mit einem

Ausdruck von Fröhlichkeit. Die edelgeformten, offenen Züge trugen den Stempel frischen Lebens und eines reinen, heiteren Gemüthes, das sich frei von Leidenschaftlichkeit erhalten. Er konnte höchstens die Mitte der zwanziger Jahre erreicht haben. Das Haar trug er offen, im Nacken herabfallend, es war lichtbraun und ruhte auf dem dunklen Rockelorkragen, der, wie der Geheim-Registrator nicht übersah, von echtem, schwarzem Sammt war.

„Möchte wissen, wer der junge Mensch ist?“ sagte der Besitzer des ansehnlichen Fuchsmuffes zu sich; „man kann nie zu viel Leute kennen lernen, es ist immer ein Profit, zu wissen, wem man einmal so zufällig wieder begegnet.“

Der stille Wunsch des Geheim-Registrators ward auf der Stelle erfüllt, indem der junge Mann, sich zum Fortgehen umwendend, unwillkürlich an ihn stieß und sich dadurch bewogen fand, um Verzeihung zu bitten.

„O, hat nichts zu sagen, der junge Herr hat mir durchaus nicht wehe gethan, bin übrigens selbst Schuld, warum blieb ich im Wege stehen?“ antwortete jener höflich; „aber das kommt von dem Aerger, den ich noch von vorhin über den unverschämten Menschen in den Gliedern hatte. Ach, wie versinkt doch die Welt immer mehr und mehr in Schlechtigkeit! die guten Sitten nehmen täglich ab — man fühlt sich ganz isolirt unter der Menschheit, wenn man nicht mit dem Strome zu schwimmen versteht.“

„Man muß aber auch nicht gegen den Strom schwimmen, Verehrtester,“ war die Antwort; „der Herr Geheim-

Registrator haben vorhin diese Klugheitsregel aus den Augen gelassen."

„Mein himmlischer Vater, wer kann sich denn immer mäßigen, wenn man so — so muthwilliger Weise in den Aerger hineingeworfen wird! Ich bin ein ehrlicher Sachse und das Herz blutet mir, wenn ich nur durch irgend eine mißgünstige Aeußerung über meinen allergnädigsten Landesherrn oder dessen glorreichen, höchstseligen Herrn Vaters Majestät verletzt und betrübt werde."

„Der Herr Geheim-Registrator verzeihen, daß ich mich desgleichen für einen ehrlichen, treuen Sachsen halte, obwohl ich etwas scrupulöserer Natur bin, als Sie, wie es den Anschein hat."

„Ja, ja, der junge Herr hat vorhin den Mund auch etwas zu weit aufgethan, wie ich mich recht gut entsinne," lächelte mit einem Anfluge leisen Vorwurfs der Expeditionsmann; „nun, nun, Dero Bemerkung hielt sich aber immer noch in den Schranken einer gewissen Moderation, war doch nicht solchergestalt, wie die des Andern, der sich so ungezogen benahm und ... wer war denn der?"

„Kann dem verehrten Herrn keine Auskunft geben," antwortete der junge Mann, „habe ihn auch heute zum ersten Male gesehen; aber wenn ich mir erlauben darf, meine Meinung geradeheraus zu sagen, so möchte ich behaupten, es sei ein ganz rechtschaffener Mann, der nur das Unglück hat, seinen Aeußerungen kein Mäntelchen umzuhängen und die Kinder beim rechten Namen zu nennen."

„Den Teufel auch — ach, mein himmlischer Vater,

da tritt mir der Aerger wieder an's Herz und ich versündige mich und nehme den Teufel in den Mund — Alles nur wegen dem Grobian."

Der Andere lachte hell auf und sagte:

„Nun, trösten sich der Herr Geheim-Registrator hinsichtlich des Teufels mit Sr. Durchlaucht von Dessau, der immer Legionen dieser Art in Bereitschaft hat, um seinen Worten einen kräftigern Ausdruck zu geben und selbst im größten Schmerze, als er seinem Sohne Moritz, unter Schluchzen und Schreien, die Trauerbotschaft von dem Tode seiner Gemahlin mit den Worten: „Moritz, der Teufel hat Deine Mutter geholt!" verkündete, nicht auf den Schwarzen vergaß."

„Der alte Dessauer ist auch ein gotteslästerlicher Heide, ein Halbwilder, der gar kein religiöses Gefühl im Leibe hat. Bewahre der himmlische Vater jeden Christenmenschen vor solchem Unhold!" entgegnete der Vorige mit einem kläglichen Jeremiastone.

Der junge Mann wollte sich jetzt entfernen, indeß der Geheim-Registrator sagte verbindlich:

„Wenn der junge Herr nicht gar zu pressante Geschäfte hat, so möchte ich denselben bitten, mir noch eine Weile seine angenehme Gesellschaft zu schenken. Ich gestehe es recht ehrlich, der junge Herr gefällt mir; 's ist doch ein Wort in Vernunft und Ehrbarkeit mit ihm zu sprechen, wenn Er gleich andere Ansichten zu haben scheint, als unser Einer."

„Bitte sehr, hat, nicht zu haben scheint, Verehrte-

ster, das Unbestimmte ist nicht meine Sache," antwortete Jener lustig.

„Also hat, nun, nun, man kann sich auch darüber verständigen."

Beide schritten nun nebeneinander, durch die Rosmaringasse in die Schloßgasse einbiegend. Den Kreuz- und Querfragen des Geheim-Registrators war es glücklich gelungen, von seinem Begleiter zu erfahren, daß derselbe ein Maler sei und Guido Renner heiße.

„Habe mir gleich gedacht, daß der junge Herr so etwas Feines sind, ein Künstler, ein ganz anderer Mensch, als gewisse Leute, denen der Herr Gott blos ein paar Fäuste gegeben hat, um zu scharwerken."

„Der verehrte Herr treffen den Nagel auf den Kopf," redete Guido, bei diesem ihn gemachten verbindlichen Compliment sich der Heiterkeit gänzlich überlassend. „Der Pinsel ist allerdings feiner, als Hammer und Feile, wodurch so viele ehrsame Leute ihr täglich Brot verdienen müssen; indeß macht dies bei mir nicht den andern Menschen aus, sondern mein Unglück, mehr Geld zu brauchen, als ich habe."

„Sehr glückliches Gemüth," sagte der Geheim-Registrator mit beifälligem Lächeln; „nun, nun, nun, der junge Herr müssen sich über dies Unglück, das Sie mit Leuten von Distinktion und noblen Passionen theilen, zu trösten suchen."

„O, was mich betrifft, ich bedarf da keiner Tröstung,

wenn nur nicht die welche bedürfen, die von mir Geld haben wollen."

Der Geheim-Registrator ließ einen recht wohlgefälligen Seitenblick über den jungen, heiteren Begleiter streifen und von nun an gewann sein Ton gegen diesen eine gewisse väterliche Zuneigung; seinen Fragen gelang es, Näheres über die Umstände des jungen Mannes, der sehr offenherzig war, zu erfahren.

„Ja, ja, glaub's wohl, Protection macht den Ruhm und das Glück des Künstlers, ohne solche kann er bei allem Talent verhungern. Wenn der junge Herr zu mir einiges Vertrauen hätte, könnte es wohl der Fall sein, daß ich Ihm einige Gönner zuwiese, die mit blankem Golde zu honoriren pflegen," redete der Geheim-Registrator recht herzlich. „Unser Einer hat so verschiedene Connexionen, kommt mit verschiedenen hochgestellten Personen zuweilen in nahe Berührung, läßt da ein günstiges Wort fallen und der junge Herr Maler, daß er seiner Kunst und meiner geringen Recommandation Ehre macht, dürfte bald in den vornehmen Familien, oder wohl gar am Hofe, eine erquickliche Carriere machen — das ist Alles möglich. Man steigt von einer Stufe zur andern; aber man muß nur die erste gewonnen haben, sonst bleibt man unten, geht unter, verschwindet."

„Der Herr Geheim-Registrator schütteln da vor mir einen ganzen Sack voll Glück aus; aber ich bin der Mann dazu, ich halte es fest und was das betrifft, ob ich meine Kunst und Ihrer Recommandation Ehre zu machen im

Stande bin, nun, das müßte sich ja, denke ich, bei erster Gelegenheit und, wie ich hoffe, zu meinen Gunsten ausweisen."

„Also abgemacht," entgegnete Jener, „werde mich verwenden und glaube besten Erfolg mit Gewißheit voraussagen zu können. Für jetzt lade ich den jungen Herrn zu einer Tasse Kaffee ein; müssen doch näher mit einander bekannt werden, nicht wahr?"

„Nun, mein Seel!" rief der junge Mann in bester Laune, „das ist ja ein köstlicher Tag — ein Protektor hat mir lange gefehlt und so empfehle ich mich dem Herrn Geheim=Registrator bestens."

So war denn eine Bekanntschaft, die für die spätere Zeit mancherlei Folgen hatte, auf dem kurzen Wege bis zur kleinen Brüdergasse geschlossen worden, denn daselbst wohnte Herr Saul, unweit des Prinzen=Palais, und die lauschige Zimmerwärme, die ihn und seinen Schützling wohlthuend entgegendrang, schien vorzüglich auf die vollkommen entfesselte Heiterkeit des Letzteren einen höchst günstigen Eindruck zu üben.

Derselbe Menschenstrom, der die königlich preußische Cavalcade gaffend vom Lubomirsky'schen Palais an der Kreuzkirche, wo König Friedrich während seines Aufenthaltes zu Dresden Quartier genommen, durch die Moritzstraße über den Neumarkt, auf welchem ein preußisches Grenadierbataillon zur Musterung aufgestellt war, und von da durch die Frauen=, Rosmarin= und Schloßgasse bis zum Prinzen=Palais, auf dem Taschenberge, begleitet

hatte, stand jetzt neugierig vor dem Portale, die Offiziere, Dragoner und Pferde anschauend, welche, der Rückkunft ihres königlichen Herrn harrend, der im Geleite des alten Dessauerfürsten und einiger hochgestellten Personen seines militairischen Gefolges bereits in das Innere des Palastes verschwunden war.

Als grell in die Augen fallender Contrast gegen die preußische Offiziersuite wies sich die unterhalb des Portals in's Gewehr getretene Schweizerleibgarde Augusts von Sachsen. Die helle, gelbe Farbe ihrer mit Bordenschleifen und weißen Knöpfen besetzten Röcke mit blauen Aufschlägen, schimmerte weithin und wurde durch die blauen Westen, Beinkleider und Strümpfe noch mehr hervorgehoben, wozu die mit silbernen Tressen und weißen Federn geschmückten Hüte das Ihrige beitrugen. Das alterthümliche Aussehen dieser Leibgarde ward besonders durch ihr eigenen Waffen, Partisane und Säbel, vervollständigt. Vor dem Portale schritten zwei Mann, wohleingehüllt in gelbe Mäntel mit blauen Kragen, die Partisanen über die Schultern gelegt, gravitätisch auf und nieder, zuweilen finstere Blicke des Mißmuths auf die Preußen werfend, die zu so ungelegener Zeit die Weihnachtsfestlichkeiten der königlichen Familie gestört hatten.

Indeß nun die Neugierigen ruhig auf dem Platze verharrten, um den König Friedrich und den alten Dessauer wieder zu Pferde steigen und fortreiten zu sehen, befanden sich diese beiden gewaltigen Kriegsfürsten in der Mitte der Kinderwelt. Die Flucht des Churfürst-Königs

nach Prag, war in solcher Hast geschehen, daß man sogar die jüngere königliche Familie zurückgelassen hatte.

In einem der großen, mit kostbaren Geräthschaften, an denen Gold- und Silberverzierungen nicht mangelten, ausgestatteten Zimmer, saß der König von Preußen in einem rothsammtnen Armstuhl, über dessen Lehne das sächsisch-polnische Wappen emporragte; neben ihm, von seiner Hand gehalten, stand der funfzehnjährige Prinz Xaver und die fünfjährige kleine Prinzeß Kunigunde. Der König liebkos'te die Letztere, welche viel Furcht vor ihm verrieth.

„Ach, meine kleine Hoheit," sagte er freundlich, „bin ich ein so häßlicher Patron, daß man sich vor mir ängstigen muß?"

„Papa und Mama sind fort und wir haben nun keinen heiligen Christ," antwortete die kleine Prinzeß recht kläglich, denn die Weihnachtsfreude kehrte stets bei der churfürstköniglichen Familie in größtem Maaßgabe ein und war vorzüglich für die jüngeren Mitglieder derselben eine sehr ungeduldig ersehnte Zeit.

„Nun, geruhen sich Ihro Hoheit nur etwas zu gedulden," antwortete der König lächelnd, „Papa und ich sind auf dem besten Wege, Freunde zu werden und dann kommt Alles nach, Alles."

Nach diesen Worten nahm der König eine starke Prise, die halb auf den Boden fiel.

„Pfui, wie häßlich," rief die Prinzeß, mit Abscheu

auf den herabgefallenen Taback deutend, „das schickt sich nicht.“

„Ich werde bei dieser kleinen Dame keine besondere Carriere machen, sie findet Alles an mir häßlich,“ scherzte der König, und sich zu dem ihm zur andern Seite stehenden Prinzen wendend, sagte er: „Euer Liebden scheinen mir mehr gewogen zu sein.“

„Ja, Sire, ich liebe Männer, die zu befehlen verstehen,“ war die Antwort; „ich werde auch bald ein Mann werden und dann will ich die Soldaten exerciren und marschiren lassen nach Herzenslust. Sie werden es sehen, Sire, wenn Sie so lange leben.“

„Ich hoffe doch, Prinz,“ bemerkte der König darauf, mit einem Anflug von ironischem Scherz; „ich bin noch lange nicht fertig mit dem, was ich mir vorgenommen habe.“

„Ich weiß, Sire, man hat mir davon erzählt; aber wenn ich erst Soldaten haben werde, bringen Sie es nicht zu Ende.“

„Was denn, Euer Liebden?“ fragte der König, nicht wenig pikirt von dieser Antwort. „Was hat man Ihnen denn erzählt von dem, was ich noch Alles thun will?“

„Sire, man hat mir gesagt, daß Sie es mit Sachsen auch so, wie mit Schlesien beabsichtigen, Sie wollen es erobern.“

Der König ließ einige Sekunden vorbeigehen, ehe er die Frage an den Prinzen richtete:

„Wer hat Ihnen das erzählt?“

„Brühl, wer sonst?"

„Brühl und immer Brühl! dieser Mann ist Sachsens Unglück!" rief Friedrich etwas unangenehm berührt; „er ist ein Ränkeschmied und Heuchler, der nur für seine Habsucht sorgt. Ich beklage den König, Ihren Herrn Vater, Prinz, daß er solchen Rathgebern sein Ohr leiht, ich beklage ihn aufrichtig. Sie sind noch zu jung, um mit Ihnen über solche ernste Dinge sprechen zu können; aber ich glaube, Sie werden einen Charakter mit der Zeit entwickeln, der es Schmeichlern, wie Brühl einer ist, unmöglich macht, Sie über die wahre Lage der Dinge zu täuschen."

„O Sire, ich liebe den Brühl auch nicht," entgegnete der junge Prinz schnell; „auch mein Bruder Christian kann ihn nicht wohl leiden; aber des Papas Majestät denkt ganz anders und der hochwürdige Herr Pater Quarini ist ein zärtlicher Freund von Brühl."

Der König bezeigte dem Prinzen ein herzliches Wohlwollen, wie er allen Denen, bei welchen er den Ausdruck gesunden Verstandes fand, jederzeit erwies. Das rohe, heftige Gelächter des alten Dessauers, der, entfernt von dem König, den siebenjährigen Prinzen Albert Casimir zum Scherz eine militairische Lection gab, unterbrach die weitere Unterhaltung zwischen dem König und Xaver. Die Besorgniß, daß der alte Kriegsheld, nach seiner gewöhnlichen Weise, sich der Ungenirtheit pöbelhafter Redensarten überlassen möchte, veranlaßte den König, sich zu erheben und hinzuzutreten, um durch seine Gegenwart dergleichen

Unziemlichkeiten fern zu halten. Indeß was er befürchtet hatte, erfüllte sich auch auf der Stelle; er hörte den Dessauer mit einer Löwenstimme, die wie Donner in dem Zimmer schallte, schreien: „Schwernoth! Halt' Er Schritt, oder der Teufel soll Ihn auf den Kopf fahren!"

Ein fast allgemeines Schreien der jüngsten königlichen Kinder folgte unmittelbar diesem donnerartigen Befehle; sie stiebten flüchtig auseinander wie Spreu.

„Aber Euer Liebden ..." rief der König schnell hinzutretend.

„Der Schwerenöther hält nicht Schritt, was soll aus solchem Bürschchen werden? Meine Jungen konnten das schon, ehe sie auf die Welt kamen," grollte der alte Dessauer, sich entschuldigend.

Die merkwürdige Erscheinung des alten Kriegshelden, hatte die jüngern Mitglieder der königlichen Familie in seine Nähe gelockt; allerdings war ihnen der Anblick eines solchen Mannes etwas ungemein Auffallendes; an ihrem väterlichen Hofe waren sie nur gewöhnt, Leute von Noblesse und äußerer, glatter Toilette zu sehen, keineswegs Personen von so vernachlässigtem Costüm; denn der alte Herr hatte sich's bequem gemacht; die Wärme in dem Zimmer veranlaßte ihn, sich die Uniform und zugleich die darunter befindliche, graue Leinwandweste aufzuknöpfen, das Hemd auf beiden Seiten der Brust herüberzuziehen und solchergestalt, wie er eigentlich stets zu gehen pflegte und auch bei seinen Soldaten eingeführt war, mit ent-

blößter Brust sich der vollkommensten Ungezwungenheit hinzugeben.

Der kleine Albert Casimir schien Gefallen an der Schärpe des alten Herrn zu finden und betastete mit kindischer Neugier die Quasten derselben.

„Hoho, junges Herrlein, möchst auch einmal in die Allarmtrompete blasen lassen, wenn Du ein paar Ellen größer gewachsen bist?“ fragte der Dessauer, den kleinen Prinzen zu sich aufhebend, „möchst auch ein Soldat werden?“

„Zu Pferde, ja,“ antwortete der Kleine, sich gar nicht vor dem wilden, schwärzlichen Gesichte und dem langen Zwickelbart des Reichsfeldmarschalls fürchtend.

„Zu Pferde — dummes Zeug. Cavallerie ist nichts, Fußvolk ist besser; Grenadiere, wie die Bäume, mit gefälltem Gewehre, da hat der Herr Gott sein Plaisir d'ran, sieht doch wenigstens, was für Kerls auf der Erde herumlaufen. Schritt halten ist aber die Hauptsache; ein Kerl ohne Tritt ist nicht den Schuß Pulver werth. Komm her, wollens probiren, so'n Profit ist mitzunehmen.“

Mit diesen Worten stellte er den kleinen Prinzen neben sich und die erste Marschübung nahm ihren Anfang. Alles was nur im entferntesten das Soldatenwesen berührte, exaltirte den Dessauer Feldherrn dermaaßen, daß er alles Uebrige darüber vergaß. So übersah er es denn auch, daß besagte Lection im Schritthalten nur ein Scherz sei, bemerkte in seinem martialischen Eifer nicht, wie die königlichen Kinder kicherten, da es wahrhaft possierlich

aussah, eine so kleine Knabenfigur neben der fast riesigen Gestalt des Fürsten marschiren zu sehen, eine vollkommene Wiederholung der altbiblischen Geschichte vom Goliath und David. Aber die Taktlosigkeit des kleinen Prinzen bezüglich des Schritthaltens — der alte Herr brummte seinen Leibmarsch dazu, dessen Melodie bis heutigen Tages eine volksthümliche geblieben — brachte den Letzteren, der Alles, nur keinen militairischen Fehler vertragen konnte, in Harnisch und er polterte seinen Aerger in jener ihm ganz eigenthümlichen Manier aus, die wir bereits erwähnt. Der kleine, fürstliche Rekrut lief über Hals und Kopf davon, während die Prinzessinnen laut schreiend flüchteten.

Etwas verblüfft schaute der alte Dessauer seinem Schüler nach, während der König mit dem Ausdruck des Unwillens zu dem Ersteren leise sagte:

„Ew. Liebden möchten sich wohl etwas menagiren in's Künftige, eine genauere Recognoscirung des Terrains, auf dem Sie sich befinden, dürfte nur von Nutzen sein."

Der Schrei der Kinder hatte die im Vorzimmer befindlichen Personen, welche zu dem Hofstaat der jungen königlichen Familie gehörten, ungerufen in das Zimmer getrieben. Die Frau Gräfin von Martinitz, Aya der jungen Prinzessinnen, welche allein während der Anwesenheit des Königs und des Fürsten von Dessau im Zimmer geblieben, rief ihnen entgegen:

„Es ist ihnen nichts geschehen ... keine Sorge!"

Aber dem schien das laute Weinen der jüngsten

Prinzeß zu widersprechen, welche ganz außer sich in die Arme einer jungen Dame lief und, das kleine, runde Gesichtchen in den Falten des bauschigen Kleides derselben verbergend, mit halberstickter Stimme rief:

„Ach hilf, gute, liebe Erffa, das ist ein schrecklich böser Mann, er will dem Albert Leids thun.“

„Mein Gott, Prinzeß Kunigunde, fassen Sie sich doch, Sie ängstigen sich ohne Noth,“ tröstete die junge Dame; „es denkt ja Niemand daran, Ihrem Bruder Hoheit Leid zuzufügen.“

„Ja, der dort, der Schwarze,“ sagte Kunigunde, auf den Dessauer deutend; „hu, wie hat er doch so schrecklich geschrien, daß uns Allen angst und bange wurde. Der verschlingt gewiß Kinder.“

Ein feines, sarkastisches Lächeln streifte über des Königs scharf markirtes Antlitz hin und er sagte leise zu dem alten Kriegshelden, der, bei dieser ihn allein betreffenden unangenehmen Scene, Aerger und zugleich Verlegenheit kaum zu verbergen wußte:

„Euer Liebden setzen sich aller Orten in ein günstiges Renommée.“

Während der König zu der kleinen Hoheit sich hinbegab, um sie über des alten Dessauers Kommandostimme und gewählte Ausdrücke so viel als möglich zu beruhigen, zupfte dieser, voll Verdruß, an seinem langen Zwickelbarte und grollte in sich hinein: „Lauter Goldpüppchen, die's Fieber von einer einzigen Schwerenoth kriegen; da sind doch meine Jungen andere Kerls gewesen und meine

Mädels ... die Louise von Bernburg ... hat noch ihre letzte irdische Freude an einem schönen Regimente gehabt, ehe sie starb. Arme, gute Louise!"

Der Gedanke an diese Tochter, die er, trotz seiner Wildheit, mit wahrhafter Vaterzärtlichkeit geliebt und ihrem letzten, irdischen Wunsch, ihn an der Spitze seines Regimentes noch einmal zu sehen, gewillfahrt, sein Regiment deshalb von Halle nach Bernburg geführt hatte und vor den Schloßfenstern, an deren einem die fast sterbende Fürstin sich hatte hintragen lassen, unter vollstimmiger Kriegsmusik vorüberdefiliren ließ, während er selbst, der eiserne, an Schlachtendonner und Blutsaat gewöhnte Kriegsführer, laut schluchzend zu Pferde saß und an der Spitze seiner erprobten Grenadiere, der ihm dankbar lächelnden Tochter den letzten väterlichen Gruß seines vor Kummers brechenden Herzens zuwinkte — dieser Gedanke stimmte ihn plötzlich so trübe und griff an seine Seele mit allem Wehe eines unersetzlichen Verlustes, daß ihm einzelne, schwere Tropfen über die geschwärzten Wangen rollten. Er trat an ein Fenster zurück und blieb von nun an theilnahmlos für den weitern Vorgang im Zimmer.

Der König hatte die Hand der kleinen Prinzeß ergriffen und es war ihm gelungen, sie zu beruhigen; er liebkos'te die kleine Hoheit, wobei es der jungen Dame, die etwas seitwärts stand, nicht entging, daß der Blick des Monarchen zuweilen auf sie gerichtet war, mit dem

Ausdruck der Ueberraschung, als verberge er die heimliche Freude, sie zu sehen.

Fräulein Gräfin Helene von Erffa fühlte sich durch diese Blicke, die sie nicht zu deuten wußte, beunruhigt. Der König schien das zu fühlen und zugleich den Wunsch zu hegen, diese Situation der Verlegenheit von ihr zu nehmen.

„Nun, meine kleine, furchtsame Prinzeß, wir werden noch ganz gute Freunde werden," redete er lächelnd; „auch der Schwarze dort ist kein so böser Christ, als er aussieht; für Den stehe ich, er weiß nur nicht recht mit so zarten Dämchen umzugehen, das ist sein größter Fehler. Einstweilen begeben Sie sich nur in den Schutz dieser freundlichen, jungen Dame, Sie sind da am sichersten geborgen."

„Das ist unsere gute, liebe Erffa, die uns immer so hübsche Geschichten erzählt," sagte die Prinzeß vertraulicher; „wir haben sie Alle herzlich lieb.

Der König machte eine leichte Verneigung vor Fräulein von Erffa und sagte mit großer Freundlichkeit:

„Manche Leute werfen mir zwar vor, ich hätte wenig in religiösen Dingen mich exercirt, indeß das ist ein Vorwurf, den ich sicher am besten entkräfte, wenn ich Ihnen, Fräulein, in biblischem Geschmack die artigen Worte eines Propheten: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Lob zugerichtet," als bestes Compliment, was man Ihnen nur machen könnte, wiederhole."

„Sire, der alte Prophet, dem dieser schöne Lobspruch

entlehnt ist, hat gewiß nicht geahnt, daß dereinst ein König von Preußen sich, einem unbedeutenden Mädchen gegenüber, seiner Worte bedienen würde."

Der König wies sich sehr erheitert durch diese Antwort, die auf seinen Scherz einging. „Sie mögen recht haben, Fräulein, daß besagtem Prophet Preußen in zu weiter Ferne lag, um daran denken zu können, daß dermaleneinst ein König von Preußen sich von ihm einen so treffenden Lobspruch leihen werde. — Andere, die allerdings nichts von Prophetie besitzen, aber meine nächsten Nachbarn sind, theilen mit dem alten, begeisterten Seher die Unwissenheit, daß es einen preußischen Staat mit einem trefflich eingeübten und tapfern Heere giebt. Doch, lassen wir das. Sie nennen sich unbedeutend, Fräulein! seit wann ist dies die Schönheit, der Macht gegenüber?"

Fräulein von Erffa erröthete tief.

„Majestät," stammelte sie verlegen, „ich . . ."

„Ihr Anblick flößt mir ein Interesse ein, das Sie gewiß nicht ahnen," fuhr er fort; „ach, die Götter der Erde sind nicht frei von den irdischen Anhängseln, es wäre eine eitle Selbstüberhebung, dies zu behaupten."

Der König ließ jetzt eine Pause folgen, in welcher sein Blick auf dem Boden wurzelte, als denke er über einen ihn plötzlich ergreifenden Gegenstand nach; dann erhob er ihn wieder und ließ ihn mit aller milden Klarheit, die er so sehr in seiner Gewalt hatte, auf der feinen und zarten Gestalt des Fräuleins ruhen.

„Ihr Name, Fräulein? Ich liebe es, Gegenständen,

die auf irgend eine Weise meine Theilnahme erworben haben, unter die Rubrik der Namen zu stellen."

„Mein Vater ist der Geheimrath Graf von Erffa."

„Erffa, ein altadelich Geschlecht im Thüringischen, wenn ich nicht irre."

„So ist es, Sire."

„Und Ihr Taufname?"

„Helene."

„Der Name entspricht Ihrer Schönheit, Fräulein, und sollte es vielleicht einem preußischen Paris gelingen, Sie diesem Hofe zu entführen und das Schicksal Sie in die Mark Brandenburg bringen, so erinnern Sie sich, daß der König von Preußen, in jeder Lage Ihr Beistand sein zu können, sich freuen wird."

Nach diesen Worten verneigte sich der Monarch gegen Fräulein von Erffa, die Unterhaltung war geendet und bald darauf auch der Besuch Friedrichs bei dem jüngern Theil der königlichen Familie.

Als der König und der alte Dessauer, von ihrem Offiziersgefolge begleitet, fortritt, ließ der Erstere seinen Blick zufällig an den Fenstern des Palais hinstreifen und ein freundliches Lächeln überschwebte sein Gesicht, als er an einem Fenster der Prinzessinnen-Zimmer Fräulein Helene von Erffa, die kleine Prinzeß Kunigunde im Arme haltend, stehen sah.

Die nächste Folge der Kesselsdorfer Schlacht war der Friede zwischen Preußen und Sachsen; das Jahr 1746 sah wieder den altgewöhnten Prunk am sächsischen Hofe, während Tausende mit bittern Kummerthränen ihr schwerverdientes Geld für die kaum zu erschwingenden Abgaben, die durch die von Preußen ausgeschriebenen Contributionen doppelt und dreifach erhöht wurden, hinzugeben gezwungen waren. Aber zum Throne drang keine Klage des schwergedrückten Volkes, denn der Graf von Brühl hatte, mit aller Vorsicht seines schlauen Charakters, alle Wege zum Ohre des Churfürst-Königs versperrt, um diesen gutherzigen, aber schwachen Regenten, der die äußerste Antipathie für jedes ernstliche Geschäft besaß, in der fortwährenden Täuschung, sein Volk sei das glücklichste der Erde, zu erhalten.

Mit dem Ende des altgewordenen, aber durch den Bluttag von Kesselsdorf in der deutschen, besonders aber in der sächsischen Geschichte merkwürdigen Jahres 1745 hatten die Preußen Sachsen verlassen, das neue Jahr brachte August III. aus Prag, seinem Asyle, nach der Residenz Dresden zurück und ganz dasselbe glänzende Leben, als hätte nie ein drohendes Wölkchen den Lusthimmel des Dresdener Hofes getrübt, zog mit der Wiederkehr desselben in die Hauptstadt ein.

Wir führen den Leser in Brühls Palais, welches jetzt, nach der Rückkehr seines, von dem Könige August unzertrennlichen Herrn schnell dieselbe heitere Physiognomie zeigte, die es vor deren Flucht trug.

Der Luxus hatte alle Fülle augergötzender Schönheit und sinnenschmeichelnder Erfindung hier ausgebreitet; überall, wohin der Blick traf, fiel er auf königlichen Glanz, auf Ueppigkeit, und jener zauberische Wohllaut, welcher die Empfindungen stets angenehm berührt, wenn wir die Fülle des Reichthums mit Geschmack und feinem Gefühl für passende Zusammenstellung gepaart sehen, sprach hier aus jedem Gegenstande. Betrachten wir diesen außergewöhnlichen, häuslichen Glanz, dessen sich kein König schämen durfte, als Grundton des reichen Bildes, welches die Wohnung Brühls gewährte, so war sie nur eine unbedingte Nothwendigkeit für die vollkommene Harmonie, die erst durch die stets geschäftigen Pagen und Lakaien, welche diese prächtigen Zimmer und Gänge jederzeit belebten, zur Anschauung trat. Lebende und leblose Gegenstände standen in diesem Zusammenfluß von Eleganz und Pracht in engster Beziehung zu einander, Alles trug das Gepräge des Glückes, der Sorglosigkeit, des ungetrübtesten Wohllebens. Reichthum war der Pulsschlag, der die hier Lebenden beseelte, Reichthum der Grundton alles hier vereinten Leblosen.

Die Portalhalle war für einen Theil der Lakaien — und Brühl hatte deren an hundert — ein Sammelplatz, um so mehr, als es zum guten Ton im gräflichen Hause gehörte, den ankommenden Visiten einen Begriff von dem Glanze des Besitzers zu geben und dessen Würde und hohe Stellung durch die Anzahl reich betreßter Livreemenschen auch im Aeußersten luxuriös zu vertreten. Nicht

selten war diese Halle der Ort, von dem wichtige Beförderungen und dergleichen, andern mit den Verhältnissen unbekannten Leuten, erstaunliche Ereignisse ausgingen; es lag dies in der eigenthümlichen Bedientenwirthschaft, welche im gräflichen Hause ein unsichtbares, aber oft sehr eingreifendes Regiment führte.

Alle Bittsteller, selbst Personen von Rang, suchten sich unter den galonnirten Livreen einen Protektor, der gegen Erkenntlichkeitsbezeigungen sich ihrer bestens anzunehmen versprach, und so gemein und das Gefühl anwidernd auch Kanäle dieser Art waren, so wurden sie doch allgemein benutzt. Solchergestalt war die Portalhalle eine Art Markt, wo die Bedientenwelt, mit möglichst nobler Tournüre, den einträglichsten Schacher mit ihren Vergünstigungen trieb. Deshalb sah man auch hier immer höchst anständig gekleidete Personen im lebhaften, freundschaftlichen Verkehr mit den Lakaien und so war dieser Ort täglich ein Sammelplatz für gesellige Zusammenkünfte, die in einzelne Gruppen zerfielen.

Der Geheim-Registrator und Guido Renner hatten sich, des üblen Februarwetters wegen, in Sänften hertragen lassen und der Letztere bemerkte mit größter Ueberraschung, welche intime Bekanntschaften sein Gönner in dieser niedern Welt hatte; es konnte dem jungen Manne nicht entgehen, daß er der Gegenstand sei, von dem Herr Saul sprach, denn die auf ihn neugierig haftenden Blicke mehrerer Lakaien waren der deutlichste Beweis davon. Nachdem die gegenseitigen Freundschaftsversicherungen ge-

endet waren, führte der Geheim-Registrator seinen Protegé eine Winkeltreppe im ersten Hofe hinauf.

„Das gnädige Fräulein von Kling ist, wie man mir gesagt hat, jetzt bei Sr. Excellenz dem Herrn Grafen und Sie, mein junger Freund, werden hinsichtlich der Audienz ein wenig Geduld haben müssen.“

„Wer ist das gnädige Fräulein von Kling?“ fragte Guido.

„Eine sehr einflußreiche Dame,“ antwortete der Geheim-Registrator, „steht in höchster Gunst bei unserm allergnädigsten Königshause, denn sie ist die Erzieherin der Königin Majestät gewesen. Nicht weniger erfreut sich diese Dame auch der allerhöchsten Gunst Ihro Majestät der Kaiserin von Oesterreich.“

„Mit so viel Gunst wäre es ein Wunder, wenn dies gnädige Fräulein nicht in den Himmel käme,“ bemerkte Guido lachend.

„Nun, nun, mein cher ami, Sie sind auch bestens empfohlen; ich habe für Sie gesorgt, wie ich es für den eignen Sohn nicht besser thun könnte.“

„Sehr obligirt, Verehrtester — aber bei wem haben Sie mich jetzt empfohlen, wenn ich fragen darf?“

„Jetzt? bei den Herren Lakaien — so etwas darf man nie vergessen. O, das sind Leute von Einfluß; man muß das nur erst kennen lernen. Schade, daß der Portier, Herr Fritsche, nicht da war, sehr Schade.“

Der junge Maler lachte laut auf.

„Himmlischer Vater! Sind Sie bei Sinnen, Werthester?“ fragte Herr Saul erschrocken.

„Ich hoffe es, Herr Geheim=Registrator. Es kommt mir lächerlich vor, daß ich zum Günstling der Bedientenwelt werden soll. Ach, das ist ein ominöser Gedanke, schlimmer als Brechwein. Ich wünschte, Sie hätten mir ihn nicht in die Seele geblasen. Aber Sie haben Sinn für Symmetrie, das muß ich gestehen; diese Bedientenfreundschaft und diese gewundene Treppe — Herr Geheim=Registrator, Sie wissen die Wege zu wählen.“

„Man kommt auf krummer Straße sicherer zum Ziele,“ äußerte der Geheim=Registrator; „ach, mein Freund, die Carrieren bei Hofe wollen studirt sein — Sie werden schon Fortschritte in dieser Wissenschaft machen.“

„Zuverlässig nicht,“ antwortete der Andere mit absprechender Bestimmtheit. „Ich liebe das Offene, meine Seele sträubt sich gegen jeden heuchlerischen Gedanken, und wüßte ich, daß ich eine Carriere machen sollte, so krumm und winklich, wie diese Stiege — wüßte ich das! bei Gott, ich kehrte jetzt noch um.“

„Kleines Närrchen!“ lächelte der Geheim=Registrator, indem er seine Hand ergriff, „habe ich denn gesagt, daß Sie Winkelzüge machen sollen? Das ist nur für andere Leute nothwendig. Wäre was schönes, jetzt umkehren, als ob Sie sich vor einem Gespenste fürchteten. Nein, nein, kommen Sie nur, Freundchen, kommen Sie getrost, wenn Sie erst mit Sr. Excellenz gesprochen haben, werden Sie enchantirt sein von Hochdessen Liebenswürdig=

keit. Ach, ein aimabler Herr, der Herr Graf, Freund und Mäcen aller talentvollen Künstler.“

Unter ähnlichen Lobsprüchen von Seiten des Geheim-Registrators, hatten Beide das erste Stockwerk erreicht und nachdem sie einen schmalen Gang zwischen einer Zimmerreihe zurückgelegt, klopfte Herr Saul leise an eine Thüre, worauf ein Hundegebell im Innern antwortete und Schritte sich hören ließen.

„Der Herr, den ich mit „Herr“ anrede, ist, so schlicht er auch aussehen mag, doch des Herrn Grafen Excellenz rechte Hand. Wenn der junge Herr das beherzigen wollte, so dürfte es nur sein Vortheil sein,“ bemerkte der Geheim-Registrator schnell, ehe von Innen geöffnet wurde, was von einem großen, plump aussehenden Manne in einem einfachen Hausrocke geschah.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, sei es uns erlaubt, einen Rückblick auf das Verhältniß zu werfen, welches zwischen Guido Renner und dem Geheim-Registrator sich allmälig gestaltet hatte. Keineswegs stimmten Beider Neigungen zu einander, im Gegentheil empfand der junge Maler zuweilen einen heftigen Widerwillen gegen seinen Protektor, wie sich Herr Saul selbstgefällig zu nennen pflegte; nicht nur, daß zwischen den Ansichten und Meinungen Beider ein außerordentlicher Unterschied herrschte, auch ihre Charaktere standen im vollsten Gegensatze.

Guido Renner besaß keinen Hauch von jener Kunst der Schmiegsamkeit, welche allein die Staffel zum Em-

vorkommen unter Leuten zu sein pflegt, die kein Mittel anzuwenden verschmähen, wenn es sie nur zum Ziele zu führen verspricht. Ein offenes Gemüth wie das seine, empfänglich für alles Schöne, leicht ergriffen von allem Edlen, war eben so schnell und empfindlich berührt von jedem Unrecht, und da er in seiner unverfälschten Naturwüchsigkeit es verabscheute, seine Meinung zu verstecken und jederzeit sich so gab, wie er wirklich war, so durfte er sich allerdings mit keinen großen Hoffnungen schmeicheln, in einer Region, wo die Heuchelei der Grundton des ganzen Daseins zu sein schien, besondere Errungenschaften zu gewärtigen. Mit vollem Herzen gehörte er seiner schönen Kunst an und erglühte für erhabene Ideale mit der Schwärmerei eines jugendlich-kräftigen Geistes, der, arm an praktischen Erfahrungen, wir möchten lieber sagen, arm an schmerzlichen Enttäuschungen, die Erde für einen Rosengarten hielt, in dem ewige Blüthe, nie aber ein traurig Dahinwelken stattfindet. So unberührt von der Kenntniß der Leidenschaften und Verirrungen, welche bei so vielen, mit den schönsten Anlagen des Geistes und des Herzens ausgestatteten Jünglingen schon den zarten Keim des natürlichen, jugendlichen Frohsinnes verwüsten, trat er jetzt in die große Welt, geleitet von einem Manne, mit welchem ihn der Zufall zusammengeführt hatte und dessen niedere, nur in Intriguen und Scheinheiligkeit sich wohlbefindende Seele ihn zu einem Werkzeuge schnöder Spionirerei zu stempeln gesonnen war.

Der Geheim-Registrator Saul besaß alle Eigen-

schaften, welche nothwendig sind, um auf unehrenvollem Wege sich eine Stellung zu erwerben und sich durch unerlaubte Mittel zu bereichern. Er verstand die Kunst, gemein mit den Gemeinen zu sein und ein treuwilliger Sklave jeder ihn überragenden Persönlichkeit. In dieser Beziehung hatte er eine außerordentliche Weltkenntniß. Vom ersten Augenblick an, wo er als ein willenloses Werkzeug sich dem Grafen Brühl näherte, hatte er auch alle Erfahrung gesammelt, welche Kanäle gezogen werden müßten, um die Gnade dieses hohen Herrn, der sich im Stillen mit der Ueberzeugung schmeicheln konnte, daß nicht er in Diensten bei dem Churfürst-König, sondern dieser Monarch in den seinen stehe, sich zu erhalten. Diese Kanäle waren in der That sehr gemeiner Art, aber durch die Erfahrung auf's Trefflichste bewährt. Lakaien, Läufer, Kammermädchen und dergleichen Personen waren es, die im Brühl'schen Palais sich des größten Einflusses rühmen durften.

Es war ein Reiz eigenthümlicher Art für den Geheim-Registrator, eine edle, bessere Natur, als die seine von Anbeginn gewesen, verderben, in jenes schändliche Gewebe von Niederträchtigkeit und Gaunerei verwickeln und sich selbst durch Anwerbung eines solchen Gehülfen gleichsam in der Gunst seines hohen Gönners eine feste Stufe erbauen zu können.

Das Calcül Sauls, daß es nur von der Darstellungsart abhänge, um Guido die Pläne, deren unbewußtes Werkzeug er werden sollte, in dem Lichte des Rechtes,

der Nothwendigkeit und der Vorsicht erblicken zu lassen, war ganz richtig; ebenso die Voraussicht, daß dieser, als Maler, am leichtesten den Personen sich nahen könne, welche zu beobachten waren. In der That war diese Erwägung eine höchst folgerichtige, wenn man in Betracht zieht, daß Leuten, welche immer darauf denken müssen, von den Handlungen ihrer Gegner unterrichtet zu sein, um die von diesen angelegten Minen zur vorzeitigen und daher unschädlichen Explosion zu bringen, eine Person, welche, ohne Aufsehen und Argwohn zu erregen, sich den Höchstgestelltesten nahen dürfe, als eine sehr beachtenswerthe Errungenschaft erscheinen mußte. Guido besaß in seiner äußern Erscheinung die nöthigen Erfordernisse, um zu gefallen; seine Figur war edel, sein etwas blasses Antlitz nicht ohne jenen zum Herzen sprechenden Zug interessanter Schwärmerei, der jungen Männern vorzüglich in den Augen des weiblichen Geschlechtes stets einen Vorzug gewährt. Seine Manieren und Ausdrucksweise zeigten von Bildung, und wenn auch hin und wieder eine Redefloskel zum Vorschein kam, die einen burschikosen Anstrich trug, so war mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß höherer Umgang bald die nöthigen Feilstriche an den sich zeigenden rauhen Unebenheiten dieser edlen Natur thun und, um uns eines sehr gangbaren Ausdrucks zu bedienen, diese glätten würde. Wenn der Geheim-Registrator über etwas in einer gewissen Verlegenheit sich befand, so war es das Schweigen, welches der junge Maler über seine näheren Verhältnisse beobachtete. Dieser hatte ihm nur

gesagt, daß er allein in der Welt stehe, von einem Verwandten seiner Mutter erzogen worden sei, der ihm ein kleines Kapital hinterlassen. Ueber seine Bekanntschaften, die, wie Herr Saul ganz richtig schloß, allein dazu beigetragen haben konnten, solche gegen den Minister Brühl und dessen Verwaltung feindliche Ansichten ihm einzuflößen, redete Guido nicht, obwohl der Geheim-Registrator so manchen Winkelzug versucht hatte, um sich darüber in Kenntniß zu setzen. Vielleicht wäre auch Jenes Absicht, ihn zum unbewußten Werkzeuge der geheimen Pläne der Brühl'schen Partei zu machen, mißglückt, wenn nicht der Ehrgeiz und Künstlerstolz Guido's selbst die Hand dazu geboten hätte. Er hatte es erfahren, daß der Künstler ohne Recommandation jederzeit unbeachtet bleibe und zugleich regte sich bei ihm die Begier, einen Mann kennen zu lernen, den er als die Quelle des Unglücks, als die unersättliche Schlange am Herzblut des treuen Sachsenvolkes bis jetzt verabscheut hatte.

Der junge Mann hatte sich, nach der Mode seiner Zeit, äußerst nobel zu der Audienz beim Grafen Brühl gekleidet. Der pfirsichblüthene Rock, mit schmalem Stickereibesatz, harmonirte trefflich zu dem silberfarbnen Beinkleid und der gleichfalls mit schmaler Stickerei besetzten, weißseidenen Weste. Silberne, steinbesetzte Schnallen an den Kniegürteln und auf den Laschenschuhen vervollständigten, im Verein mit den weißseidenen Strümpfen und der blüthenreinen, feinen Wäsche, das Costüm des jungen Mannes, dessen offenes Haar, mit einem leisen Anhauch

von Puder überstreut, dem edlen Gesicht gleichsam zur Folie diente, indem es dasselbe wie von einem heitern Grundton getragen, erscheinen ließ. Die schlanke und doch kräftige Gestalt Guido's trat in dieser nicht überladenen und doch feinen Kleidung um so vortheilhafter in's Auge, als es eben zu dieser Tracht einer schönen Körperform am meisten bedurfte, um ihr nicht den Anstrich des Komischen zu geben, was vorzüglich bei corpulenten oder übelgewachsenen Männern, kleinen, kurzen Figuren sich darstellte.

„Sie sehen wie ein Adonis aus," hatte der Geheim-Registrator zu ihm gesagt, „der Herr Graf von Brühl liebt es, feine Leute seiner erlauchten Person nahen zu sehen."

Daß der äußere Mensch im Brühl'schen Palais mehr als der innere auf Geltung Anspruch machen könne, ward dem Jüngling bald deutlich, als er mit seinem Protector in das Zimmer des Direktors Siepmann, wie ihn der Letztere zu mehreren Malen nannte, eingetreten war.

Benannter Herr, nach Sauls Bezeichnung Brühls rechte Hand, war vielleicht der Einzige in diesem Hause des Reichthums, welcher in seinen Manieren eine Ausnahme von den Uebrigen machte, die, nach dem Beispiele ihres Gebieters, die Freundlichkeit selber waren. Siepmann besaß eine stämmige Männergestalt, in der man eher einen Fuhrmann, oder einen durch schwere Arbeit plump gewordenen Handwerker vermuthet haben würde, als einen Mann, welcher den Schlüssel zu den Geheimnissen des

durch seine immerwährende und durch nichts zu erschütternde Artigkeit berühmten sächsischen Minister=Regenten sei. Wie Siepmann in seiner Gestalt eine plumpe Unbeholfenheit ausdrückte, so auch in seiner Sprachweise; er redete mit schwerer Zunge und das kupferfarbene Gesicht mit den feuchtglitzernden, stieren Augen ließ vermuthen, daß Gott Bacchus eben kein abgesagter Feind von ihm sei.

So unangenehm die äußere Erscheinung dieses einflußreichen Mannes auch auf Guido wirkte, so machte doch der schroffe Gegensatz, den die unterthänigsten Krümmungen und Artigkeiten boten, deren sich der Geheim=Registrator, ihm gegenüber, mit großem Aufwand bediente, einen noch viel widerlichern Eindruck auf ihn.

Er musterte den jungen Mann mit auffällig starrem Blick, warf dann den Kopf auf, indem er nach der Decke guckte und sagte in dieser sonderbaren Stellung:

„Des Herrn Grafen Excellenz sind ein besondrer Liebhaber von der Malerkunst. Haben viele schöne Bilder in Hochdero Gallerie; der junge Herr darf sich einer gnädigsten Protektion erfreuen; Excellenz lieben feine Leute.“

Guido war nicht wenig erstaunt, einen Mann, der von außerordentlichem Einflusse auf den mächtigsten Herrn des ganzen Landes sein sollte, in einem so schwerfälligen, schleppenden Tone sprechen zu hören, wie man ohngefähr von Jemand erwartet, welcher sich wegen Gedankenschwäche seines Gedankenganges während einer Rede öfter bemächtigen muß und daher Wiederholungen einschiebt, um Zeit zu gewinnen, einen Verbindungssatz anknüpfen zu können.

Der junge Renner fand sich durch dies Compliment in eine gewisse Verlegenheit versetzt und beantwortete es mit einer Verbeugung. Es entging ihm auch nicht, daß Siepmann ihn mit einem Blicke der Ueberraschung betrachtete, und zuweilen wie in Gedanken stand, als habe er sich wichtiger Dinge zu erinnern. Dieses Anstarren ward Guido endlich so peinlich, daß er sich entschloß, diese Unannehmlichkeit wo möglich schnell zu beseitigen.

„Würde es mir erlaubt sein, diese Gemälde in näheren Augenschein zu nehmen?“ fragte er, auf mehrere alte Bilder deutend, die an der jenseitigen Wand hingen.

„O, da ist nichts daran... altes Zeug. Möchte den jungen Herrn in Sr. Excellenz Gallerie führen, wird da mehr Vergnügen haben.

„Das wäre eine besondere Güte von dem Herrn Direktor, welche...“

„Kommen Sie... wir haben nicht weit.“

Der Geheim-Registrator empfing von dem Direktor einen Wink, zurückzubleiben, den er mit größter Unterwürfigkeit hinnahm, während dieser mit dem jungen Maler das Zimmer verließ. Ihr Weg ging durch eine Reihe Gemächer, von denen eins das andere an Pracht der Decorirung und Möblirung zu übertreffen schien. Siepmanns schwerfälliger Schritt wurde absichtlich langsamer, da er bemerkte, daß sein junger Begleiter von dem Glanze und Reichthum der sich ihm vor Augen stellenden Gegenstände überrascht war. In der That fühlte Guido eine gewisse Beklommenheit bei der Anschauung so großer und ausge-

wählter Pracht. Die kostbarsten Tapeten in gepreßtem Leder und Sammet, mit Gold- oder Silberblumen durchwirkt, deckten die Wände; reiche, starkvergoldete Lüsters hingen von den Decken herab; in köstliche Rahmen von durchbrochener Arbeit gefaßte Spiegel, vom feinsten Schliff, verdoppelten jeden Gegenstand und erzeugten eine künstliche Hellung; Porzellan-Oefen, in Form antiker Bildsäulen, römischer Mausoleen oder griechischer Tempel; die kostbarsten Uhren, Medaillons, Marmor-Statuen, eine so verschiedenartige Möblirung und Geräthschaften der seltensten, früheren Jahrhunderten gehörender Art, reihten sich in diesen Gemächern in bunter, aber eleganter Verschiedenheit aneinander, daß das überraschte Auge vor all' dem Glanze sich erschrocken zu Boden senkte, der mit reichen Teppichen von seltner Schönheit belegt sich wies. Als ob der Reichthum noch nicht genug Gegenstände hier zusammengehäuft habe, die alle zu den seltsamsten gehörten, so hatte sich sogar der erfinderische Geist der Prunksucht die Thürschlösser ausersehen, um sie in Luxusartikel zu verwandeln. Sie zeigten sich in Gold eingelegt, von erhabenen Arabeskenformen desselben edlen Metalls umschlungen. In jedem dieser, mit Feenpracht ausgestatteten Gemächern befanden sich mehrere der reich galonnirten Pagen und Lakaien des Grafen zur Aufsicht. Es entging dem jungen Maler nicht, daß sein Führer in der That in diesem Hause der Verschwendung in besonderem Ansehen stehe, denn die stummen Grüße, welche er von den hier zur Aufsicht Verweilenden empfing und sie mit einem leichten, kaum merkbaren Kopf-

neigen erwiederte, waren der deutlichste Beweis von der bevorzugten Stellung Siepmanns, der den Titel Direktor führte, ohne jedoch einem eigentlichen Wirkungskreis vorzustehen, oder irgend eine bestimmte Geschäftsbranche zu leiten.

Mit einem Anflug von Lächeln hatte Siepmann das Staunen der Ueberraschung auf dem Gesicht Guido's gelesen und deshalb seine Schritte etwas zurückgehalten, damit sein junger Begleiter einen vollkommen großartigen Eindruck des hier herschenden Glanzes in sich aufnehmen könne. Nach dem, was der Geheim-Registrator über diesen jungen Mann ihm mitgetheilt hatte, fand es Siepmann für nöthig, den Letztern gleichsam zu betäuben, indem er ihm den Anblick dieser Pracht bot und dadurch mittelbar den Besitzer derselben in einen Nimbus von Herrlichkeit hüllte, welche von untergeordneten Personen blinde Ergebenheit zu fordern berechtigt war.

Sie hatten die Säle der gräflichen Bildergallerie erreicht.

Siepmann ließ seinen Begleiter eintreten, mit der Weisung, der Hierherkunft des Ministers zu harren.

In der That fühlte Guido gewissermaaßen die Nothwendigkeit einer Erholung, um frei von der Last des empfangenen Eindruckes zu werden und unbeengt dem entgegentreten zu können, auf dem des Landes Haß ruhte und der, das konnte sich der Jüngling nicht leugnen, nach alle dem, was ihn hier umgab, ein Mann sein mußte, der Sinn für Schönes und Erhabenes hatte. In dieser

letztern Ueberzeugung lag etwas Versöhnendes, die ihm eingeflößte Abneigung gegen Brühl Milderndes, weil es mit dem eignen Gefühle Guido's harmonirte.

Unwillkürlich fühlte er sich zu einem Nachdenken gedrängt, das ihn bald gänzlich beherrschte und dem er sich mit Willen nicht entzog, denn es war seinem Herzen wohlthuend. Er gedachte seiner früheren Jugend, seiner Kindheit, so viel ihn noch von derselben erinnerlich war. Welche Veränderung zwischen damals und jetzt.

Aus seiner Kindheit waren ihm zwar nur wenige Momente in der Erinnerung geblieben und diese wenigen auch nur traumartig, wie Nebelbilder, die da kommen und verschwinden; aber zwei Gestalten traten aus ihnen besonders leuchtend hervor und an sie knüpfte sich seine rege Phantasie, sie verschönernd und zu klaren Erscheinungen einer Feenwelt gestaltend.

Eins dieser Bilder bot als Hintergrund ein idyllisches Landleben. Kleine Hütten längs einem murmelnden Waldbach, überhangen von Strauchwerk aller Art, eine grüne Berglehne im Rücken dieser Hütten und vor ihnen breiter, saftiger Wiesengrund. Und über das trauliche Landschaftsbild wölbte sich der Himmel voll Schäfchen, wie die kleinen, weißwolligen Wölkchen heißen, die so still und friedlich in endlosen Reihen durch die blauen Lüfte ziehen. Draußen auf dem grünen Wiesenschmelz allein regte sich's lebendig, denn da tummelten sich Kühe und Ziegen und ihrer Schellen Geklingel tönte wie fröhlicher Zuruf. Ganz am Ende des Dörfchens, wo der Bach

über ein Wehr hinmurmelte, da stand die Hütte, in der Guido und seine Mutter wohnten. Wenn er sich ihr, der theuern Mutter, Bild recht lebhaft vorstellte, so ward's ihm klar vor der Seele, daß die niedere Hütte nicht für immer der Schauplatz ihres Lebens gewesen sein könne, denn eine so edle, liebliche Gestalt, wie sie, mußte einer andern Sphäre angehören, als der einer armen Bäuerin. Ach, dies feine, blasse Antlitz mit den lichtblauen Augen und dem hellblonden Haar, das in wohlgeflochtenen Zöpfen in ihrem Nacken, auf ihren Schultern ruhte, dieser sanfte, jetzt nach so vielen Jahren in seinem Herzen noch wiederklingende Ton ihrer Stimme, in der sie ihm die süßesten Liebesnamen gab, diese unendliche Mutterzärtlichkeit, die nur in seinem Anblick Befriedigung fand, nur dann das wahrhafteste Lebensglück fühlte, wenn er an ihrem Herzen ruhte oder ihre Lippen an den seinen in der vollsten Inbrunst mütterlichen Gefühls hafteten — dies Bild voll Milde leuchtete vor ihm auf und er hielt es fest in sich geschlossen wie ein Heiligthum. Wenn er sich so recht hineinvertieft hatte, in das schöne Bild der Mutter, da war es ihm oft, als tauche die Erinnerung in seiner Seele auf, es wären Thränen ihren lieben, lichtblauen Augen entflossen und auf ihn niedergefallen. Das war ein Weh für ihn, welchem er keinen Namen zu geben wußte, da nur sein Gefühl davon berührt wurde, nicht seine Ueberzeugung. Hinter dem lieblichen Mutter-Bilde erschien eine in seiner Erinnerung weit mehr verdunkelnde Gestalt, es war die einer ältlichen Frau. Für sie hatte

er nicht einmal einen Zug der Phantasie, er glaubte nur sich erinnern zu können, daß sie Veronel (Veronika) genannt worden war, aber auch dies war ihm unklar. Desto heller trat die Gestalt eines, wie er sich zu erinnern glaubte, noch jungen Mannes vor sein geistiges Auge. Es dünkte ihm, als habe ihn dieser zuweilen auf den Arm genommen und geküßt; ja, bei recht tiefem Nachdenken, wenn er gleichsam mit Gewalt das sich immer schnell wieder verdüsternde Bild der Erinnerung aus so frühen Jahren, wo nur ganz besonders hervortretende, die junge Seele hart berührende Ereignisse sich tiefer einprägen, festhielt, war es ihm, als könne er sich entsinnen, daß seine theure Mutter am Halse dieses jungen Mannes gelegen und Thränen vergossen habe. „Ach," sagte er manchmal, wenn er sich solchen Erinnerungen hingegeben, schmerzlich zu sich, „vergessen ist eine Wohlthat, aber es ist auch eine Wehethat, wenn das Herz Ansprüche auf Erinnerung an geliebte Wesen machen will."

Wie beglückend ist das Andenken an den flüchtigen Kindertraum! So kärglich dieses Glück Guido auch zugemessen war, so war es doch für ihn jederzeit eine Anregung zu einer fast feierlichen Gemüthsstimmung, und darum wohlthuend für ihn. Oft hatte er sich gesagt, daß ein Geheimniß auf seinem Dasein ruhe, obwohl vor der Welt der Makel unehelicher Geburt nicht an ihm haftete, indem er einen vollkommen gültigen Taufschein besaß, der ihn als Sohn eines Jägers legitimirte. Und doch erhoben sich Zweifel über die Echtheit dieses Documentes bei

ihm. Zwischen dem nebelvollen Kindheitsbilde und jener Zeit, wo die Erinnerung kräftiger und nachhaltiger Erlebtes mit frischeren Farben in seinem Geiste eingeprägt hatte, mußte ein Zeitraum von mehreren Jahren liegen, denn er fand sich wieder in dem Hause eines Vetters zu Leipzig; der lebendigste Eindruck aus dieser Zeit, wo er schon ein Knabe von ohngefähr zwölf Jahren sein mußte, bestand in der deutlichen Erinnerung an eine Bildhauerwerkstatt. Die weißen, steinernen Statuen, die Grabmonumente, welche hier aufgestellt gewesen, hatten ihm Vergnügen gewährt; er entsann sich, oft der Arbeit daselbst zugesehen zu haben. Weiter war ihm erinnerlich, daß sein Vetter, der Meister dieses Ateliers, ein finsterer und strenger Mann gewesen, vor dem er sich gefürchtet, der ihn aber nie ein Leides gethan. Im Gegentheil glaubte er sich keiner Täuschung hinzugeben, wenn er als wahr annahm, daß eben derselbe finstere Mann zuweilen an seinem Bett gestanden und ihn zwar schweigend, aber mit Blicken voll Liebe und schmerzlicher Rührung betrachtet, ja einigemale sich sogar über ihn niedergebeugt habe, als wolle er ihn küssen. Wie lange er in dem Hause dieses Vetters gewesen, wußte er nicht mehr; obwohl die äußeren Eindrücke jetzt im vorgeschrittenen Knabenalter weit nachhaltiger in seinem sich allmälig entwickelnden Geiste wurden, so konnte er sich, aller Mühe ungeachtet, nicht entsinnen, welche Veranlassung zu Grunde gelegen, daß er zu einem andern Manne gebracht worden war, den er allerdings auch mit dem ihm geläufig gewordenen Namen Vetter anredete, der aber, aus Allem zu

schließen, in keinem Verwandtschaftsgrade zu ihm stand. Mit dieser Veränderung war zugleich eine lokale vorgegangen, denn Guido befand sich nun in dem kleinen Städtchen Delitzsch. Von nun an waren seine Erinnerungen deutlich. Sein neuer Vetter hieß Weidlinger und gab ihm den ersten Unterricht im Zeichnen. Die Lust, ein Schüler der bildenden Kunst zu werden, hatte er von seinem Aufenthalte bei dem frühern Verwandten mitgebracht und das Talent dafür, von regstem Fleiße unterstützt, erhob ihn bald über die Mittelmäßigkeit. Er war noch nicht zwanzig Jahre, als er zu einem in Rufe stehenden Maler nach Leipzig kam und unter dessen Leitung schnell Tüchtiges leistete. Wohl hatte er die Stätte aufgesucht, wo einst die schönen Statuen und Grabmonumente seinen Blick ergötzt hatten, wohl fand er das Haus, aber die Werkstatt war nicht mehr da. Auf seine Nachfragen erhielt er zur Antwort, man wisse nicht genau, was aus dem Bildhauer geworden; er sei ein schwermüthiger Mann gewesen, der in einem Anfall von Trübsinn sein schönes Geschäft aufgegeben und, so wie man gehört habe, nach seiner Heimath Italien gegangen sei. Seit der Zeit wäre sein Name verschollen und ob er noch lebe und wo er sich im letztern Falle aufhalte, wäre wohl unmöglich mit irgend einer Gewißheit zu bestimmen.

Er betrachtete es als einen sichern Beweis, daß sein ehemaliger Aufenthalt in Leipzig nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein müsse, denn er entsann sich des Namens seines Verwandten nicht einmal.

Trotz seines Fleißes und des unleugbaren Talentes in seinen Bildern, wollte es Guido nicht gelingen, in seiner Kunst vollkommene Beschäftigung zu finden; es fanden sich Neider genug, die ihm das Talent absprachen und das Vertrauen des Publikums zu ihm untergruben. Um dieser Gehässigkeit zu entgehen und sich eine Existenz zu gründen, verließ er Leipzig und kam nach Dresden, dem Mittelpunkt des Luxus. Es schien indeß, als verfolge ihn ein Unstern; auch hier, wo die vornehme Welt zur Befriedigung ihrer Lüste Tausende hinwarf, war es ihm nicht möglich, aufzukommen. Sein Ehrgefühl war verletzt und doch war er auch zu stolz, Protektion und Anerkennung auf unehrenhafte Weise zu erbetteln; er wollte sich und seine edle Kunst nicht entwürdigen.

Da führte ihn der Zufall mit dem Geheim-Registrator zusammen und dieser Letztere versprach, bei dem allmächtigen Minister-Regent ihn einzuführen, indem er zugleich versicherte, daß Jeder geborgen sei, der sich des Glückes, von diesem erlauchten Herrn protegirt zu werden, erfreuen könne.

Und diesem Moment harrte Guido jetzt entgegen.

Indeß ward seine Geduld auf eine etwas harte Probe gestellt; bereits waren schon anderthalb Stunden vergeblichen Wartens verflossen und Guido befand sich immer noch allein in der Bildergallerie.

In der That war die Ursache, welche den Herrn Minister abhielt, dem jungen Maler Audienz zu gewähren, von höchster Wichtigkeit. Der Besuch des schon erwähn-

ten Fräuleins von Kling bereitete dem Grafen Brühl eine Stunde bittren Verdrusses, obwohl sein Gesicht nicht die geringste Spur einer solchen innern Bewegung kund gab, im Gegentheil, dem heitern, freundlich zuvorkommenden Ausdrucke der Herzlichkeit unverrückt treu blieb, der in allen Situationen diesen Staatsmann so besonders auszeichnete und wenn wir einen Vergleich aufstellen dürfen, einem voll goldener Zierrathen geschmückten Leichenstein ähnelte, der in Aller Augen prunkt, während er doch nur ein Grab voll Moder und Verwesung deckt.

Fräulein von Kling, eine in den Jahren ziemlich weit vorgeschrittene Dame, lehnte nachlässig in dem weichen, sammetnen Armstuhl, den ihr der Graf bei ihrem Eintritt in sein Cabinet sogleich mit tiefer Verbeugung geboten.

Sie war eine gewandte Unterhändlerin, im Auftrage der Kaiserin von Oesterreich, und besaß außer dem feinen, diplomatischen Takte, welcher ihr genau die Grenzen angab, wie weit sie bei ihren Aufträgen gehen könne, noch jene Schärfe des Spottes, der ihren Gegner tief verletzen und zu einem Entschlusse stacheln mußte, welcher dann in jedem Falle als ein bestimmtes Resultat ihrer Unterhandlung zu betrachten war.

In der Regel übernahmen nur schöne Frauen solche diplomatische Sendungen und blieben durch ihre Liebenswürdigkeit in der Regel Siegerin über die stolzen Staatenlenker.

Fräulein von Kling war nichts weniger als eine

Schönheit, obgleich die Kunst der Toilette an ihr im höchsten Grade Anwendung fand und Schönpflästerchen so manche tiefere Furche, ehedem Ruhebetten für Liebesgötter, verdeckte. Es lag eher etwas Anmaaßendes in dem Antlitz dieser Dame, als Zutrauen Erweckendes. Der hohe Kopfputz, das in mächtige Tollen hinaufgeschlagene Haar, dick mit Puder überstreut, verlängerte das ohnehin lange Oval ihres Gesichtes, dem auch die feinste pariser Schminke keinen Reiz ehemaliger Frische wieder erstatten konnte; die unangenehm gewordenen Züge protestirten sichtbar gegen die Kunst, die ihnen den Stempel einer längst verblühten Jugend aufdrücken sollte. Und weder das rauschende, schwere Seidenkleid, noch der Juwelenglanz des prächtigen Colliers, der Ohrgehänge, des Haarpfeils, welcher den babylonischen Thurmbau des Kopfputzes durchstach, noch die prachtvollen Ringe, waren im Stande, dem Fräulein von Kling den Schein einer Liebenswürdigkeit zu verschaffen, der lediglich nur in der angeborenen Anmuth der Frauen gefunden wird, weshalb auch jede weibliche Erscheinung ohne diesen Geschlechtsvorzug einen verletzenden Eindruck bewirkt.

Der Graf Brühl stellte dagegen das vollkommenste Musterbild eines Cavaliers damaliger Zeit dar. Seine Gestalt war jedoch eher unter mittler Größe, als darüber. Jetzt, im sechsundvierzigsten Lebensjahre, besaß er in seinem Aeußeren noch den vollkommenen Hauch frischer, ungeschwächter Männlichkeit; seine Sprachweise und seine Bewegungen trugen den Ausdruck einer Schule, in der er

jeder Feinheit der äußeren Repräsentation Meister geworden. Sein Gesicht war freundlich, sein Blick herzgewinnend. Immer heiter, schien es für den Ausdruck ernster Besorgniß nicht geschaffen zu sein, und wenn auch jetzt in den Jahren, wo in der Regel das menschliche Antlitz einer Veränderung unterworfen ist und theils in der Farbe, theils in Zu- oder Abnahme der fleischigten Theile desselben gewinnt oder verliert, so hatte sich des Grafen Gesicht eher zu seinem Vortheile, als zum Nachtheile verändert; jetzt noch voll angenehmer Züge, mußte es in der Jugend sogar schön gewesen sein. Er trug ein perlfarbnes Staatskleid, dessen Kragen, Aufschläge und Taschen die feinste Goldstickerei wiesen, ein gleichfarbiges Beinkleid, an den Knien mit Brillantrosen befestigt, wie solche auch, nur größer, auf den Schuhen zu sehen waren. Strümpfe und Weste waren weißseiden und die letztere das reizendste Muster französischer Blumenstickerei in Gold. Die langen, durchbrochenen Manchetten hoben die wohlgebildete, weiße Hand besonders hervor und es schien, als sei der Graf auf seine Hand eitel, denn er entzog sie nie dem Blicke des mit ihm Sprechenden. Indeß war nichts von alledem, was Brühls äußere Erscheinung so angenehm für das Auge machte, ein Produkt des Landes, dem er seinen ungeheuren Reichthum verdankte. Frankreich, die Niederlande und Brabant hatten Stoffe und Arbeit geliefert, selbst der kostbare, goldne, mit edlen Steinen ausgelegte Staatsdegen, in Sammetscheide, war ein Erzeugniß italienischer Kunst, und die sein Haupt deckende Perrücke, in zahllosen Locken

und Löckchen zu beiden Seiten der Schläfe fallend und hinten in einem kleinen Stutzzopfe auslaufend, verdankte der Hand eines kunstreichen Franzosen ihr Dasein. Dies war das Bild eines Mannes, der die Kunst verstand, aus Schweiß und Blut eines treuen Volkes Schätze zu pressen.

„Nun, Ew. Excellenz," redete Fräulein von Kling, „ich habe die Ehre gehabt, Ihnen die Meinung meiner allergnädigsten Herrin, der Kaiserin Majestät, mitzutheilen, und warte um Ihrer Antwort, obwohl ich im Voraus weiß, wie diese ausfallen wird."

„Ich habe schon früher das Glück genossen, in Ihnen, meine Gnädige, eine Prophetin zu erblicken, daher ist mir die Bestimmtheit, mit welcher Sie meine Erwiederung zu wissen glauben, durchaus nicht unerwartet," entgegnete Brühl mit einer Verbeugung; „ich fürchte nur, daß eine kleine Täuschung in dieser Beziehung Ihren Seherblick beleidigen dürfte."

„Sie fürchten zu viel, Graf, und verpflichten mich dadurch zur Dankbarkeit für so zarte Schonung."

„Zu gütig, meine Gnädige, zu gütig — möchte auch Ihro Majestät, die Kaiserin, so huldvoll denken."

Fräulein von Kling sah lächelnd vor sich hin. Dann erhob sie den Kopf und richtete einen festen Blick auf den Minister:

„Ich bitte um geneigte Definition Ihres Refüsements, Herr Graf."

„Die vorzüglichste dürfte der kürzlich geschlossene Friedensvertrag mit Preußen sein, meine Gnädige.“

„Ihre Gewissenhaftigkeit macht Ihrem Herzen Ehre, mein Herr. Nur Schade, daß es Gründe giebt, Zweifel dagegen zu erheben.“

„Ich bin schon gewöhnt, Ew. Gnaden Pfeile des Spottes auf mich abschießen zu sehen.“

„Ja, Herr Graf, wir haben das Schicksal von Gladiatoren, die sich gegenseitiger Tapferkeit wegen hochachten und eben deshalb immer von Neuem ihre Waffen gegeneinander versuchen. Einer muß aber endlich unterliegen, und ich fürchte, Herr Graf, Sie werden dies Opfer sein.“

„Dann falle ich, von schöner Hand getroffen.“

„Dies dürfte allerdings ehrenvoll sein, mein Herr Minister; aber Sie werden nicht so fallen, eine andere Hand wird Ihnen den Todesstoß geben, eine Hand, die bereits empfindlich genug in Sachsens Angelegenheiten sich verirrt hat.“

„Sie meinen den König von Preußen?“

Fräulein von Kling neigte bejahend den Kopf und beobachtete ein kurzes Schweigen; sie hatte einen Pfeil auf den Grafen abgeschossen, der, das wußte sie, tief in dessen Herz eindringen mußte. Eine augenblickliche Fortsetzung der Unterredung würde den Schmerz des Stachels, den sie in die ehrgeizige Seele dieses Staatsmannes geworfen, eher verwischt als fühlbar gemacht haben.

Graf Brühl ließ die Glieder seiner Uhrkette durch die

Finger laufen. „Ich fürchte den Popanz nicht, auf den Ew. Gnaden anspielen,“ sagte er lächelnd.

„Dazu ist dem Herrn Grafen Glück zu wünschen. Indeß es ist hier nicht die Rede von einem unmittelbaren Einschreiten der preußischen Majestät; ich erlaube mir, Ew. Excellenz auf Mittelbares hinzuweisen, das weit gefährlicher sein dürfte, da es, um mich eines vielleicht nicht ganz passenden Vergleiches zu bedienen, Ew. Gnaden auf den Boden eines Vulkans stellt, der mit der Zeit unter Ihnen zusammenbrechen muß.“

Vergebens suchte die diplomatische Unterhändlerin den Eindruck ihrer Bemerkung in des Ministers Zügen zu erspähen; doch diese blieben so ruhig und voll des Ausdrucks der Heiterkeit, wie man sie an ihm unter allen Situationen gesehen.

„Ein Complott also?“ fragte er lächelnd, „ich bin Ew. Gnaden für diese Andeutung sehr verbunden, ich werde wachsam sein.“

Nur zwei, des Terrains glatter, diplomatischer Doppelzüngigkeit und Heuchelei so kundige Gegner, als der Graf und Fräulein von Kling, konnten gegenseitig die Gemüthsruhe und den Anschein von Gleichgültigkeit festhalten, der so unumgänglich nothwendig für beide Theile war, um sich zu täuschen und einen Sieg über einander zu erringen. Fräulein von Kling, ihren Gegner genau kennend, fühlte sich unangenehm berührt durch die vergebliche Hoffnung, ihn auf dem Gebiete der Furcht schwach werden zu sehen;

indeß gab kein Zug von Aerger diese Empfindung kund. Sie erhob sich und sagte mit großer Theilnahme:

„Ew. Excellenz bitte ich, stets sich zu erinnern, daß Sie an mir eine Freundin haben, deren geringes Fürwort Ihnen jederzeit zu Diensten steht. Für diesmal bin ich immerhin zufrieden mit dem Resultate meines Besuches in allerhöchstem Auftrage — Ew. Excellenz sind von mir auf eine Ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht worden, die sich recht gut mit einem kaum erkennbar am Himmel aufsteigenden Wetterwölkchen vergleichen läßt, das in kurzer Stunde mit überraschender Eile, vom Sturme getrieben, sich zu einer furchtbaren Wolkenmasse ausbreitet, und ....“

„Ew. Gnaden lieben Bilder aus der Natur,“ unterbrach Graf Brühl sie lächelnd; „es ist die Anwendung solcher Gleichnisse auf die kleinen Bezüge unseres Stundenlebens immerhin ein schätzenswerthes Talent und deutet auf eine empfindsame Seele, die jeden Eindruck in sich aufbewahrt und für Alles ein treues Gedächtniß hat.“

Fräulein von Kling machte eine Bewegung mit ihrem kostbaren Fächer, ein leiser Fingerdruck entrollte dies Prachtstück und entzog für einen Augenblick dem Grafen ihr Gesicht, ein flüchtiges Lächeln verdeckend. Ihr feines Gefühl und die tiefe Kenntniß in der Verstellungskunst sagten ihr, daß sich der Sieg in diesem Moment auf ihre Seite neige. Der Minister hatte ihre Rede unterbrochen, ein Beweis, wie das unangenehme Bewußtsein einer ihm drohenden Gefahr, die bis jetzt noch gestaltlos ihm vor-

schwebte, in seiner Seele Unmuth und Ungeduld, sie kennen zu lernen, ohne sich eine Blöße zu geben, erregt habe.

„Adieu, Herr Graf — ich habe mich bei Hochdero Frau Gemahlin zur Morgenvisite ansagen lassen, und muß eilen.“

Brühl begleitete die Dame schweigend bis zur Thüre und indem er dieselbe öffnete, um sie ins Vorzimmer zu geleiten, fragte er mit der heitersten Miene: „Werden Ew. Gnaden uns das Vergnügen Ihrer Theilnahme an den Spielpartien bei Ihro Majestät der Königin schenken?“

Indem das Fräulein die Miene des Verdrusses fingirte, sagte sie mit dem Ausdruck des Unwillens: „Ew. Excellenz r chten eine Gewissensfrage an mich, über die ich selbst noch nicht entschieden habe, da es hier nicht allein darauf ankommt, meine Meinung, sondern die meiner allergnädigsten Kaiserin zu vertreten.“

„Sollte bei den Spielarrangements irgend eine politische Färbung Ew. Gnaden besondern Unwillen erregen?“

„Es ist das Unglück, mit Personen dabei in nähere Berührung zu kommen, die — preußisch gesinnt sind und einen Triumph darin suchen, Se. königliche Majestät zu diesem Zwecke von der Sachsen allein zur Wohlfahrt dienenden Sympathie für Oesterreich allmälig abzuleiten, jedes Freundschaftsband zwischen Oesterreich und Sachsen aufzuheben, dafür Sachsen zum Trabant des neuaufgegangenen preußischen Gestirns zu machen.“

„Ew. Gnaden sehen schwarz, lächelte der Premierminister.

„Fürchten Sie nicht, daß die Galle einen Einfluß auf dies Schlußbild der uns feindlichen Bestrebungen hat, ich sage, uns feindlichen Bestrebungen, denn es wäre eine beleidigende Annahme, nur im entferntesten zu wähnen, daß Ew. Excellenz sich, um der Aufrechthaltung eines abgezwungenen Friedensabschlusses willen, sich selbst vernichten könnten."

„In Wahrheit, meine Gnädige, so weit geht meine Ehrlichkeit nicht," scherzte Brühl; „man könnte einem Staatsmanne kein schlimmeres Compliment, als gerade ein solches machen."

„Lassen Sie uns offen aussprechen," fuhr das Fräulein fort. „Der preußische Friedrich hat eine Partei während seines kurzen Aufenthaltes als Sieger in Dresden gewonnen, die, wenn auch jetzt noch nicht ihr Haupt offen zu erheben wagt, doch später, und dann mit desto mehr Nachdruck, dasselbe erheben wird. Diese Partei steht dem Herzen Sr. Majestät des Königs zunächst in der Person des Churprinzen, dessen Oberhofmeister Graf von Wackerborth-Salmour Ihr unversöhnlicher Gegner ist. Auch Prinz Xavier, zwar jetzt noch seiner Jugend wegen unschädlich, hegt dieselben Gesinnungen in Bezug auf Sie, mein Herr Graf, wie der Churprinz, seines Bruders Hoheit. Der preußische Friedrich hat einen günstigen Eindruck in dem leicht empfänglichen Gemüthe dieses jungen und aus allen seinen, sich bis jetzt herausstellenden Anlagen in wenig Jahren zum unternehmenden, jedes Joch von sich werfenden, gereiften Jüngling hinterlassen."

„Ich erblicke noch keine Gefahr in diesen Andeutungen; der Churprinz ist unschädlich, ein Schwärmer, der die Bücher liebt ....“

„Und Fräulein von Erffa, welche vom preußischen Friedrich, nach Aller Aussagen, durch die größten Artigkeitsbeweise ausgezeichnet worden und deren Vater, der Geheimrath, ein Freund Wackerbarth-Salmours ist,“ fiel ihm Fräulein von Kling in die Rede. „Rechnen Sie noch andere käufliche Seelen am Hofe dazu und dann den größten Theil des Volkes, der in besonderen Fällen doch auch eine Stimme beansprucht und welchen die an Preußen zu zahlende Contribution an der wundesten Stelle berührt, so haben Sie eine Feindesschaar gegen sich, der Sie nicht Widerstand zu leisten im Stande sind. Jeder Einfluß Preußens in Sachsens Angelegenheiten — und Friedrichs Politik wird dafür Sorge tragen, daß dieser Einfluß sich mehre — ist eine Stufe zu Ihrer Erniedrigung, Graf.“

Eine Pause folgte. Brühl spielte wieder mit den Gliedern der Uhrkette und sagte scherzend: „Ach, man möchte in diesem Chaos von Intriguen ersticken!“

„Nein, man muß sie ersticken,“ entgegnete die gewandte Unterhändlerin. „Und diese Selbsthilfe vollkommen zu erreichen, kann Ihnen nur durch Beitritt zu dem Vorschlag einer geheimen Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen möglich werden. Ist diese geschlossen, prallen alle gegen Ew. Excellenz gerichteten Pfeile des Hasses unwirksam an dem Herzen des Churfürst-Königs ab.

Ueberlegen Sie dies, Graf — wir sehen uns wieder. Adieu!“

Fräulein von Kling rauschte durch das ihr geöffnete innere Vorzimmer mit jener stolzen Haltung, die das Bewußtsein gewonnenen Sieges gewährt. Eilig schritt ihr der Minister nach, ihr die Ausgangsthüre in das äußere Vorzimmer öffnend, wo er mit tiefer Verbeugung von ihr sich verabschiedete und sie auf seinen Befehl, unter Vortritt einiger Pagen, zu seiner Gemahlin geleitet wurde.

Jene Miene der Heiterkeit, der ungestörtesten Seelenruhe, durch welche der allmächtige Brühl die Welt so gut zu täuschen wußte, verschwand, als er sich allein sah; ein tiefes und unerquickliches Nachdenken trat an ihre Stelle.

Einem so ehr- und rangsüchtigen Geiste war schon die bloße Ahnung der Möglichkeit eines Sturzes von der durch alle nur denkbaren Mittel der Intrigue erworbenen Höhe ein Gedanke, der ihn erbeben machte im Innersten des Herzens. Vor demselben fiel aller Flitter, aller Glanz zu Boden, der M e n s c h Brühl stand in ekelhafter Blöße zu seiner eigenen Anschauung da und — zitterte.

Ha! welch ein zurückgelegter Lebenslauf rollte sich vor seinen Blicken auf! Kein Tag war in demselben verzeichnet, der e i n e edle That aufzuweisen hatte. Gleich einer Kette, hing e i n unwürdiges Getriebe seines Strebens nach Macht und Ehre an dem a n d e r n, immer hatte ihn Fortuna begleitet auf der Bahn seines ungemessenen Ehrgeizes, und jetzt, fast am Gipfel der schwindelnden Höhe, sollte er plötzlich untergehen, mit Schimpf und Schmach,

und alle Untreue, aller Verrath, den er so mannigfach verübt, sollten eine gerechte Wiedervergeltung in seinem Falle finden.

Der Gedanke empörte ihn — nichts in der Welt konnte ihn abhalten, dagegen sich zu erheben und die unschädlich zu machen, welche ihn zu verderben trachteten. Er wußte, daß Tausende von Sachsen ihn verfluchten und sein Name in derselben Kategorie bei allen Rechtschaffenen stehe, wie der eines Verbrechers; aber es erschütterte ihn nicht, die Macht schützte ihn. Er besaß kein wahres Gefühl, weder eine edle Gemüthsregung, noch den Aufschwung einer tiefern Herzensinnigkeit; er war ein kalter Rechenmeister, für den nur Zahlen Sinn hatten, alles Andere fiel unbeachtet neben ihm zu Boden. Ein immerwährender Spekulant, hatte er keine Sünde gescheut, wenn sie ihn nur zum Ziele führte; die glatte Außenseite, durch die er die Welt betrog, war die Errungenschaft seiner Erfahrungen, durch ein natürliches, heiteres Wesen unterstützt. Dieser Staatsmann, umgeben von dem blendenden Glanze des Reichthums, ein Schooßkind des Glückes, das ihm ein Churfürstenthum zum Landgut gegeben, welches er, einer Citrone gleich, auspreßte, hatte ungesehen von den Augen der Welt, Stunden, in denen ihn aller Muth verließ und eine düstere Verzweiflung sich seiner bemächtigte. Früher ein nichtsgläubiger Protestant, der vorzüglich, um sich fester in die Hofgunst zu setzen, zur römischen Kirche übergetreten war, besaß er gar keine Religion, obwohl er den Ceremoniendienst der römischen mitmachte, aber sein Herz blieb

leer und glaubenslos. Sein Glück war sein Gott, und schien ihn in schwierigen, mißlichen Lagen dieser Gott zu verlassen, so schalt er ihn treulos. Feig von Natur, war er, wie alle Feigen, im Glücke auch erbarmungslos, und seine unersättliche Habsucht häufte gewissenlos einen Raub auf den andern.

Indeß war er nie so verblendet, zu glauben, daß die Zuneigung des Churfürst-Königs zu ihm eine so unbedingt dauerhafte wäre, daß sie durch nichts erschüttert werden könne; im Gegentheil, seine eigenen Thaten bewiesen ihm, wie leicht zu ersetzen und wie bald vergessen ein Günstling sei. Welcher herzlichen Zuneigung hatte sich der Fürst von Sulkowsky, sein Vorgänger, von Seiten des Churfürsten August III. erfreut. Beide waren Jugendgespielen, eng mit einander befreundet und — eines schönen Tages (am 5. Februar 1738) stürzte Sulkowsky, der Minister und Günstling, plötzlich aus dem Himmel der churfürstlich-königlichen Gnade, dem Spotte der Hofschranzen preisgegeben. Brühl hatte die Mine gelegt und entzündet, die Wirkung war voll überraschenden Effekts. Damals hatte er einen Beistand in der Königin gehabt; ihre Sucht, zu herrschen, und ihre Bigotterie, die der römischen Clerisei allen möglichen Vorschub in dem protestantischen Sachsenlande geleistet wissen wollte, um dem Katholizismus Thür und Thor zu öffnen und so demselben den Sieg über den Protestantismus zu erleichtern, war von Sulkowsky stets in den Hintergrund gedrängt worden und der Haß der dadurch tief verletzten Oesterreicherin und ihrer Priester

verband sich mit dem schmeichlerischen Brühl und führte Sulkowsky's Fall herbei. Damals glaubte man, es sei nicht möglich, daß der Churfürst-König die Trennung von Sulkowsky ertragen könne und — man hatte sich getäuscht. Sulkowsky ward nur von denen vermißt, die in Brühl einen schlimmern Feind des Vaterlandes erblickten, als der in Ungnade gefallene Pole es je gewesen war. Die Carnevalfreuden am sächsischen Hofe im Jahre 1738 verwischten bald jedes Andenken an den Gestürzten; er war vergessen, die Hofschranzen lächelten höchstens, wenn sein Name zufällig genannt wurde, man schien den Mann gar nicht gekannt zu haben.

Dies Beispiel, das er selbst herbeigeführt, stand jetzt, nebst vielen andern ähnlichen, gespenstig vor Brühls Augen.

Aber noch war die Königin Josepha von derselben Bigotterie beseelt, wie damals, als sie Sulkowsky haßte. Auch jetzt mußte sie wieder Brühls Bundesgenossin werden; ihr Religionseifer, angefacht zur Gluth des Hasses gegen jede Verbindung mit dem protestantischen Preußen, mit dessen freigeisterischen Monarchen, der alles Pfaffenregiment, als das erste Unglück für jedes Land ansehend, mit kräftiger Faust niederhielt, mußte das Gegengewicht werden, an dem die Partei, von der Fräulein von Kling geredet, erlahmte und scheiterte.

Somit war auch zugleich der Beitritt des Churfürst-Königs zum geheimen Vertrage zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen entschieden. Brühl fand ihn seiner eigenen Existenz wegen nöthig und nichts war leichter, als

seinen erhabenen Gebieter zu demselben zu bewegen. Dieser geheime Vertrag bezweckte nichts weniger, als in späterer Zeit Preußen, das jetzt siegreich gekämpft und sich vergrößert hatte, durch den Besitz Schlesiens, bei erster Gelegenheit in Gesammtheit anzugreifen und es wo möglich zu verkleinern.

Je länger Brühl sich dem Gedanken an die Möglichkeit des Gelingens dieses geheimen Planes hingab, desto mehr gewann der Ausdruck der Heiterkeit in seinem Antlitz die frühere Herrschaft wieder. Niemand, der ihn jetzt gesehen hätte, würde es geglaubt haben, daß wenige Minuten vorher dies Antlitz vom schwärzesten Mißmuth verhüllt gewesen.

„Man muß sondiren und dann interveniren," sagte er lächelnd. „Unsere Feinde sind das, was der Sturm auf Meer und Land ist; sie sind eben so nothwendig, wie jener, denn sie erhalten uns munter. Eine künstlich angelegte Mine sprengt die beste Freundschaft auseinander; daher mit Ruhe beobachtet, um mit Sicherheit handeln zu können."

Die Uhr schlug zwei Viertel — es war halb elf Uhr. Eine halbe Stunde später mußte Brühl beim Churfürst erscheinen.

Er sah auf einen Zettel, der auf seinem Schreibtische lag.

„Noch eine Audienz — der junge Maler, von Siepmann vorgeschlagen, mit einem doppelten Kreuze bezeichnet. Ah! ich entsinne mich! Siepmann redete gestern von einem

jungen Menschen, der, seines Faches wegen, gut zu verwenden sein würde. Es wird also eine improvisirte Scene geben, eine Zerstreuung."

Der Graf setzte den Hut auf, nahm den Rohrstock mit goldnem Knopf, in dem eine prächtig geschnittene Camee gefaßt war, trat vor den Spiegel und ein wohlgefälliges Lächeln überflog sein Gesicht; seine Eitelkeit war sich der brillanten, äußern Erscheinung bewußt und voll dieses schmeichelhaften Bewußtseins, verließ er sein Arbeitszimmer durch eine andere Thüre, als die, durch welche Fräulein von Kling ihren Ausgang genommen.

Zwei kleinere Gemächer trennten das Arbeitszimmer von der Bildergallerie. Er trat leise in den nächstanstoßenden Saal der letztern. Durch die offenstehende Thüre des folgenden Saales erblickte er Guido, der es sich bequem gemacht und auf ein Sopha sich niedergeworfen hatte, die Hand an die Stirn gelegt, so daß der größte Theil des Gesichts verhüllt war. Der leise Tritt des Ministers war unhörbar für das Ohr des Ruhenden geblieben. Brühl zögerte eine Weile mit dem Vortreten; er hätte gewünscht, das Gesicht des Audienzsuchenden frei zu sehen, er liebte es, die Gesichtszüge zu studiren, ihm, dem Menschenkenner waren sie eine unverwerfliche Schrift, aus der er den ihm gegenüberstehenden Menschen abschätzte, indem er dabei voraussetzte, daß nicht Jeder, so wie er selber, die Kunst in der Gewalt habe, die sorgenloseste Heiterkeit und eine durch nichts beirrte Seelenruhe zur Schau zu tragen.

Sein Wunsch wurde indeß ganz unerwartet erfüllt.

Langsam glitt die Hand von der Stirn des ruhenden Jünglings auf dessen Brust nieder und sein Gesicht war nun der Anschauung freigegeben.

Graf Brühl blieb wie gebannt bei diesem Anblicke stehen; er schien regungslos für den ersten Moment geworden zu sein. Guido war in der tiefen Stille, die ihn hier umgab, und ermüdet von dem vergeblichen Warten, in eine dem Zustande des Schlummers ganz ähnliche Ruhe versunken; indeß ein leichtes, durch den Grafen verursachtes Räuspern machte ihn schnell munter; er sprang auf und gewahrte mit Staunen, daß er nicht allein sei.

Der Minister trat ihm freundlich entgegen.

„Ich habe den jungen Herrn lange warten lassen, indeß ich glaube, es geschah in einer ausgewählten Gesellschaft," er deutete auf die Gemälde, „und so hoffe ich, wird meine Entschuldigung, daß nur Dinge von dringender Nothwendigkeit mich abhalten konnten, eher das Vergnügen zu genießen, einen mir so warm und ehrenvoll empfohlenen, jungen Künstler kennen zu lernen, einen guten Platz finden."

Guido fühlte sich von dieser Anrede dermaaßen überrascht, daß er anfänglich kaum etwas darauf antworten konnte. Das Bild, welches sich seine Phantasie von dem Minister Brühl entworfen, war ein gänzlich anderes, als des Mannes, der jetzt vor ihm stand und, in wahrhaft herzgewinnender Ansprache, ihn gleichsam der unangenehmen Stellung eines sich seiner Protektion Empfehlenden entzog. Anstatt eines brüsken, auf seine Macht stolzen

Mannes, fand er einen freundlichen, die Stufe der ungeheuern Kluft des Standesunterschiedes schnell verwischenden Gönner, und ein solcher unerwarteter Eindruck konnte nur ein günstiger sein, um so mehr, als Guido nicht wußte, daß es eine Gewohnheit Brühls war, Jeden, der sich ihm nahte, mochte er auch der Geringsten Einer sein, mit den ausgesuchtesten, stark ins Gebiet der Submission streifenden Höflichkeiten zu überschütten und so gleichsam etwaigen, ihn bei Audienzen möglicherweise treffenden, unangenehmen Erörterungen den Stachel im Voraus zu rauben.

„Ew. Excellenz sehen mich befangen; ich war so vieler Gnade nicht gewärtig,“ stammelte der Jüngling.

„Sprechen wir nicht von Gnade, mein Freund — der Künstler steht auf einer höhern Bildungsstufe, die Kunst adelt ihn, und wer so, wie Sie, auch von der Natur in seinem Aeußern besonders günstig empfohlen ist, darf nicht staunen, wenn ihn Männer, welche, wenn auch nicht das Talent, in der Kunst selbst zu schaffen, doch das schöne Bewußtsein, Talent zu würdigen und den damit Begabten, als einen höher Bevorzugten, zu ehren, in sich tragen, schnell und mit Liebe die Vorurtheile bei Seite setzen, die die verschiedenen Standesunterschiede uns leider auferlegen.“

In diesem gewinnenden Tone führte Brühl die Unterredung fort und die herzliche Vertraulichkeit des gewaltigen Mannes erweckte bei dem Jüngling eine Zuneigung, wie er sie selten zu Jemand gefühlt hatte.

„Ach, vor Ew. Excellenz muß ich mich großer Schuld

bekennen und um Vergebung bitten," sagte er mit der vollen, edlen Offenheit seiner natürlichen Empfindung.

„Um Vergebung — mich?" fragte Brühl lächelnd; „haben Sie mich denn je beleidigt und wäre auch dies wirklich der Fall, je nun, der Fehler wäre dann verzeihlich, weil Sie mich nicht kannten und es kein Wunder ist, daß Männer in meiner Stellung viele und erbitterte Feinde haben. Es ist dies ein Schicksal, dem Niemand, je höher seine Stellung ist, entgehen kann."

„Ja, Ew. Excellenz, ich bekenne meine Schuld; ich war thöricht verblendet, ich haßte den Minister Grafen von Brühl, weil man mir denselben als einen Unterdrücker, als einen für das Wohl des Vaterlandes gefühllosen, herrschsüchtigen Mann dargestellt hatte."

„Und finden Sie mich im Entferntesten diesem wenig schmeichelhaften Conterfei ähnlich?" fragte der Staatsmann scherzend.

„Ew. Excellenz Huld hat mich zu diesem offenen Geändtniß bewogen."

„Und ich danke Ihnen dafür. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, das Ihnen früher durch feindlichen Mund aufgedrungene Urtheil über mich näher zu prüfen. Wünschte ich doch, daß ich für jeden meiner Hasser solche Gelegenheit fände; ich glaube, die Lästerungen, mit denen man meine Person meuchlerisch überhäuft, würden in der näheren und besseren Erkenntniß der Verhältnisse, die den redlichsten Staatsdiener oft ohne sein Verschulden in ein nachtheiliges Licht versetzen, ein Ende finden. Aber freilich

sind auch meine Feinde und Neider nicht von Ihrer schönen und edlen Aufrichtigkeit beseelt.“

Die Unterredung verließ jetzt diesen ernsten Gegenstand; der Graf äußerte, daß das von Siepmann ihm vorgezeigte, von Guido gemalte Bild seinen ungetheilten Beifall erhalten und fügte hinzu, daß es, um die weitere Carriere des jungen Malers zu gründen, wohl am geeignetsten sein dürfte, wenn derselbe in den nächsten Tagen schon mit dem Portraitiren des jüngern Theils der gräflichen Familie beginne.

„Sie gewinnen dadurch einen festern Standpunkt, mein Lieber, und meine Empfehlung eine sichrere Basis; ich hoffe, Ihnen eine Carriere zu eröffnen, um die Ihre Collegen Sie beneiden werden. Se. Majestät der König ist ein Verehrer der Malerkunst und es bedarf nur einiger, nicht allein von mir ausgehender Beweise, um Sr. Majestät Gunst zu erwerben.“

Leicht hingeworfen richtete der Graf noch die Frage an Guido, wo derselbe geboren und seine Ausbildung erhalten? dann verwies er ihn über alle näheren Bestimmungen an Siepmann, den er als seinen ältesten und treuesten Diener bezeichnete. Die Audienz endete unter den freundlichsten Versicherungen des Grafen, von nun an ihn als seinen Beschützer zu betrachten, der ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnen werde.

Entzückt von der Leutseligkeit Brühls und der ihm gemachten Aussichten für die Zukunft, verließ Guido Renner die Bildergallerie und ward von einem der in den

Prachtzimmern weilenden Lakaien nach der Wohnung Siepmanns geführt, wo noch der Geheim-Registrator dem Resultate der Audienz harrte.

„Ein prächtiger Herr!“ rief Guido in freudiger Aufregung, Herrn Saul stürmisch umarmend; „mein Glück ist gemacht und Ihnen allein danke ich es, Ihnen allein — wie vergelt ich's Ihnen jemals?“

Der Mai war herangekommen mit seinen Blüthenwonnen; linde Lüfte und blauer Himmel brachten Freude in Aller Herzen und überall lachte frisches, fröhliches Leben.

Der schöne, zum holländischen, später mit dem Namen japanischen Palais bezeichneten churfürstlichen Palast gehörende Garten stand in voller Blüthe und würzige Düfte zogen, vom leisen, von der Elbe heraufwehenden Luftstrome getragen, nach allen Seiten hin. Der Abend war köstlich, eine sanfte, heitere Ruhe lag, als sichtbarer Gottessegen, auf dem friedlichen Stadtbilde, welches der Blick aus diesem Garten genoß. Da zogen die Lastschiffe vorm Winde, mit ihren hochaufgeblähten Segeln, stolz wie Schwäne den Strom entlang, andere gegen denselben und der Schiffszieher eintöniger Sang schallte weithin durch den stillen Abend. Die kleinen Kähne und Schiffchen schwammen hin und her von Ufer zu Ufer und zuweilen schlugen leise Zitherklänge herüber, als Zeichen, wie fröh-

liche Menschen den Feierabend genossen in Heiterkeit und genügsamer Freude. Rechts hin, ganz in der Ferne, erhoben sich in bläulichem Duft die Lößnitzberge, das ruhige Abendbild begrenzend, während nach links hin im Osten die Elbbrücke und weiter die nach dem Elbhochlande hinaufsichziehenden Höhenketten das Panorama abschlossen.

Durch die hohen Baumlinien des Ostrageheges glühte noch der Sonnenball, seine Feuerstrahlen in dem Elbstrom badend, und im Osten schwebte schon der bleiche Freund der Nacht herauf. Lustig summten die Käfer um die Blüthen der niedrigen Kastanien und Linden, deren Aeste, zu einem langen Dache gezogen, ihres Laubreichthums dunklen Schatten in den nebeneinander hinlaufenden Alleen ablagerten, während außerhalb noch das glänzende Abendlicht schimmerte. Die inneren Partien des Gartens nach dem Palais zu versanken in immer tieferen Schatten, den die fast doppelte Manneshöhe haltenden, in weite, scharfwinkligte Quarrees schnurgerade gezogenen Heckenwände zurückwarfen, indem sie den Sonnenstrahlen eine fast undurchdringliche Abwehr entgegenstellten.

Das japanische Palais war zu jener Zeit zuweilen ein Vergnügungsort für die churfürstlich-königliche Familie. Am selben Abende, wo die kleinen Ereignisse, die wir in diesem Abschnitt zu schildern gedenken, theils in dem schönen Garten am Elbstrom, theils in dem Palais ihren Schauplatz fanden, erwartete man den Churfürst-König, dessen erhabene Gemahlin, den Churprinzen und dessen jün-

gern Bruder Xavier, nebst den beiden ältesten Prinzessinnen, Maria Anna und Maria Josepha, von einer Lustfahrt nach Moritzburg zurück. Die jüngeren Mitglieder der churfürstlichen Familie hatten sich schon in den Nachmittagsstunden nach dem japanischen Palais begeben, um ihren königlichen Vater, der daselbst die Abendtafel befohlen hatte, zu erwarten. So gab es in dem Innern des Palais ein Rennen und Treiben der Lakaien und Tafelbedienten, während in der Küche der köstliche Wohlgeruch kräftiger Speisen duftete. Aus diesem Trubel hatten sich die jungen Prinzen und Prinzessinnen, unter Begleitung der Gräfin Helene von Erffa, in den Garten gerettet, wo Niemand ihre heitern, kindlichen Spiele störte. Als aber die Sonne tiefer sank und die Königskinder ermüdet waren von dem lustigen Haschen und Jagen, da sammelten sie sich um Fräulein Helene, die wie ein dirigirender Feldherr auf dem künstlich aufgeworfenen Hügel, von dem aus der Blick die nächsten, freien Partien des Gartens beherrschte, die Spiele dieser erlauchten Jugend beaufsichtigt hatte und die kleine, lebhafte Prinzeß Kunigunde hing sich an den Hals Helenens und sagte lachend:

„Jetzt, gute, liebe Erffa, mußt Du uns auch zu Willen sein; wir haben Dir besser gefolgt, als der gnädigsten Mama, die es durchaus nicht leiden will, daß wir so fröhlich und vergnügt sein sollen, wie die Kinder anderer Leute, weil sich das Springen und Jagen und Haschen für uns nicht schickt; aber es schickt sich ganz prächtig für uns, das wissen wir am besten, nicht wahr, Clemens?“

„Freilich,“ bejahte der ein Jahr ältere Bruder, „bei mir ist nichts ungeschickt geworden, als mein Haar — das sieht wild aus, wie Elisabeth sagt; aber der Sebastian kann's wieder in Ordnung bringen, ehe Papa und Mama von Moritzburg kommen.“

„Weißt Du, gute, liebe Erffa, worin Du uns zu Willen sein sollst?“ fragte die kleine Prinzeß. „Du sollst uns so eine wunderhübsche Geschichte erzählen, wie Du immer welche weißt. Das haben wir uns ausgedacht.“

„Ja, ja, eine Geschichte, liebe, gute Erffa!“ riefen die königlichen Kinder einstimmig, sich an sie herandrängend.

Fräulein Helene lächelte, die Liebe dieser unverdorbenen Herzen that ihr wohl. Ihr Gemüth war weit entfernt, dem prunkenden Hoftreiben, der immerwährenden Jagd nach Vergnügen Geschmack abzugewinnen; ein sinniges Stillleben sagte ihr mehr zu, sie fühlte sich heimisch in kleinen Kreisen, unbehaglich dagegen in dem Gewühle der Höflinge, die nur nach Gunstbezeigungen haschten und wenig geeignet waren, für etwas Besseres, als Vergnügungen und Hoffeste boten, Sinn zu empfinden. Fräulein von Erffa war nicht in dienstbarer Stellung am Hofe; sie hatte es ihrer selbstwillen vorgezogen, sich freiwillig der Kinderwelt zu widmen und eben die Neigung der königlichen Kinder zu ihr, wurde für sie ein Schutz, daß man nicht in sie drang, die Stelle eines Hoffräuleins anzunehmen. So hatte sich Helene eine Selbstständigkeit bewahrt, welche frei von jeder Einwirkung der Laune einer

Gebieterin blieb und ihr zugleich der großen Zahl anmaaßender Hofcreaturen gegenüber gewissermaaßen eine Achtung gebietende Stellung gewährte, indem die letztere sie vor jeder vertraulichen Annäherung von Personen bewahrte, welche ihre Lebensaufgabe nur darin suchten, die Schwächen Anderer zu bekritteln und in immerwährenden, kleinen Intriguenspielen sich wohlzugefallen.

Helene war nicht so glücklich, als sie es ihrem Herzen nach verdient hätte. Ihr Vaterhaus war für sie kein Asyl der Zufriedenheit. Der Geheimrath, ihr Vater, war wenig Jahre nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, ihrer Mutter, eine zweite Verbindung eingegangen. Die zweite Gemahlin brachte ihm einen Stiefsohn zu, der mehrere Jahre älter, wie Helene, von jeher der Zankapfel zwischen beiden Gatten gewesen und jetzt noch war, da er von seiner Mutter mit einer wahrhaft äffischen Zärtlichkeit geliebt und seine Fehler, deren er in Vielzahl besaß, bei und von ihr jederzeit Enschuldigung fanden, während Helene stets als ein Gegenstand des Hasses für sie galt; besonders da der Geheimrath, um seine Tochter, die er aufrichtig liebte, zu entschädigen für die sogar oft leidenschaftlichen Ausbrüche der Abneigung ihrer Stiefmutter, immer mehr und mehr Beweise des herzlichsten Wohlwollens für sie an den Tag legte und zuweilen entschieden gegen seine Gemahlin auftrat, ihr mit großer Erbitterung die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer Lieblosigkeit gegen Helenen machend.

Dergleichen Auftritte besserten durchaus nichts, sie

verstärkten das Uebel nur noch mehr; der Haß trat von Seite der Geheimräthin zwar nicht mehr so offenbar hervor; dafür ließ sie nie eine Gelegenheit vorübergehen, Helenen zu kränken, und die Folge dieser ein so weiches Herz, als Helene besaß, tief verletzenden Mißhandlungen war, daß die junge Gräfin sich jenem schon erwähnten sinnigen Stillleben zuwand, das ihr reiche Entschädigung für die Entbehrungen der großen Weltvergnügungen bot. Der Geheimrath, bemerkend, daß Helene Neigung zu wissenschaftlichen Kenntnissen habe, hielt ihr Lehrer und, ohne damit zu prunken, war die junge Gräfin eine der gebildetsten Damen am Dresdner Hofe geworden. Die Lectüre war ihre Erholung, Musik und Malerkunst ein wahrhaftes Vergnügen für sie. Ihr sanftes Gemüth breitete über Alles, was sie that, den Wohllaut einer herzinnigen Heiterkeit, eines ruhigen, klaren Geistes, der sich nie in Extremen zu ergehen liebt. Nur die unabhängige Stellung, welche Helene, wie schon erwähnt, in der Kinderwelt der churfürstlich-königlichen Familie einnahm, sicherte sie vor den Pfeilen des Spottes, der an allem Besseren seinen scharfen Zahn versucht.

Wir würden sehr irren, wenn wir die damalige, am Dresdener Hofe glänzende Damenwelt als besonders im Lichte höherer Bildung strahlend uns denken wollten. Putz- und Vergnügungssucht und all die Leichtfertigkeiten, die mit der für das Land selbst so unglücklichen Nachahmung des Hoflebens Ludwigs XIV. von Frankreich unausbleiblich folgen mußten, gehörten zum guten Tone

und die kleinern und größeren Intriguen, die so unter der Hand mit machiavellistischer Gewandtheit gespielt wurden und immer den pikanten Reiz des Geheimnisses in sich trugen, wurden von den Meisten als Lebensaufgabe betrachtet. Das Beispiel des zweiten Augusts, die schändliche Günstlings-, aber noch weit schändlichere Maitressenwirthschaft hatte, wie sich von selbst versteht, einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit der höhern, zum Hofthume gehörenden Stände, und wenn auch unter seinem Nachfolger August III. das entsittlichende Uebel der Maitressenwirthschaft aufhörte, so blieb doch die erstere, vorzüglich durch Brühl vertreten, im Schwunge und die Verschwendungslust im höchsten Grade; die eckelhafteste Intriguensucht und beider demoralisirender Einfluß mußte nothwendig auch auf den weiblichen Theil des höhern und niederen Adels sich äußern; die feine Hofbildung, in allen ihren Nüancen und Schattirungen sich angeeignet, galt allein als Hauptbedingniß vollkommener Repräsentation und demzufolge war auch jede tiefere, geistige Bildung in den fernsten Hintergrund gedrängt; nur wenige Ausnahmen fanden sich unter der großen Zahl nur allein dem materiellen Lebensgenuß nachstrebenden Frauen — Fräulein von Erffa war eine solche.

Ein anderer Gegenstand des Zwiespalts zwischen ihrem Vater und ihrer Stiefmutter hatte sich im Verlaufe der Zeit eingefunden. Die Gräfin, durch frühere Verhältnisse bestimmt, war von ihrem väterlichen Glauben, dem Katholizismus, zum Protestantismus übergetreten; aber

sie war nur der unbedingten Nothwendigkeit bei diesem Schritte gefolgt, der ihr eine bedeutende Hinterlassenschaft eines protestantischen Verwandten erhielt, welche sonst an andere Verwandte gekommen wäre. Indeß diese Handlung aus Besitzgier war nur eine formelle That, im Herzen blieb sie Katholikin und der schlaue Pater Quarini, des Churfürst-Königs Beichtvater, ein Jesuit vom reinsten oder trübsten Wasser, je nachdem man die Folgen seines für Sachsen so schädlichen Einflusses zu betrachten gesonnen ist, genoß die stille Freude, in der Frau Geheimräthin eine Abtrünnige in den Schooß seiner Kirche zurückkehren zu sehen. Mit dieser maskirten Religionsveränderung hing unmittelbar auch die Hinneigung dieser Dame zu dem mit dem Katholizismus so eng verschwisterten Oesterreich zusammen und eben diese Sympathie war nicht selten die Ursache heftigen Wortwechsels zwischen ihr und ihrem Gemahl, der als Protestant jeden Schritt breit Terrain, das die katholisch-österreichischen Interessen in Sachsen gewonnen, als einen Verderb für das Land ansah, heftig dagegen eiferte und daher auch das Auftreten Preußens, in der Person seines Königs, als einen Sieg des Protestantismus rühmte.

Helene blieb, in unmittelbarer Hinsicht, allerdings unberührt von diesem Zwiespalt zwischen Vater und Stiefmutter; indeß mittelbar empfand sie doch den Haß der Bigotterie der Letzteren bei vorkommenden Gelegenheiten, und wie es daher auch nur ganz folgerecht war, spaltete sich die ohnehin zwischen beiden Frauen bestehende Kluft

endlich so weit, daß Helene sich jeder Annäherung an ihre Stiefmutter entzog, wenn dies nur halbwegs möglich war, und sich allein an ihren Vater anschloß, der ihr auch den Besitz seiner Liebe um so bereitwilliger gewährte, als er ja selbst von seiner Gemahlin sich gehaßt sah.

Aus diesen angeführten Gründen fühlte sich Helene nicht glücklich im Vaterhause, obwohl sie gegen Jedermann über diese traurigen Verhältnisse ein ehrenvolles, tiefes Schweigen bewahrte.

Fräulein von Erffa hatte mit den königlichen Kindern die kleine Anhöhe verlassen, um dem sich etwas stärker erhebenden Abendwinde, der über den Strom hinstreifte, auszuweichen und dafür auf einer Rundbank, unter der niedern Kastanienallee oder Kastaniengang, einen passenderen Platz erwählt. Die hohe, durch ihren Blätterreichthum fast undurchsichtige Heckenwand hielt, wie eine Mauer, jeden Luftstrom ab und das Halbdunkel, in dem sie so saßen, war so lauschig und lieblich, als es nur zur Anhörung einer Geschichte aus der Märchenwelt gefunden werden konnte. Allmälig streute die tiefer sinkende Sonne einzelne glänzende Lichter auf den Kies des Kastanienganges und so schienen sich die lichten Luftgestalten, von denen Helene erzählte, zu verwirklichen und im leisen Abendhauche auf- und niederzugleiten.

Sie erzählte:

„Prinz Biribinker, der Sohn des Salamanderkönigs, wollte aus dem Reiche seines Vaters eine Reise auf die Erde machen, und eine lichte Wolke trug ihn nieder, wäh-

rend die Lüfte schwiegen und glänzende Sonnenstrahlen, als treue Begleiter, die Wolke umschwebten und ihre Säume vergoldeten. Aber das Salamanderreich ist so weit von der Erde entfernt, daß die Sonnenstrahlen nicht aushalten konnten in der Begleitung, denn ihre Mutter, die Sonne, wollte schlafen gehen nach langem Tagewerk und so geschah es, daß die schwarze Nacht, die stille, trauernde Schwester des Tages, schon über die Erde hingezogen war und über Berg und Thal ihren dunklen Schleier ausgebreitet hatte, als Prinz Biribinker erst ankam. Der Mond war nicht am Himmel, er badete sein crystallenes Antlitz, das die Sonnenstrahlen, denen er immer nachzieht, vergelbt hatten, jenseits der himmelhohen Berge in den Meeresfluthen und deshalb wäre die Nacht ein trauriger Willkommen für den schönen Salamanderprinzen gewesen, wenn sie nicht ihr dunkles Gewand gelüftet und eine Menge Leuchtkäfer, wie kleine, schwebende Lichtfunken, daraus hervorgelassen hätte. Das gefiel dem Prinzen und er freute sich des lustigen Hin- und Herschwebens und des leisen Summens dieser Nachtdiamanten und schaute ihnen lange zu, bis sie endlich um Mitternacht eins nach dem andern verblichen und ihr Lichtgefunkel erlosch. Da legte sich Biribinker nieder, mitten auf eine Wiese unter lauter Blumen, um zu ruhen, bis der Tag heraufkäme, der immer die Schwester Nacht vertreibt, weil sein Gesicht weiß und glänzend ist, die Schwester aber im Mohrenlande geboren, so schwarz und finster aussieht, daß Niemand sie gern hat, wie gut

und sanft sie auch sonst ist. Die Blumen aber haben die Nacht viel lieber, als den Tag, vor dem sie ihre zarten Kelche schließen und ihre kleinen Häupter beugen, weil er so herrisch einherfährt im Gefolge der Sonne. Darum wachsen sie auch nur in der Nacht und all ihre Wohlgerüche gehören der Nacht, unter derem Schutze sie vertraulich zusammen plaudern und recht fröhlich sind und sicher, von Menschen nicht schonungslos niedergetreten zu werden.

„Das wußte Prinz Biribinker Alles noch nicht; er hatte noch keine Blumen gesehen, keinen Duft gerochen und sie noch nicht zusammen plaudern hören, denn im Salamanderreiche wachsen keine Blumen, weil dort ein ewiger, glühender Tag ist und ohne Nacht die Blumen nicht bestehen können, ihrer Zartheit wegen.

„Unter tausend Wohlgerüchen war er eingeschlummert und als er erwachte, hörte er leises Lispeln um sich und ganz fern im Osten lauschte der junge Morgen verstohlen über die Berggipfel her.

„Auf das Lispeln horchte er und verstand Alles, was er hörte. Die Blumen hielten unter sich eine Berathung, welche die Schönste sei von ihnen, daß der Prinz sie mitnehmen könnte, wenn er wieder zurückkehrte in seine Salamanderheimath. Der junge Morgen ließ ihn sie Alle erkennen und es machte ihm Freude, sie streiten zu sehen, mit welcher Emsigkeit sie die kleinen Häupter da und dorthin neigten und manche sogar aus Gram, nicht die Schönste sein zu sollen, zu weinen schien unter dem Ge=

wichte großer Thautropfen, die an ihren Kelchblättern perlten.

„—Ei, sagte eine Sonnenrose stolz, —wenn er mich sieht, bin ich's auch gewiß, daß er keine andere mag, als nur mich. Bin ich nicht wie eine große Königin unter euch Allen? Wie eitel Gold strahl ich in die Ferne auf meinem hohen Stengel — euch bemerkt man gar nicht, weil ihr zu klein seid. Mich nimmt er ganz gewiß.

„Ein leises Murmeln des Unwillens lief von Blume zu Blume; der Hochmuth der Sonnenrose empörte Alle.

„—Ach, wenn ihm unter uns eine gefallen wird, kann ich's nur sein, sagte eine einzeln stehende, volle Mohnblume. —Hat denn eine von euch ein so prächtiges Feierkleid, als mein rothes ist? Schön bin ich — sehr schön, das kann Niemand leugnen.

„Ganz leises Gekicher tief am Boden ließ sich hören.

„—Wer lacht denn? fragte eine Feldcamille ärgerlich, die sich nicht wenig blähte auf ihren starken Duft und schon vorhin gemeint hatte, der Prinz müsse Blumen ihres Gleichen, die sogar als Arzenei nützlich wären, allen andern vorziehen, es könne auch gar nicht anders sein.

„— Feldstiefmütterchen hat gelacht, sagte der Nachtschatten.

„—Ja, das hab ich auch, bejahte Feldstiefmütterchen, —weil ihr Alle so hochmüthig thut und euch streitet um etwas, um was ihr doch gar nicht gefragt werden werdet. Ich wüßte schon, wenn ich der Prinz wäre, wen ich mir als Herzliebste auswählte — ich wüßte es.

„— Wen denn? fragten Alle und bei dem schnellen, emsigen Hinhorchen nach der Antwort des kleinen Feldstiefmütterchen, fielen die Thaudiamanten von den zarten Blättern und Blättchen, wie feiner Regen, zu Boden.

„— Das Veilchen — seht's euch nur recht an, wie schön es ist und gar nicht stolz, sondern bescheiden und verschämt, obwohl es sich viel einbilden könnte auf seine Schönheit und reizenden Duft, mehr als wir Alle. Da steht es still und sittig an Bachesrand und horcht auf das Murmeln des Wassers und auf euern hochmüthigen Streit, ohne ein Wörtchen dazu zu sagen.

„Die hoffärtige Sonnenrose und die stolze Mohnblume lachten laut auf und wendeten sich nach dem Veilchen hin, das in ruhiger, milder Schönheit, tief unten, da wo des Baches Wasser hinmurmelte, einsam und bescheiden stand.

„Auch Prinz Biribinker hatte den Blick hingerichtet und das sanfte, blaue Veilchenauge traf mit dem seinen zusammen. Die Morgensonne sendete zugleich ihren ersten Kuß in einem einzigen, goldenen Strahle nieder auf den Bach und die Millionen Thautropfen, die an den Blättern des Veilchens hingen, erglühten wie eitel Crystall und Diamant in wunderbarer Pracht.

„Aber der Sonnenstrahl hatte das Veilchen und des Prinzen Herz in einem Augenblick zugleich getroffen und wie er zurückkehrte nach der Heimath, nahm er es mit, als Zeichen, daß Armuth und Bescheidenheit würdig sind des Thrones, wie der armen Hütte, in der die Veilchen-

blume um ihrer stillen Schönheit und Duftes willen von Alt und Jung geliebt wird."

Gegen Ende des von Helene erzählten Märleins, hatte in der That die rasch niedersinkende Sonne mehr und mehr Lichter in den immer tiefer sich verdüsternden Kastaniengang gestreut und ein wunderbares Zusammentreffen fügte es, daß, als Helene schwieg und die königlichen Kinder noch ein Weilchen ganz still und lauschend auf den Mund der Erzählerin schauten, als ob sie noch eine Fortsetzung von ihr erwarteten, ein voller Abglanz des jenseits des Elbstromes in den niedern Partien des buschbestandenen Geheges wie eine hochaufflammende Fackel herüberfunkelnden Abendsonnenlichtes das sanfte und edle Antlitz des Fräuleins plötzlich verklärte.

Die kleine Prinzeß Kunigunde klaschte in die Hände und rief:

„Du bist das Veilchen, liebe Erffa — jetzt weiß ich's."

Geräusch hinter einem der nächststehenden Bäume lenkte die Aufmerksamkeit der kindlichen Zuhörer schnell nach der Seite hin.

„'S ist Bruder-Christian!" rief Prinz Karl, augenblicklich den aus dem Duster hinter dem Baume Hervortretenden erkennend.

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des Fräuleins, sie ahnte, daß der Churprinz nicht erst jetzt gekommen, vielmehr schon früher da gewesen und unbemerkter Zeuge ihrer Erzählung geworden.

Mit geschwisterlicher Zuneigung hingen sich die

Prinzen und Prinzessinnen an diesen ältesten Bruder, der, ihre Bewillkommnungen erwiedernd, ihnen sagte, daß des Papas und der Mama Majestäten, mit den beiden Prinzessinnen Schwestern, in Kurzem von Moritzburg eintreffen würden, er (der Churprinz) sei mit dem Bruder Xavier eine halbe Stunde früher von dort aufgebrochen.

„Da muß ich zum Sebastian!“ rief Prinz Karl, im Nu davonlaufend, um seine etwas zerstörte Haarfrisur in Ordnung bringen zu lassen.

„Wir wollen Papa und Mama am Portal empfangen,“ schlug Prinzeß Christine vor.

„Ja, ich und Clemens werden neben der Schweizergarde die Honneurs machen, das giebt tausend Spaß, Papa hat das gern,“ stimmte der Prinz Albert bei.

Diese Vorschläge fanden bei beiden Theilen die freudigste Zustimmung und ohne sich halten zu lassen, rannte die kleine, lustige Gesellschaft fort.

Fräulein von Erffa wollte ihnen nach und beurlaubte sich mit einer Verbeugung vom Churprinzen; aber ehe sie sich ihm entziehen konnte, ergriff er ihre Hand und sprach mit dem sanften Tone, in dem sich der Ausdruck seines milden Charakters deutlich kund gab:

„Bleiben Sie, gute Helene, ich bitte; gönnen Sie mir die wenigen Augenblicke, welche ich durch früheren Aufbruch von Moritzburg mir erkauft habe, um einmal eine halbe Stunde frei zu sein. Rauben Sie mir diese kleine Freude nicht, solch eine Gelegenheit kehrt für mich nicht so leicht wieder; Sie wissen das so gut, als ich.“

Fräulein von Erffa stand unschlüssig, ihre Hand zitterte in der seinen.

„Mein Prinz," sagte sie zögernd, „bedenken Sie, daß ......"

„Weg mit jedem Bedenken, theuere Erffa," unterbrach sie Christian. „Wenn das Leben so arm an Wonne sein soll, daß hinter jeder auch schon ein Drohbild erscheint, welches uns zurückschreckt, dann mag ich nicht leben. Nein, Helene, fürchten Sie nichts, fassen Sie Muth und vereiteln Sie mir nicht das Glück dieser kurzen Stunde. Wollen Sie nicht das Veilchen sein, daß Viribinker mit in seine Salamanderheimath nahm, zum Zeichen, daß Armuth und Bescheidenheit des Thrones eben so würdig sei, als der niedern Hütte?"

„Sie haben uns belauscht, Prinz?"

„Das ist mein Verbrechen," bejahte der Vorige; „aber ich bereue es nicht, denn ich lernte Ihren wahren Werth erst erkennen, Helene. O, Ihr Märchen ist keine Erfindung eines müssigen Kopfes; es enthält eine tiefere Lebenswahrheit, als man auf den ersten Blick vermuthet. Wie viele hoffärtige Sonnenrosen und übermüthige Mohnblumen, wie viel sich aufblähende Feldcamillen giebt es an unserm Hofe! aber kein liebliches, in stiller Schönheit bescheidenes Veilchen, wie Sie, und diese stille, bescheidene Schönheit zieht mich so unwiderstehlich an, daß ich freudig tauschen möchte mit Einem, der nicht für den Thron geboren ist, um — Sie, Fräulein, mein nennen zu können."

In einem andern Munde, als dem des Churprinzen, würden diese Worte den Anstrich des Romanhaften getragen oder gar der Sprache eines leichtsinnigen Verführers, der alle Wendungen der Ueberredung versucht, um zu täuschen, ähnlich gewesen sein; hier aber trat der persönliche Werth des Sprechenden als Bürge für dessen wahrhafte Meinung auf und Helene wußte, daß er sich nicht glücklich mitten in dem Prunk und den rauschenden, zeittödtenden Festlichkeiten fühlte, daß sein Gemüthsleben sich eher schmerzlich, als angenehm davon berührt fand. Indeß, er gehorchte dem Zwange der Etikette als ein unfreiwilliges Opfer seines hohen Standes. Helenen war wohl in seiner Nähe; die edle Natur seines Geistes übte einen Einfluß auf sie aus, wie wir oft im Leben durch Personen, denen wir unser ganzes Vertrauen unbedingt schenken, weil sie keiner Täuschung fähig sind, uns besonders angezogen fühlen. In Helenens Stillleben glänzte sein Bild, sie liebte ihn herzlich; aber ihr Mund verschloß dies ihr einziges, süßes Geheimniß standhaft vor ihm; die Kluft des Ranges war zu groß zwischen ihr und ihm, um je geebnet werden zu können, er selbst zu edel, um diese Kluft auf irgend eine Weise, wie sie z. B. am Hofe seines Großvaters durchaus nicht in die Rubrik des Anstößigen gerechnet worden wäre, überspringen zu wollen.

Christian war keine schöne Erscheinung für ein weibliches Auge, obwohl sein Gesicht eine ehrliche Offenheit und freundliche, regelmäßige Züge trug; er war eines Rückenübels wegen, das durch alle Kunst der Aerzte nicht

zu bannen gewesen, von unansehnlichem Aeußern, schwerfällig und daher der erste Eindruck, den er machte, kein besonders günstiger; aber dieser Umstand verschwand in den nächsten Momenten aus dem Gedächtniß, wenn er sprach. Der milde Ton seiner Stimme, der klare, geistige Scharfblick, welcher sich in seinen Aeußerungen ausprägte und der doch nie verletzend wirkte, gewann schnell für ihn und so war es gekommen, daß dieser junge Prinz aller Rechtschaffenen innige Zuneigung besaß und beim Volke selbst beliebt war; denn von seinem einfachen, biedern Charakter hofften alle Vaterlandsfreunde einen Umschwung der das Land an den Abgrund des Ruins führenden Verhältnisse; er war also die Stütze einer schönen Hoffnung für die Zukunft. Aber wie an edlen Früchten stets die Wespen am liebsten saugen und sie mit ihrem Stachel verletzen, so hatte Christian auch seine Feinde, welche, wohl fühlend, daß ihr Reich vorüber sein werde, sobald es ihm gelänge, sich nur im Entferntesten in Regierungsgegenstände einzumischen, alles Mögliche aufboten, um dies zu hindern.

Der Prinz führte Fräulein Erffa aus dem düstern Kastaniengange nach der Mauer, die auf der Elbseite den Garten einfaßte und zugleich einen starken Damm gegen jeden Wasser- oder Eisgang bietet, indem der Garten gegen das Ufer bedeutend über Mannshöhe erhaben liegt. Die Sonne war schon so tief im Niedersinken, daß ihr purpurgoldnes Antlitz den Saum des westlichen Horizontes streifte. Der Elbstrom schien in Gold verwandelt zu

sein, er glich einer fließenden, glühenden Lava, die in breitem Bette langsam hinrauscht. Jenseits hoben sich die mächtigen Baumalleen des Ostrageheges düster empor, wie überhaupt das andere Ufer sich in raschem Wechsel in Schatten hüllte.

Lange standen Beide im Anschauen dieses wunderbaren Nacht- und Lichtkampfes.

„Helene, gedenken Sie noch jener Abende auf Ischia? wie oft dort im Abendlichte das Meer ein unermeßlicher Goldquell schien und wir, von dem wunderbaren Anblick tief ergriffen, Hand in Hand am Strande standen und dann, wenn das Goldbild erbleichte, der Heimath gedachten?“ fragte Christian.

„Ich werde nie jener Abende auf Ischia vergessen,“ antwortete Helene.

„Nie?“ entgegnete der Prinz, sein Auge fest auf sie richtend; „ja, Sie haben Recht, Helene, Ischia kann von uns nie vergessen werden; wir lernten dort einander kennen, wir fanden uns — hier im Getümmel des Hoflebens, dessen Pracht und Vergnügungen mich anwidern, hätten wir uns nie gefunden, nie erkannt. Dort lebten wir ein natürliches Leben, fern von betäubendem Luxus, wir waren fast noch Kinder mit offnen, für Alles empfänglichen Seelen — wie ist das Alles anders geworden! — ich fürchte, Helene, man will mich dem schönen Andenken Ischia's entreißen.“

„Wie meinen Sie das, Prinz?“ fragte Helene bebend, denn sie ahnte, was er andeutete.

„Es war heute eine Rede von meiner Vermählung,“ antwortete Christian nach einigem Zögern.

Helene schwieg, auch er; eine Pause folgte.

Als der Prinz, der vor sich hin auf den Fluß geschaut hatte, wie da allmählig die Schatten von drüben her wuchsen und an Ausdehnung gewannen, den Goldglanz verdrängend, der sich auf den kleinen Wellen der Sonne nachwiegte, sich wieder zu Helene wendete, bemerkte er, wie ein paar große, schwere Tropfen an ihren Wimpern perlten.

„Helene!“ rief er ergriffen, „Du weinst um mich?“

Fräulein von Erffa wollte diese Zeichen ihres übermächtigen Gefühls schnell verwischen, Christian hinderte sie daran.

„Nein,“ sagte er, „laß diese Thränen; Dein Herz spiegelt sich darin, sie werden von selbst vergehen, wie unser Glück vergeht. Beklage mich, Helene, ich bin ärmer, als der ärmste Unterthan; die Convenienz schlägt ihre goldnen Fesseln um meine Freiheit, und ob auch das Herz dabei bricht, wen kümmert's? es ist ja ein Fürstenherz, das über die irdischen Triebe erhaben sein soll. Diese Stunde, Helene, ist eine eben so selige, als schmerzliche. Du trauerst um mich, ich danke Dir.“ Und sanft zog er sie an seine Brust; Helene widerstand nicht, es war ihr so wohl in seiner Nähe — ach, in diesem Augenblicke verschwand vor Beider Augen die Gegenwart und die schöne Vergangenheit von Ischia trat mit allem Zauber ihrer kindlichen Innigkeit an ihre Herzen. Ein kurzer

Moment jenes Glückes, wie sie es damals genossen, unbeschränkt und eben deshalb so unschuldsvoll, so fern jedes unlautern Gedankens, hatte sie vereint.

Ein leises Knistern in dem Kastaniengange hinter ihnen störte diesen Augenblick der Seligkeit.

„Mein Gott, man überrascht uns!“ rief Helene erschrocken halblaut, sich schnell seinen Arm entziehend.

Der Prinz war selbst unangenehm durch den Schreck berührt; er wendete sich dahin, von woher das Knistern, welches jetzt in das Geräusch von festen, männlichen Schritten übergegangen war, in sein Ohr gedrungen. Das nur von wenigen Streiflichtern matt erhellte Duster des Baumganges ließ ihm nicht gleich die Person erkennen, welche hier zu promeniren und langsam vorübergehen zu wollen schien. Dieser Vorsatz des abendlichen Spatziergängers deutete darauf hin, daß derselbe sie Beide noch nicht einmal bemerkt habe und diese Ueberzeugung machte einen guten, beruhigenden Eindruck auf Christian.

Der Spatziergänger, wenn er nicht ganz in tiefe Gedanken versunken war, mußte indeß die beiden an der Mauer Stehenden bemerken und dies geschah auch.

Mit einem: „Dominus vobiscum!“ trat er auf sie zu.

Es war des Königs Beichtvater, Pater Quarini; Helene fühlte einen Schauer, sie hatte vor diesem Manne eine unbezwingbare Scheu, die sie sich nicht zu erklären wußte. Der Pater war nicht nur in seinem Aeußeren, sondern auch in seiner Redeweise der vollkommenste Re-

präsentant seines Standes, eine hohe, stattliche Figur mit einer fast an Stolz streifenden Haltung.

„Ew. Hochwürden sind es," sprach der Prinz, nachdem er den geistlichen Gruß in gleicher Sprache erwiedert hatte. „Wir erfreuten uns des heiteren Bildes, des Sonnenunterganges."

„Für mich ist es ein Bild der Trauer," antwortete der Pater voll tiefen Ernstes. „Ich betrachte es stets als ein Symbol des Unterganges der heiligen katholischen Religion in diesem schönen, von Gott so reich gesegneten Lande."

„Ich bin allerdings nicht von diesem Gedanken erfüllt gewesen," entgegnete der Prinz, den es unangenehm berührte, daß Helene durch diese Aeußerung Quarini's sich verletzt fühlen konnte, da sie Protestantin war. „Nun, es ist leicht begreiflich, daß Ew. Hochwürden sich derlei Erinnerungen mit einer gewissen Vorliebe hingeben; sie hängen zu eng mit Ihrem geistlichen Berufe zusammen."

„Denken Ew. Königl. Hoheit nicht auch zuweilen daran?" fragte der Pater nach einer kurzen Pause.

„Nein," antwortete Christian; „es mag mit meinen Neigungen nicht harmoniren, solche Gedanken zu fassen, sie streifen zu hart an der Grenze der Unduldsamkeit hin. Ich glaube vielmehr, daß ein rechtschaffener Protestant so achtungswerth, als ein rechtschaffener Katholik ist."

„Ew. königl. Hoheit haben also von den freigeisterischen Ideen des preußischen Königs bereits einen Haupt-

satz profitirt. Die preußische Majestät ist der Ansicht, daß Jeder auf seine Façon selig werden könne."

„Ich halte diese Ansicht durchaus nicht für freigeisterisch, im Gegentheil betrachte ich sie als den Ausfluß eines großen, humanen Geistes, der dadurch, daß ihn das Schicksal auf solche Höhe gestellt, wo sein Einfluß von außerordentlicher Geltung ist, eine Versöhnung der traurigen Religionsconflicte allmählig herbeiführt."

„Ich zweifle, daß diese von Ew. Königl. Hoheit ausgesprochene Meinung die eines echten Katholiken ist," versetzte der Priester und fügte lächelnd hinzu: „Aber freilich, in solcher Schule" — er verneigte sich höflich gegen Helene — „ist es erklärbar, daß Meinungen von derlei Art, wie sie dem innersten Wesen unserer alleinseligmachenden Kirche schnurstracks zuwiderlaufen, festen Fuß fassen können."

„Enden wir dies Gespräch, hochwürdiger Herr!" rief Prinz Christian, ein wenig angeregt, und Helene, welche um des Verdachts willen, den Quarini so unverhüllt ausgesprochen, als suche sie den Prinzen dem Protestantismus geneigt zu machen, nicht schweigen zu dürfen glaubte, sagte:

„Der hochwürdige Herr irren sich, wenn Sie glauben, daß je der Gedanke bei mir erwacht ist, als Missionairin zu wirken. Ich bin bescheiden genug, um alle Proselytenmacherei Anderen zu überlassen, deren Amt dergleichen entschuldigen mag."

„Sehr gut geantwortet, Fräulein," lächelte der Pater

Beichtvater; „es ist die größte Kunst, den Point einer Rede so unbestimmt zu halten, daß er nach Belieben von Jedem auf sich bezogen werden kann.“ Mit einer Verbeugung entfernte er sich mit demselben gleichmäßig=ruhigen Schritt, wie er gekommen war.

Eine Pause folgte zwischen dem Prinzen und Helene. Von der Stadt herüber tönten die langgezogenen Pulse der Abendglocke, der Goldschimmer auf dem Strome war fast gänzlich verschwunden, nur ein schwaches, röthliches Licht, der Reflex einer mattwerdenden Abendröthe, küßte hier und da die Spitzen der ruhig dahin sich wälzenden Wellen.

„Mein Gott!“ rief Christian leidenschaftlicher, als während der Anwesenheit Quarini's, „ist es denn möglich, daß das Heiligste im Menschenherzen, die Religion, zum Gegenstand des Hasses, der Verfolgung, der Lästerung werden kann! Ach, wie schwache Wurzel hat das Christenthum geschlagen in den Herzen der Menschen!“

Dann wendete er sich zu Helene, er erfaßte ihre Hand und führte sie zu seinem Herzen. Eine große Bewegung, die seinen milden Geist ganz ergriffen hatte, fesselte für einige Augenblicke seinen Mund, wie das oft beim Ueberwallen des Gefühls geschieht, daß die Sprache zu arm an Worten scheint, um einen treffenden Ausdruck zu finden. Als er aber diese gewaltige Empfindung bemeistert und sich unterthan gemacht hatte, rief er leise:

„Helene, jeder Tag unsers Lebens soll von einer guten That, von einem schönen Gedanken bezeichnet sein.

Gott wohnt im Licht der Sonne, wie im Schatten der Nacht; vor ihm und Dir lege ich hier den Schwur ab, daß, führt mich des Himmels Wille je auf den väterlichen Thron, keiner meiner Unterthanen mir den Vorwurf machen soll, ich beschützte eine Religion auf Kosten der andern. Gleich wie vor Gott, soll jede vor dem Fürstenthrone sein — das sei mein Eid!"

„Und der Segen dieser Stunde!" fügte Helene hinzu. „Lassen Sie uns jetzt uns trennen, Prinz. Die Augen der Hasser werden fortan auf uns gerichtet sein; geben wir ihnen keine Gelegenheit, ihre Verleumdungen über uns auszuschütten."

„Nicht so, Helene, zeigen wir ihnen keine Furcht. Es soll nicht heißen, als suchte der Churprinz Fräulein von Erffa nur dann auf, wenn es ohne Zeugen geschehen kann. Wir haben keines Menschen Auge zu scheuen. Ist nicht das Opfer, das ich meinem Fürstenstande zu bringen gezwungen bin, groß genug, um mir wenigstens den Wunsch erfüllen zu lassen, mich nicht einem Zwange zu unterwerfen, der mich empört? Ja, Helene, Du bist es, der ich die Reinheit meines Herzens verdanke — Du allein. Ich fühle so heiß wie ein Anderer; wäre mein Auge auf irgend eine andere Dame unseres Hofes gefallen, ich würde sicher nicht eine mich in den Schranken der Tugend haltende Freundin gefunden haben. Du hast meine Liebe zu Dir geheiligt, Dir danke ich diesen Einfluß auf meine Zukunft."

Fräulein von Erffa fühlte sich tief ergriffen von die-

sen Worten Christians; sie waren der Lohn eines edlen Herzens, das, erhaben über unwürdige Leidenschaft, seines Schutzengels Walten erkennt.

Beide gingen Hand in Hand durch die düster gewordenen Partien des Gartens dem Palais zu. Der Prinz unterbrach das tiefe Schweigen, in dem sie eine Weile dahingeschritten waren. Er sprach von dem Widerwillen, den er gegen Brühl, den Pater Quarini und deren verwandte Geister empfand.

„Sie wissen meines Herrn Vaters schwache Seite zu erfassen," sagte er, „das ist ein Unglück. Die Königin, meine Mutter, ist mit ihnen im Bunde und so fürchte ich, werden sie ihn zu einem Treubruch gegen Preußen verführen, ein geheimes Bündniß mit Oesterreich zu schließen, dessen Entdeckung Sachsen an den Rand des Abgrundes leiten muß. Es ist bei diesen Leuten keine Treue und Glaube zu hoffen. Wackerbarth-Salmour hat sich unverhohlen im Beisein mehrer Kammerherren gegen Fräulein von Kling, welche in solch einem Bündnisse allein ein Heil zu erblicken meint, über diesen Gegenstand ausgesprochen, und die nächste Folge dieser Aufrichtigkeit war, daß die Königin ihn bei letzter Aufwartung keines Blickes würdigte. So hat eine verabscheuungswürdige Clique die Herzen des Königs und der Königin umsponnen — Gott bessere es!"

Helene, obwohl sie nicht ganz ununterrichtet über die geheimen Getriebe der österreichischen Partei war, da ihr Vater zuweilen im Unmuthe derselben gedachte, schwieg

jedoch, da sie nicht wünschte, den Verdruß, den der Prinz ohnehin über diese, unter dem Schutze des Geheimnisses sich langsam, aber sicher, ihrer Ausführung nahenden Intriguen und Machinationen empfand, zu vermehren. Starkes, vom weißen Thore hernahendes Pferdegetrappel und Rollen mehrerer Wagen deutete die Rückkehr des Königs und seiner Gemahlin an; der weithinschallende Ruf des Schweizergardisten: „in's Gewehr!" bestätigte diese Vermuthung. Der Prinz beschleunigte seine Schritte und trat mit Helene einige Secunden früher in die von der Schweizerwache, Hofbedienten, Pagen und Hofherrn ziemlich gefüllte Portalhalle.

„Wir haben Dich wie eine Stecknadel gesucht, liebe Erffa," sagte die kleine Prinzeß Kunigunde, sich an Helene anhängend; „sieh nur, da stehen Karl, Albert und Clemens neben dem Tambour und dem Pfeifer der Schweizergarde und werden vor Papa und Mama Honneur machen. Hu, wie grimmig Karl aussieht! Hahaha, das macht vielen Spaß."

„Sie befinden sich wieder in Ihrer Welt, Fräulein," redete Christian laut; „ich danke Ihnen für die mir gewährte Gesellschaft im Garten."

Somit hatte er im Voraus den Plauderern, die sich so gern mit geheimnißvollen Geschichten von hohen Personen zu tragen pflegen und den größten Reiz darin finden, das Unwichtigste in's Gewand interessanter Vermuthungen zu hüllen, die Freude ihres stillen Vergnügens zerstört; denn er ahnte nicht mit Unrecht, daß Pater Quarini den

Zufall, ihn und Helene allein getroffen zu haben, ausbeuten und unterm Siegel der Verschwiegenheit dies Rendezvous als Unterhaltungsgegenstand, der ein so großes Feld zu Vermuthungen aller Art zuließ, bald in Aller Mund cursiren werde. Was er aber nicht ahnte, war, daß eben dieser Priester, der so tiefen Gram über den Protestantismus Sachsens empfand, unbemerkter Zeuge des vorher stattfindenden Theils des Gespräches zwischen ihm und Fräulein von Erffa geworden war. Es lag durchaus nicht in Quarini's Absicht, Störer einer Scene zu werden, welche ihm einen klaren Blick in das Verhältniß zwischen Beiden vergönnte; nur der Zufall, daß er unwillkürlich ein kleines Geräusch mit dem Fuße auf dem Kiessande machte, veranlaßte ihn, hervorzutreten und den Schein anzunehmen, als käme er soeben erst. Die Wendung, die sein Hinzutritt der Unterhaltung gab, füllte ihn mit Entsetzen, denn er nahm daraus wahr, daß der Prinz durchaus nichts von jener Bigotterie besaß, von der sich eine Bevorzugung der römischen Kirche erwarten ließ, und in diesem Bewußtsein einer Gefahr, die der letzteren möglicherweise drohe, gründete sich zugleich die Ueberzeugung, daß Fräulein von Erffa vom Hofe entfernt werden müsse. Voll dieser Ueberzeugung und dem Drange der Speculation, ein Mittel ausfindig zu machen, diese Absicht zu erreichen, hatte sich der hochwürdige Herr in's Palais zurückbegeben, wo er Freunde zu finden erwarten konnte, die seine Besorgniß vollkommen theilten.

Trommelschlag und Pfeifenklang begrüßten den ausstei-

genden Monarchen, der jetzt, seine hohe Gemahlin geleitend, unter Vortritt von Pagen und Kammerherren die Portalhalle durchschritt. Die Schweizer präsentirten mit ihren Partisanen und neben dem Tambour und Pfeifer standen die drei jungen Prinzen, den möglichsten Ernst auf den kindlichen Zügen.

„Ah da, meine Söhne!“ rief der Churfürst-König, erfreut über den Scherz, und streckte die Hand nach ihnen aus, die sie alle Drei zugleich ergriffen und laut aufjubelten, während der Königin Majestät Schritte von den Prinzessinnen Töchtern gehemmt wurden durch den Ausdruck einer Wiedersehensfreude, als hätten sie die königliche Mutter seit Jahren nicht gesehen.

„Gnädigste Mama,“ rief Prinzeß Kunigunde lebhaft, „morgen erzähle ich Ihnen eine prächtige Geschichte vom bescheidenen Veilchen, von der stolzen Sonnenrose, von der übermüthigen Mohnblume und von der sich aufblähenden Feldcamille — das ist eine sehr schöne Geschichte vom Prinzen Viribinker. Unsere gute, liebe Erffa hat sie uns erzählt.“

Ein gnädiger Blick der Königin fiel auf Fräulein Helene und sie sagte mit Leutseligkeit:

„Unsre Gnaden werden wohl bald Ursache haben, auf Sie, meine Beste, eifersüchtig zu werden; denn unsre Prinzessinnen sind jederzeit von Ihr enchantirt und wissen nichts als Gutes und Schönes von Ihr zu erzählen. Nun, nun, erröthe Sie nicht deshalb, daß ich Ihr das vor allen Leuten sage; das macht Ihr nur Ehre und wir danken Ihr auch dafür, Fräulein von Erffa.“

Der Ton, in welchem die Königin Helenen dies Lob spendete, trug ein Gemisch der sächsischen Höflichkeit und österreichischen Derbheit in sich; aber das Auge allein galt in diesem Falle als der vollkommenste Dolmetscher, indem man stets gewöhnt war, die königliche Frau stolzen Blickes zu sehen, daher denn auch ein so gnädiger Blick, wie Fräulein von Erffa jetzt zu Theil geworden, unter die Ausnahmen gehörte. Die Flammen der Kronleuchter, welche durch eine Menge mit doppelten Kerzen besteckter Wandleuchter von feinstem Spiegelschliff unterstützt wurden, ergossen eine blendende Tageshelle über die reiche, lebendige Gruppe in der Portalhalle. Besonders traten die Gestalten des Königs und seiner erhabenen Gemahlin in's Auge.

Des Königs große, imponirende Figur von edlen Formen erinnerte zwar auf den ersten Anblick an seinen erlauchten Vater, den die Geschichte den „Starken“ nennt, aber bei näherer Anschauung wies sich doch eine auffällige Verschiedenheit zwischen Beiden. Es lag der Ausdruck des verweichlichten Lebens, das sich stets in einer stärkern, aber auch zugleich weniger kernigen Fleischesfülle ausspricht, in der äußeren Erscheinung des dritten Augusts; die Formen seiner großen, imponirenden Gestalt hatten durch den geringen Lebensernst, den er in seiner königlichen Laufbahn, die ihm von Brühl stets geebnet wurde, bedurfte, an der Schärfe des Umrisses verloren, wenn es uns erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Es war nicht jener kräftige, männliche Schritt, nicht jene stolze Haltung des Körpers, welche ihn auszeichnete; im Gegen=

theil deutete diese schöne, edle Gestalt in ihren Bewegungen auf Ermüdung, auf den Wunsch nach Ruhe, nach Bequemlichkeit. Mit diesem allgemeinen Ausdruck seiner äußeren Erscheinung harmonirte der des Antlitzes, welches freundliche Züge trug, die jedoch eine gewisse physische Abspannung nicht verdecken konnten. In der That, sein Gesicht verrieth einen außerordentlichen Grad von Gutmüthigkeit, es war angenehm, etwas fleischig, aber den Hauch unverdorbener Gesundheit tragend. In der Regel zeigte sich sein Blick matt, was auf Erschlaffung und Abspannung hindeutete, indeß dieser Mangel an Nervenkraft verschwand sogleich, sobald der König von irgend etwas angeregt wurde: dann nahm das Auge einen lebhaften Glanz an und die durch Langeweile verflachten Gesichtszüge gewannen eine größere Beweglichkeit. Jetzt verschönte sich sein freundliches, gutmüthiges Gesicht offenbar in der Freude über den Anblick seiner Kinder, die er mit väterlicher Zärtlichkeit liebkos'te. Ganz anders wies sich dagegen das Bild seiner erhabenen Gemahlin. Es trug den Stempel österreichischer, steifer Grandezza, die erst durch den längern Aufenthalt in Sachsen, wenn auch nicht verwischt, doch von der üblichen sächsisch-nationalen Glätte einen Anhauch empfangen hatte und deshalb minder schroff hervortrat, vielmehr unter dem Schleier der anderen Formen nur zuweilen hervorlauschte. Eine gedrungene, kräftige Frauengestalt, trug sie in ihrer Haltung sowohl, als in ihrem Antlitz, das Gepräge entschiedenen Charakters, der auf unbedingten Gehorsam und Unterwür-

sigkeit von Seiten ihrer Umgebungen den ausgedehntesten Anspruch macht. Bezüglich des Ausdrucks leutseliger Gutmüthigkeit, wie solcher in dem Antlitz ihres erhabenen Gemahls so sichtbar hervortrat, fand sich wenige Uebereinstimmung in ihren Zügen. Das dunkle Auge ließ auf Zurückhaltung und Stolz schließen, wie überhaupt weniger Vertrauen Erweckendes aus ihrem ganzen Wesen sprach.

Indem der König an der Seite seiner erhabenen Gemahlin der breiten, mit Statuen und Porzellanvasen und reichem Lichterschmuck besetzten Treppe zuschritt, blieb er plötzlich stehen und über sein Gefolge einen suchenden Blick werfend, fragte er erstaunt:

„Wo ist Brühl?“

„Wird in wenig Minuten zu Ew. Majestät Befehl erscheinen. Die Achse des Wagens des Herrn Grafen brach unterhalb der Bannwiese, und dies ist die Ursache, warum . . .“

„Brühl hat doch keinen Schaden erlitten?“ fragte der König mit Theilnahme, den Bericht unterbrechend.

„So wie wir wissen, nicht,“ war die Antwort des Auskunft gebenden Pagen.

„Dieser Brühl hat's ihm angethan,“ murmelte ein ältlicher Herr, der in dem Gefolge des Königs die Treppen hinaufstieg, einem neben ihm Gehenden in's Ohr; „welche Theilnahme zeigt der König stets für diesen Ränkeschmied!“

„Ums Himmelswillen, jetzt keine Aeußerung, Herr Geheimrath,“ warnte der Andere; „vergessen Sie nicht, daß böse Geister hier lauschen.“

„Ja, ganz recht, böse Geister," stimmte der Vorige, der Graf von Erffa, Helenens Vater, bei; „irre ich nicht ganz, hat mich diese Brühlsche Clique schon bei Sr. Majestät in etwas üblen Verruf gebracht oder wird es wenigstens thun, wenn es noch nicht geschehen."

Die Menge Personen des höheren und niedern Dienstes, die die königliche Familie begleiteten, bildete einen stattlichen Zug, der langsam die erste Gallerie des obern Stockwerkes erreichte. Es war keine Nothwendigkeit, daß man diesen Weg nahm; man konnte auf anderem, näherem zu den für die Majestäten eingerichteten Gemächern gelangen; doch wurde auf Brühls Befehl dieser Umweg gewählt, indem dadurch der König eine Huldigung seines Schönheitssinnes empfing, welche ihm außerordentlich schmeicheln mußte. Das Arrangement der Decorirung der Säle und Zimmer hatte er anbefohlen, um den reichen Vorrath von kostbarem Porzellain den Blicken der Welt nicht zu verschließen. Reich mit Kerzen besteckte, crystallene und stark vergoldete Lüstres verbreiteten einen hellen, blendenden Glanz in der mit buntgemalten Thieren und Vögeln von Porzellain, meist in natürlicher Größe, ausgezierten Gallerie. Dazwischen wiesen sich antike Vasen und Urnen in den merkwürdigsten Formen. Des Churfürst-Königs Gesicht strahlte vor Freude, seinen Befehl so unerwartet schnell vollzogen zu sehen und in dieser Stimmung wendete er sich, mitten in der Gallerie stehen bleibend, nach seiner nächsten Begleitung zurück und fragte laut: „Brühl noch nicht da?"

„Nein, aber ich, Herr Vetter Ohnesorgen!“ rief von oben herab eine ziemlich derbe Männerstimme.

Der König wendete sich der Richtung zu und lachte herzlich, als er seinen Hofnarren Fröhlich, mit einem Korbe auf dem Rücken, auf einem in natürlicher Größe in einer Nische aufgestellten Storche reitend, erblickte. Die heitere Stimmung Sr. Majestät theilte sich im Nu Allen mit.

„Ei, Joseph, Du Schalksnarr,“ fragte der König lachend, „was hast Du in dem Korbe? sag' an!“

„Gevatterbriefe, mehr als zehn Schock Gevatterbriefe! 'S will eine hohe Wöchnerin a Freud haben und unter der Hand a Würmel taufen lassen, aber so unter der Hand, daß die eine Hälfte vom deutschen Reich nichts davon verspürt. Weil ich 's Würmel nicht zur Welt escamotirt hab, muß ich halt 'n Rösselreiter dabei machen, denn ohne Narren möchts mit dem Kindle nix Gescheidtes werden, weil's schon von vornherein närrisch genug ist. Jetzt komm ich halt angeritten auf'm Vetter Storch und lad' Deine Majestät und sämmtliche erlauchte und wenig oder auch gar nicht erlauchte Sippschaft zur Gevatterschaft ein.“

Die Grimmassen Fröhlichs bei dieser Anrede, begleitet von einem immerwährenden Geklingel der Schellen, die in Unmasse an seinem gestreiften und gezackten Narrenhabit hingen — der König hatte ihm neunundneunzig dergleichen Costüme machen lassen — und die merkwürdigen Schwingungen seiner spitzen Filzmütze, auf der zum Ueberfluß noch eine

buntfarbige Hahnenfeder steckte, brachten ein lautes Gelächter hervor.

„Komm herunter, Joseph, und zeige Deine Briefe!“ befahl der König.

Mit unglaublicher Schnelligkeit schwang sich Fröhlich von seinem zerbrechlichen Sitze und stand nach wenigen Sekunden vor seinem Gebieter.

„Schau, Herr Vetter, da bin ich — ohne Korb thu ichs nicht, das weiß Deine Majestät schon von damals her, wo ich mit dem Korb aufs Schloß geritten kam, als mein Weib, die Eve-Kathel, mich mit einem halben Zwilling beschenkt hatte, zum Dank dafür, daß ich ihr Mann geworden, was leicht hätte auch 'n Anderer werden können, wenn ich nicht grad in die Ehestandspartikeln hineingestolpert wäre. Kreuz und Stab, das war damals ein Gevatterbitten, das mir goldne Pfennige und silberne Species eingetragen und ich hab schon den tollen Gedanken gehabt, obs nicht gut wär, wenn mein Weib des Jahres wenigstens dreimal in die Wochen käm — 's wär 'n Geschäft dabei zu machen. Heut aber ist's eine andere Gevatterschaft, — zu Pferd wär ich auch gekommen, aber da ist in mein Füchsel der Geist von Bileams Esel gefahren, hat mich garstig angehaucht und zu mir gesagt: Was? ich soll Deine und noch eine fremde Narrheit tragen, die gar nicht ins Land gehört? ich thu's nicht! Da hab ich halt meinem Füchsel gefolgt und hab mich auf den Storch gesetzt.“

Fröhlich hatte den Korb niedergesetzt und man sah darin eine Menge Briefe aufgeschobert liegen.

„Hand von der Butten!“ rief der Narr, mit seiner Pritsche schlagend, als ein Page in den Korb griff, um dem Monarchen einen der Briefe zu überreichen. „Ich und meines Vetters Majestät haben zusammen vier Hände, was für zwei Menschen grad genug ist, von vier Stück Händen kann eine schon ohne Beihülfe in den Korb langen. Greif zu, Herr Vetter — greif zu — so ’ne gescheidte Narrheit kriegst nicht alle Tage vor die Augen.“

Der Churfürst-König nahm einen Brief heraus, einen zweiten, dritten und vierten, in keinem war irgend ein Buchstabe geschrieben, nur das österreichische Wappen, mit bunten Farben gemalt.

„Was soll das, Joseph?“ fragte der Monarch ernst, denn die Spitze des Narrenwitzes wurde ihm nun deutlich.

„Ich hab’s ja schon des Herrn Vetters Majestät klar gemacht, was mein Füchsel gesagt hat: das sei eine fremde Narrheit, die nicht ins Land gehört. Wenn der höchstehrwürdige Esel vom höchstseligen Herrn Bileam so gescheidt geredet hat, daß es sogar ins alte Testament hineingekommen ist und alle Welt dran glaubt, so möcht ich nicht hoffen, daß der Herr Vetter von meinem Füchsel, in dem die Bileam’sche Eselei steckt, weniger Respekt hat. ’S ist eitel Vernunft, was mein Füchsel gesagt hat; wer kanns ändern?“

Der König hatte die Briefe wieder in den Korb ge-

worfen und der Ausdruck eines Mißmuthes überflog sein freundlich Gesicht.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit,“ redete Fröhlich furchtlos; „'s ist auch nöthig, daß ich mich auf eine Seite bei des Herrn Vetters Majestät anhänge, nur ums Gleichgewicht willen, weil er auf der andern Seite schon viel zu viel Anhängsel hat.“

„Narr!“ rief der Monarch, „Du überschreitest Deine Grenzen.“

„Behüt, Herr Vetter, das gehört mit in mein Amt. Wenn ich nicht die Wahrheit sage, wer sollt's denn? Saure Trauben eßt Ihr nicht und so ists Beste, man streut Zucker darüber — ich hab's gethan und wünsche gesegneten Appetit, Herr Vetter.“

Mit dem nachgeahmten Geschrei einer Dohle, die dem Neste zuflattert, rannte Frölich unter dem Geklingel seiner Schellen, den Korb auf den Rücken werfend, durch die Halle in den Hof und nach der Küche, aus der die Wohlgerüche der ausgesuchtesten Speisen dufteten.

„Man kann dem Narren nicht gram sein,“ sagte der Churfürst-König, ihm lächelnd nachschauend, „er ist ein guter Kerl.“

Indeß blieb für diesen Abend doch ein gewisser Ernst auf dem Antlitz des Monarchen heimisch. Er hatte Fröhlichs Anspielung auf das in geheim abzuschließende Bündniß mit Oesterreich und Rußland gegen Preußen wohl verstanden und die Sorge, ob es zum Heile oder Unheile seines Volkes ausschlagen werde, war nun in ihm angeregt.

Sein edles Herz, nur durch Brühl zu Entschließungen getrieben, die zum Verderb seines Landes führten, würde unter anderer Leitung, die es verschmäht hätte, ihn durch den ihm angeborenen Hang zu Vergnügungen, die den Ernst des Lebens ihm fade und langweilig erscheinen ließen, einzuschläfern, zu betäuben und solchergestalt ihn abwendig zu machen von der Erfüllung der großen, von der Vorsehung jedem Fürsten auferlegten Lebensaufgabe, Beglücker seines Volkes zu werden, gewiß ein Segen desselben geworden sein.

Brühl, welcher eine halbe Stunde später eintraf, bemerkte augenblicklich, daß der König in einer etwas verdüsterten Stimmung sich befinde. Nichts konnte den stolzen und habsüchtigen Minister mehr ängstigen, als solch eine Bemerkung und er unterließ nichts, was den König zu erheitern im Stande war. Er wußte, wie sehr unerwartet schnell erfüllte Wünsche den Monarchen erfreuten, wie sein Geschmack für die Kunst und zugleich, als eng mit dieser Neigung verbunden, seine Vorliebe für alles Schöne, wenn sie Befriedigung fanden, ihn heiter stimmten, und veranlaßte ihn daher, das Innere des Palais, dessen Anordnung er unlängst anbefohlen, in Augenschein zu nehmen. Er führte den König durch die Zimmer, deren Decorirung aus den kostbarsten Porzellaingefäßen bestand.

Eins derselben enthielt blos die feinsten, mit Gold emaillirten, das andere seladongrüne, ein drittes hochgelbe, ein viertes dunkelblaue, ein fünftes purpurfarbene Porzellainservice. Ueberall ergoßen flammende Kron- und Wand-

leuchter ihren Glanz auf die reichen Sammlungen. Sie traten in die zweihundertundsechzig Fuß lange Gallerie; sie sollte das Allerheiligste der Pracht dieses Palais umfassen und ihre Ausschmückung war noch nicht ganz beendet. Gleich beim Eintritt in diesen weitausgedehnten, glänzend erleuchteten Raum begrüßten die sanften, weichen Töne eines, unter einem Baldachin aufgestellten Glockenspieles von Porzellain das Ohr des Königs. Mit den ausgesuchtesten Meissener Porzellainprodukten waren bereits die Wände geschmückt, indeß fehlten noch die vier auf jeder Seite von der Decke bis zum Fußboden herabreichenden Säulen von Spiegelglas, die scheinbar die Decke der Gallerie tragen sollten, so wie der königliche Audienzthron, welcher im Hintergrunde der letzteren, in einer Höhe von achtundzwanzig Fuß, auf drei Stufen ruhen sollte.

„Brühl," sagte der König, nach der Mitte zuschreitend, während das Gefolge am Eingange verblieb, „alle Pracht, die das Herz nur wünscht, häuft sich um meinen Königsthron — wer sagt mir aber, ob unser Volk auch wirklich glücklich sei?"

Der Minister erstaunte nicht wenig, den Monarchen etwas aussprechen zu hören, woran derselbe sonst nie gedacht.

„Wer hat es gewagt, solchen Zweifel in Ew. Majestät Herz zu werfen? — ich erkläre ihn für einen Verbrecher an Ew. Majestät Herzen. Sachsen ist glücklich, es ist stolz auf seinen gütigen König," entgegnete Brühl.

„Wirklich?" fragte der Monarch, angenehm berührt von dieser Schmeichelei im Gewande der größten Aufrich-

tigkeit, und die Hand vertraulich auf Brühls Schulter legend, sagte er: „Das Geheimniß Unseres Bündnisses mit Oesterreich macht mir doch Kummer — wenn es von Preußen entdeckt würde? Denkt, Brühl, welche Folgen dürfte es dann herbeiführen?“

Wenn der Minister-Regent schon nicht wenig überrascht sich fühlte, als sein königlicher Gebieter einen Zweifel aussprach, der bisher nie von ihm geäußert worden, der sicher noch nie in seine Seele gekommen war, um so unangenehmer mußte er sich jetzt bei der Aeußerung der Furcht wegen dem geheimen Bündniß überrascht finden. Nur eine, Brühl feindliche Partei konnte in dessen Abwesenheit diese Furcht bei dem König erweckt haben und der in seiner stolzen Sicherheit aufgerüttelte Minister fand es für nöthig, eine Gegenmine zu legen, um den König schnell jeder andern, seinen eigenen Plänen so gefahrdrohenden Ansicht zu entreißen.

„Ew. Majestät,“ sagte er, „Furcht ist ein trauriges Uebel, was menschlichen Voraussetzungen nur zu oft zur Seite wandelt; es schwächt die Thatkraft und unsere Handlungen tragen das Gepräge des Zauderns und des Verlustes schon im Voraus. Das schlimmste Uebel aber ist der Verrath, die Treulosigkeit im eigenen Lager.“

„Wovon redet Ihr, Brühl?“ fragte der König pikirt.

„Haben Ew. Königliche Majestät die hohe Gnade, uns dorthin gehen zu lassen; es ist zuweilen nöthig, daß man den Ohren der Menschen sich entziehe,“ redete Brühl, den König nach dem Hintergrund der Gallerie führend, um so den Raum zwischen sich und dem am Eingange

harrenden Gefolge zu vergrößern, seine Worte dadurch gleichsam vor jedem fremden Ohre zu behüten. „Wenn ich von Verrath und Treulosigkeit im eigenen Lager spreche,“ fuhr er dann fort „so deute ich damit auf eine Partei hin, welche sich am Hofe hier zu geriren beginnt, die ihren Patriotismus in Berlin sucht und, ganz im Einverständniß mit Preußen, jede Sympathie zu Oesterreich zu untergraben bestrebt ist.“

Des Königs Gesicht verdüsterte sich sichtbar. An und für sich jedem Regierungsgeschäft abhold, das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, sah er sich jetzt plötzlich, ohne irgend eine Vorbereitung, auf das Terrain eines ihn umgebenden Complottes versetzt, das von Brühl selbst als die personificirte Treulosigkeit geschildert wurde. Obwohl Augusts Herz nie haßsüchtig war, so war doch der Name Preußen für ihn ein Stachel, der ihn empfindlich verletzte.

„Was sagt Ihr, Brühl?“ rief er angeregt. „Kennt Ihr die Abscheulichen, welche doppelzüngig sich hier sonnen in Unserer Gnade und von Berlin ihr einzig Heil erwarten?“

„Nicht so laut, Ew. Majestät,“ warnte Brühl; „man wird dort aufmerksam und das darf nicht sein, wollen wir den Verrath entlarven. Bis jetzt habe ich nur Andeutungen über ein solches Complott empfangen; indeß, aus Andeutungen entwirft man sich, bei einigem Calcül, schon ein mögliches Bild. Ein Name ist mir genannt, um den es mir leid thut, ihn unter Verräthern genannt zu wissen. Es ist der Name des Geheimraths von Erffa.“

„Erffa!“ Der König trat erschrocken einen Schritt zurück.

Brühl gerieth in einige Verlegenheit; er fühlte immer deutlicher, daß er sich auf falscher Fährte befände, daß weder Erffa, noch irgend einer seiner Hasser, der Urheber von des Königs vorhin geäußertem Zweifel sein könne; indeß es war nicht mehr umzulenken, auf dem einmal betretenen Wege mußte er fortgehen, seine Stellung bei dem Könige duldete keine halbe Maaßregel.

„Herr von Erffa ist ein intimer Freund des preußischen Gesandten, Herrn von Klinggräf; fast kein Tag vergeht, wo man ihn nicht zu einem Besuche bei demselben erscheinen sähe. Besonders will man beobachtet haben, daß nach jedesmaliger Ankunft von Berliner Depeschen der Geheimrath sich in der Wohnung des Gesandten einfinde. In wie weit ein unerlaubter Verkehr damit zusammenhängt, ist für jetzt allerdings nicht möglich anzugeben. Man hat mir diese Anzeige zu machen für geeignet gefunden, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß, da eine so intime Freundschaft mit dem Gesandten eines Sachsen mit feindlichen Augen betrachtenden Monarchen, auf ein besonderes Verhältniß schließen läßt, es nun an mir sei, dieser Sache auf die Spur zu kommen, was ich auch bereits eingeleitet habe und später Ew. Majestät von dem erlangten Resultate Bericht abstatten werde. Für die preußischen Gesinnungen des Geheimraths sprechen die Nachrichten, die ich bis jetzt über seine häuslichen Verhältnisse eingezogen. Die Gräfin, seine Gemahlin, hat oft bittere

Kränkungen wegen geringen Aeußerungen gegen Preußen zu erdulden, und Fräulein von Erffa hält stets zu ihrem Vater, woran die besondern Artigkeitsbeweise Sr. preußischen Majestät bei Höchstdero letzter Anwesenheit in Dresden Schuld sein sollen, wie man sagt."

Brühl schwieg; er hatte einen Funken in des Königs Herz geworfen, wecher, er kannte den Monarchen zu genau, nicht sobald verlöschen werde. In der That war das freundliche Gesicht Augusts ganz und gar verdüstert, er fuhr mit der Hand mehrere Male über die Stirne und seufzte tief auf. Allerdings war für einen Mann, der gewöhnt war, alle ernste Sorge von sich ab, auf die Schulter eines Andern zu wälzen und sich blos dem frohen Genusse irdischer Glücksgüter hinzugeben, der Argwohn, die Furcht, eine entsetzliche Last.

„Macht das ab, Brühl," sagte er, „ich wünsche, daß es eine Täuschung gewesen."

Er wendete jetzt den Schritt zurück, ein Zeichen, daß er nichts mehr von dieser ihn beängstigenden Angelegenheit hören wollte; Brühl war vor der Hand mit dem Resultate seines Berichtes zufrieden, nur eins drückte ihn, er kannte Den nicht, welcher vorhin auf den König eingewirkt hatte; der Monarch hatte nichts weiter darüber geäußert und die falsche Spur, welche Brühl verfolgte, indem er muthmaaßte, daß es vielleicht dem Geheimrath Erffa oder dem alten Grafen von Wackerbarth-Salmour gelungen sei, den günstigen Augenblick, wo er, der Minister, nicht in der Nähe des Königs gewesen, zu benutzen und dem Ohre

desselben sich zu nahen, erlaubte ihm nicht, auf die Nennung des Namens des Ohrenbläsers zu bringen.

Ueberhaupt war dieser Abend für Brühl ein gewissermaaßen von unangenehmen Eindrücken begleiteter. Indem er von seinem königlichen Herrn, den er durch alle Mittel, die ihm nur zu Gebote standen, eingeschläfert glaubte, eine Aeußerung vernahm, welche er früher für unmöglich in dessen Munde gehalten haben würde, fühlte er seine Stellung angegriffen. Die eigne Erfahrung lehrte ihn, welch unerheblicher Umstände es bedurfte, um einen Minister zu stürzen; er selbst war auf dieser Bahn gewandelt und hatte bezüglich Sulkowsky's Fall das Möglichste vollbracht; deshalb empfand er in dem Augenblicke, als König August einen Gedanken äußerte, der außerhalb der Grenzen seines gewöhnlichen Ideenganges lag, eine Anwandlung von Schreck, den er mit Mühe übermeisterte. Er fühlte, daß sobald der von ihm geleitete Monarch zu denken begänne, seine, durch alle möglichen Kunstmittel errungene Herrschaft über denselben verloren sei, denn mit dem Denken ward auch der Wunsch nach Einsicht, nach Selbstprüfung erweckt und Brühl hatte nichts mehr, als ein solches Resultat königlicher Ermannung zu fürchten; diese Furcht erschütterte seinen Stolz, Herr des Königs und des Landes zu sein. Im Laufe der Zeit hatte er Beweise empfangen, wie stark seine Meisterschaft über seinen gekrönten Gebieter sei. Als Friedrich, der Preußenkönig, im Jahre 1742 nach Dresden kam, um sich mit August über den böhmischen Krieg zu besprechen und sonach den Letzteren von den österreichi-

schen Sympathien abzuziehen, erkannte Brühl, daß mit dem Gelingen dieses preußischen Projects auch seine Stellung einen empfindlichen Stoß erleiden müsse, denn Friedrich, der Bundesgenosse Augusts, würde in seiner derben, freimüthigen Weise nicht angestanden haben, wenn auch nicht gleich im ersten Augenblick, doch später bei irgend einer passenden Gelegenheit, den Letzteren auf Brühls schandbare Verwaltung der Staatsgelder aufmerksam zu machen. Diesem, ihm persönlich drohenden Schlage mußte Abwehr entgegengesetzt und so zugleich jede Vereinigung zwischen Preußen und Sachsen im Keime zerstört werden. Oesterreich, das durch seine Geldspenden so lockende Oesterreich, galt dem sächsischen Minister mehr, als das Wohl des durch ihn regierten Landes. Auf die Abneigung seines königlichen Herrn gegen jedes ernstliche Geschäft fest vertrauend, störte er die zwischen demselben und dem großen Friedrich stattfindende Unterredung durch dreisten Eintritt in das Gemach, indem er dem Ersteren meldete, die Oper würde gleich anfangen. So offenbar vernunftwidrig und unschicklich auch diese Meldung war, da ohne die Anwesenheit Augusts und seines hohen Gastes von einem Anfange der Oper, die die Nachmittagsstunden füllte, keine Rede sein konnte, so erfreute sich Brühl doch des Gelingens seines Planes — August hatte für nichts mehr Sinn, als — für die Oper *), und die so ernste Unterredung zwi-

*) In Friedrichs des Großen hinterlassenen Werken (1. Theil Seite 195) bemerkt derselbe spöttelnd: „Nun hätten Kronen,

schen beiden Königen war aufgehoben. Das Gelingen seiner zuweilen plump angelegten Pläne gab Brühl jene Sicherheit des Uebermuths, deren größter Feind die Furcht ist und welche derlei Charaktere schnell von einer Gewissenlosigkeit zur andern führt, um sich zu erhalten.

Ehe Brühl noch das unangenehme Gefühl, seine Stellung erschüttert zu sehen, empfand, hatte sich ihm ein anderer, ebenso unangenehmer Eindruck auf der Rückfahrt von Moritzburg nach Dresden gewaltsam aufgedrängt. Mehrere Befehle, die der König wegen Baulichkeiten gegeben hatte, hielten den Grafen ab, zugleich mit den Königlichen Majestäten die Rückkehr anzutreten. Fast eine halbe Stunde später fuhr er in seiner Equipage allein nach und hatte schon den halben Weg zurückgelegt, als mitten im Walde eine Axe des Wagens brach und er sich genöthigt sah, auszusteigen. Ganz wider seine Gewohnheit befand er sich, außer einem Vorreiter und zweien Lakaien, allein auf dieser Rückfahrt. Während der Vorreiter vorausjagte, um schnell eine Equipage zur Aushülfe zu holen, mußten die beiden Lakaien bei dem Wagen bleiben, da in dessen Kästen Gegenstände lagen, welche einer sorgsamen Obhut bedurften. Die angenehme Abendkühle und das Ausströmen des würzigen Walddueftes veranlaßten den Grafen zu einer Promenade unter den Bäumen längs der Straße. Er gab sich dem Nachdenken über so Manches

---

die zu erobern gestanden, den König nicht eine Minute länger zurückgehalten."

hin, was seinen stets regen Geist beschäftigte; sein ungemessener Ehrgeiz verlangte nach höherem Range, als er bis jetzt besaß. Fräulein von Kling, die gewandte Unterhändlerin im österreichischen Interesse, hatte ihm, als leicht möglichen Lohn seiner Bemühungen, Sachsens Politik der kaiserlich-habsburgischen unterthänig zu machen, die Erhöhung zum Reichsfürsten, so wie dem Pater Quarini die zum Cardinal, in der Ferne gezeigt, und dieser so schmeichelhaften Fernsicht hing Brühl jetzt, wo er sich so allein und ungestört sah, mit voller Zuneigung nach. Wenn auch ein großer und wesentlicher Unterschied zwischen ihm und dem weltberühmten Feldherrn Wallenstein war, so schmeichelte ihm doch der Gedanke, gleich diesem leuchtenden Gestirn des dreißigjährigen Krieges, erhoben zu werden zur Reichsfürstenwürde. Wie? war Wallenstein nicht auch ein unbekannter Edelmann gewesen, der alle Stufen der Erhöhung durchlaufen hatte, bis zum Reichsfürstenrange? Dieses, ihm freilich noch in weiter Ferne vorschwebende Ziel, das mit dem Wohlgefühle seiner Eitelkeit, seiner nie gesättigten Ansprüche an das Glück in vollkommenster Harmonie stand.

In diesen so angenehmen Empfindungen der Selbstschmeichelei überraschte ihn die Wahrnehmung, daß er unbemerkt den Fußpfad, der sich längs der Straße hinschlängelte, entweder verlassen oder dieser Pfad in den Forst hinein abgelenkt haben müsse, vielleicht, um eine große Krümmung der Fahrstraße zu umgehen, zu kürzen. Indeß bemerkte der Graf, daß an der Stelle, wo er sich jetzt

befand, mehrere Fußwege sich kreuzten. Dies versetzte ihn in die unangenehme Nothwendigkeit, da er nicht mehr genau wußte, welchen Pfad er eigentlich verfolgt habe, aufs Gradewohl einen derselben als Rückweg zu wählen.

Er hatte kaum eine kleine Strecke auf demselben zurückgelegt, als er das Geräusch nahender Schritte auf sich zukommen hörte. In der Meinung, einer seiner Diener sei es, der ihm nachfolge, rief er:

„Hierher!“

Aber nicht wenig überrascht sah er sich durch die Erscheinung eines in bürgerlicher Kleidung und einem schweren Stock in der Hand rasch zwischen den Bäumen hindurch auf ihn zutretenden Fremden. Indeß er faßte sich und fragte den Mann:

„Führt dieser Weg zur Straße hin, guter Freund?“

Der Fremde blieb ohne Antwort vor ihm stehen, mit scharfem Blick ihn anstarrend.

„Nun, ist Er stumm, daß Er meine Frage nicht bejahen oder verneinen kann?“ fragte Brühl, von einer widerlichen Empfindung beschlichen, denn der Blick des Mannes schien wie ein Dolchmesser auf ihm zu ruhen.

Immer noch erfolgte keine Antwort.

„Geh Er zur Seite!“ befahl Brühl; „vertrete Er mir den Weg nicht.“

Mit diesen Worten des Aergers wollte er an dem Fremden vorbeischlüpfen; doch dieser ermannte sich aus seiner starren Bewegungslosigkeit, hielt den Grafen beim Arm fest, daß dieser ihm nochmals ins Gesicht schauen mußte.

Nach einer sekundenlangen Pause rief der Fremde mit tiefer, gepreßter Stimme, die von heftiger Erregung seines Innern zeigte:

„Angelika!“

Der Mann schien einen gewaltigen Eindruck auf den Minister zu machen, eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht, als Zeichen tödtlichen Schreckens. Mit weit aufgerissenen Augen stierte er seinen Gegner an.

„Ein Name thut Wunder,“ sagte der Letztere; „der Name eines Weibes! Wie klein ist der Mann, der sich einbildet, über Tausende zu herrschen mit gewissenloser Willkür und muß vor einen Weibernamen erzittern!“

Es lag ein tief-verletzender Hohn in des Fremden Tone, während dessen Hand den Grafen noch fest am Arme lag.

„Seht mich an, Brühl — seht mich an!“ herrschte er ihm dann zu; „erkennt Ihr mich nicht? Ist Euer Gedächtniß so schwach geworden, daß Ihr Euch nicht mehr jener Schandthat erinnert, die Ihr durch Eure schurkischen Helfershelfer an Benjamin Jacobi begingt? Seht mich an — ich bin es, ich, der Gefolterte, dem man zwanzig Lebensjahre raubte, zwanzig Jahre im Zuchthause, in der Hölle verleben ließ. Ich lebe aber noch, um an Euch Rache zu nehmen.“

Von der zuversichtlichen Heiterkeit, die Brühl sonst in den verwickeltsten Lebenslagen, gleichsam der Gefahr zum Hohne, zur Schau trug, war jetzt keine Spur zu sehen; sein Gesicht war leichenbleich.

„Benjamin Jacobi!“ stammelte er nach einer Weile.

„Endlich kommt Euch das Gedächtniß!“ spottete Jener. „Das Glück hat Euch auf eine hohe Stufe gestellt, der Page Brühl ist zum Minister geworden, das ist das alte Lied, das sich in jedem Jahre wiederholt, die Schurken gelangen zu Ehren, die Ehrlichen zur Schande. So geschah es zwischen uns Beiden. Plagt Euch nie eine Erinnerung an Angelika? Nie? Sprecht, ich befehl's Euch!“

Brühl schien die durch den außerordentlichen Schreck verlorene Fassung allmälig wiederzugewinnen.

„Ja, ich gedenke noch zuweilen mit Reue dieser Jugendthorheit,“ sagte er mit mehr Ruhe.

„Dieser Jugendthorheit?“ rief der Andere, mit einem lautschallenden Gelächter, und mit der Faust den Arm seines Gegners fast zerbrechend, daß dieser einen Schmerzenslaut ausstieß, fuhr er fort: „Mensch, Ihr seid in Eurer Schlechtigkeit ein Beispiel! Also eine Thorheit war Eure Liebe zu Angelika? Eine Thorheit? Ihr nennt Thorheit, daß Ihr mein Kind verführtet, mich, um jeder Rache von meiner Seite vorzubeugen, dem Gerichte überliefertet und ungerecht verdammen ließet? Verdamme Euch Gott, Nichtswürdiger, der um eitler Lust willen ein Doppelverbrechen beging.“

Die rollenden, wilden Blicke des Fremden, der im Grimm erhobene Stock schienen auf eine That hinzudeuten, die einen Mord ähnlich sah. Unter dem festen Handgriff, der Brühls rechten Arm vollkommen absterben, und

ihn so zugleich zu jeder möglichen Gegenwehr unfähig machte, vermochte dieser nicht loszukommen, der seinem Leben drohenden Gefahr zu entrinnen. Das Bewußtsein dieser Unfähigkeit, sich vor der Rache dieses Mannes zu schützen, an dem er ein schweres Verbrechen begangen, schlug seine kaum errungene Fassung gänzlich nieder und er stammelte in Todesfurcht:

„Wollt Ihr einen Mord an mir begehen?“

Der Fremde schaute ihn eine Weile starr an, dann sagte er:

„Ich an Euch? Nein! obwohl es eine Wohlthat für Viele wäre, wenn Euch ein guter Schlag für immer träfe. Meine Rache an Euch ist von anderer Art, sie soll Euch besser treffen. Was wär auch ein einziger Schlag, der Euch todt zu meinen Füßen niederstreckte, gegen all das Leid, die Schmerzen, die Verzweiflung, die Ihr mir zugefügt? Ein Wassertropfen gegen ein Meer, ein Nadelstich gegen eine nie verharrschende, schmerzhafte Wunde — nein, ich besudle mich nicht mit der Schmach, Euch zur Hölle befördert zu haben — meine Rache ist eine andere, sie soll in das Innerste Eurer schwarzen Seele greifen. Der Gedanke, daß ich noch lebe, sei für Euch ein rächendes Gespenst.“

Der Fremde stieß ihn von sich und verließ den Platz, in wenig Augenblicken zwischen den hohen Bäumen verschwindend.

Brühl fühlte sich von diesem Zusammentreffen so tief erschüttert, daß er, sich an einen Stamm lehnend, einer Betäubung nahe war. Alle Erinnerungen von

ehemals waren in seiner Seele wach gerüttelt und unwillkürlich ging der Name Angelika über seine Lippen. Mit jener Gleichgiltigkeit, welche Charaktere seines Gleichen für Alles besitzen, was vergangen ist und nicht ihrer Sinnenlust mehr schmeichelt, hatte er auf ein Verbrechen vergessen, das er einst im Sturme der Leidenschaft verübt. Jetzt trat es lebendig vor seine Seele und was er nie empfunden, regte sich nun in ihm — ein Gefühl der Reue. Ha, Angelika's liebliches Madonnenantlitz schaute ihn so ernst und vorwurfsvoll an, dies Antlitz, dessen lichtblaue Sterne sein Himmel gewesen, war für ihn eine schwere Anklage.

Welcher Wechsel der Empfindungen beherrschte ihn in dem Verlaufe einer kurzen halben Stunde!

Stolz und Ehrsucht, Furcht und Entsetzen und jetzt das marternde Bewußtsein einer Reue, die eben deshalb ihren spitzen Stachel um so tiefer in sein Herz senkte, als er sich bisher gänzlich frei von solch einem Gefühle erhalten.

Die Reue trägt einen Januskopf, sie ist doppelseitig. Die Augen des einen Antlitzes verwunden durch schwere Selbstanklage, die des andern sind zauberischer Macht. Sie rufen die schönen Erinnerungen ins Leben und versetzen den Reuevollen mitten hinein in die Lust oder auch in den Schmerz vergangener Tage.

So auch fühlte Graf Brühl sich jetzt beherrscht von der Allmacht der Erinnerung an Angelika. Da stand sie vor ihm, einem Engelsbilde gleich, in all dem Reize der

Anmuth und jugendlichen Schönheit. Mit kindlich-frommem Blicke schaute sie zu ihm auf, ihr Auge hing an dem seinen, jeden Wunsch ihm ablauschend. Nicht ehrgeizige Pläne, hoffärtige Wünsche waren ihre Welt: das Reich inbrünstiger Liebe war es, hier thronte sie als Königin, Alles um sich her vergessend, wie es auch lockend zu dem Herzen Anderer sprechen mochte. Sie hatte nur einen Wunsch, ihm zu gefallen, seine Liebe zu fesseln und in der Befriedigung dieses Wunsches schwelgte sie.

Seit jener Zeit hatte sich Brühl nie so weich gestimmt gefühlt, als eben jetzt. Ach, es war ein warmer Quell der Empfindung, der jetzt in ihm aufsprudelte, ein warmer Quell in einem Eismeere, das jede inbrünstige Regung schnell erstarrt.

„Angelika!“ athmete er tief auf.

Die Stimme eines seiner Diener störte ihn in dieser ihm so fremden Gemüthsbewegung. Der Lakai brachte die Meldung, daß eine leere Jagdkarosse Sr. Majestät des Königs, noch von Moritzburg kommend, von ihnen angehalten worden und für ihn zur Aufnahme bereit sei.

Brühl konnte sich einer Anwandlung von Furcht nicht entschlagen, so viel Mühe er auch anwendete, die ihm gewordene Drohung Benjamin Jakobi's: er wolle ihn in seinem Herzen angreifen, als Sache der Unmöglichkeit zu verspotten. Immer trat die Ueberzeugung bei ihm auf, daß, da der Drohende, dem es so leicht gewesen wäre, seine Rache im Moment zu befriedigen, es vorgezogen hatte, sie auf spätere Zeit hinauszuschieben und auf eine andere

Weise nehmen zu wollen, derselbe doch auch unbezweifelt eine solche Möglichkeit kennen müsse. Dies beunruhigte ihn nicht wenig, indem es eine Gefahr war, die er nicht kannte, vor welcher er kein Mittel zur Abwehr ergreifen konnte. Der Zufall schien ihm indeß ein Bild dieser Rache andeuten zu wollen, indem ihm die unangenehme Ueberraschung zu Theil wurde, von seinem eingeschläferten königlichen Herrn Worte des Zweifels und der Bekümmerniß zu vernehmen. Wie? sollte ein Complott augesponnen sein, ihn, den allmächtigen Minister, zu stürzen? Nicht ohne einen leichten Schauer gestand sich Brühl zu, daß wenn die Drohung Jakobi's dies beabsichtige, sie auch eine vollkommene Wahrheit enthalte: denn jeder Schlag, der ihn hier traf, griff im eigentlichsten Wortsinn sein Herz, sein innerstes Leben an.

Als Brühl am späten Abend nach Hause kam, befahl er sogleich, Siepmann zu ihm zu rufen.

Mitternacht war schon vorüber, als die Unterredung zwischen Beiden erst endete. Die ruhige, durch nichts berührte Gleichgiltigkeit Siepmanns sprach sich in den Worten aus, mit welcher er sich von dem Grafen beurlaubte:

„O, haben Ew. Excellenz keine Sorge; wenn der Kerl nicht am Monde hängt, oder ein Logement in der Sonne hat, so kriegen wir ihn schon. Unsre Leute sind nicht die schlechtesten, spüren den Teufel aus, wenn's sein muß. Und von wegen der berliner Depeschen, da ist gar kein Kummer, die lesen wir, ehe der Herr Gesandte sie vor Augen bekommt. Ich müßte nicht der sein, der ich bin."

Die Art und Weise, wie sich der plumpe Stolz Siepmanns gegen den Minister-Regenten äußerte, das ungenirte Wesen, welches er in Gegenwart desselben festhielt, deutete nur zu sehr an, wie groß die Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener, und wie der Letztere die Seele von dessen Geheimnissen sei.

Die Minister der Fürsten an auswärtigen Höfen sind privilegirte Spione, welche das Betragen der Regenten, zu denen sie geschickt worden sind, genau beobachten; sie müssen deren Pläne ergründen, ihre Schritte entziffern und ihre Unternehmungen voraussehen, um ihre Herren zu gehöriger Zeit davon zu benachrichtigen.

Friedrichs des Großen „Antimachiavell".

Im italienischen Keller, auf der Schloßgasse, hatte sich in den Vormittagsstunden der Erstlingstage des Augusts eine ziemlich ansehnliche Zahl Frühstückslustiger eingefunden. Die angenehme Kühlung in dem schön tapezirten Kellergewölbe und die für Feinschmecker noch besonders anziehende Annehmlichkeit eines trefflichen Weines und unverfälschten Rosoli und einer Auswahl schmackhafter Delikatessen, die hier als Imbiß zum Genuße einladeten, versammelten jederzeit in diesem, dem Tageslichte abgeschlossenen Raume eine muntere, oft gar zu lebenslustige Gesellschaft aus Beamten und wohlhabenden Leuten, denen der Groschen, wie man zu sagen pflegt, nicht ans Herz gewachsen war. An dem Vormittag, dessen kleine Ereig-

nisse wir in diesem vorliegenden Abschnitte schildern wollen, war die Gesellschaft zahlreicher, als sonst, weil viele Besucher hierher gekommen war, um den flauen Magenzustand, den sie sich auf der Vogelwiese*) am verwichenen Abend geholt hatten, nach Möglichkeit zu restauriren und des Italieners Haushälterin, die Marianne, die nach Umständen hier als Nachahmung der Hebe fungirte, rief einmal ums andere:

„Ne, Gottchen, Gottchen, heute kommt ja 'n ordentlicher Hagelschlag unter unsre Sardellen und Heringe. Na, das nehm' mir Niemand übel, die Herren müssen schöne gewirthschaftet haben gestern Abend — ich möchte meinen Magen nicht dazu hergeben."

„Hat Sie auch kein Mensch dazu eingeladen, herzallerliebste Jungfer mit der alten Visage!" lachte ein dicker, von Wein aufgedunsener Herr mit rothem Gesicht; „wäre eine merkwürdige Compagnieschaft zwischen Ihr und unser Einem."

„Gott behüts, der Herr Auditeur sitzt ja auf einem schmählich hohen Pferde!" rief Marianne, die Hände in die Seiten stemmend. „Freilich, wer den Kopf so in die Wolle stecken kann, wie der Herr Auditeur, der mag schon hoffärtig thun; aber unser Eins ist auch nicht hinterm Zaune aufgewachsen. Mein Vater seliger war churfürstlich Durchlauchtiger Thorschreiber — das ist denn doch etwas, denke ich."

---

*) Dresdner Volksfest.

„Schon gut, alte Pflanze, keine Reminiscenzen aus Vaters seligem Rumpelkasten, kennen das schon. Geben Sie, Marianne, noch einen Rosoli auf den Schreck. Und ziehe Sie keine Fratze — Sapperment, Weibsstück, verderbe Sie mir den Appetit nicht."

„Das ist beim Herr Auditeur wohl unmöglich; so einen Appetit hat nicht Jeder und ein Glück ist's immer, daß der alte Dessauer den Herrn Auditeur nicht zuerst vor die Augen bekommen hat, denn da hätten zehntausend Superintendenten, wie unsere Magnificenz, Herr Doctor Löscher Hoch=Ehrwürden einer sind, eine ganze Welt zusammenreden und beten können, und Dresden wäre doch geplündert worden."

Ein lautes Gelächter der Anwesenden stimmte dem guten Mundwerk der Jungfer Marianne auf Kosten des Auditeurs bei, der, bemerkend, daß sie die Lacher auf ihrer Seite habe, antwortete:

„Na, wenn Sie einmal vom Dessauer anfängt, da hört Sie ein paar Stunden lang nicht auf. Hat sich in des alten Kriegsherrn Kirchenmelodie vernarrt, wissen wir schon."

„Na, gehen Sie mir weg mit dem Vernarren — den Schlagfluß habe ich bald davon gehabt, wie ich am ersten heiligen Weihnachtsfeiertage (1745) in der Kreuzkirche war und der alte Dessauer Herr mit seiner Bärenstimme aus dem Betstübchen das schöne Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" auf die Melodie seines Lieblingsmarsches: „So leben wir, so leben wir, so leben

wir alle Tage in der allerschönsten Saufkompagnie," herabbrüllte, daß alle Christenmenschen rebellisch wurden und die Posaunenbläser ganz confus dreinschmetterten.*) So was passirt nicht alle Tage — 's ist nichts so allgewöhnliches, als wie, daß der Herr Auditeur Jonisch ohne vier Rosolistamperchen den Weg nicht aus unserm Keller finden kann."

„Bravo! Bravo, Marianne!" riefen mehrere Gäste lachend und in die Hände klatschend.

„Verwünschte alte Hexe, giebt mir immer eins an's Bein!" brummte Jonisch der Forteilenden halb ärgerlich nach.

„Trösten sich der Herr Auditeur mit dem Sprichwort: wo der Teufel nicht selbst hinkommen kann, schickt er ein altes Weibsstück für sich," sagte ein sehr galant gekleideter, junger Herr vom Nebentische herüber.

„Muß wohl, Herr Geheim-Canzellist. Die Marianne ist auch ein Teufelsbraten, man kann ihr nichts anhaben, parirt alle Hiebe."

Der Geheim-Canzellist erhob sich, trat an ihn heran und fragte:

„Wohl ein Verwandter von Hochderoselben, der junge, hübsche Mann, der gestern mit hier zum Frühstück war — he?"

*) Der alte Dessauer kannte nur die einzige Melodie seines Lieblingsmarsches und modelte darnach ohne Umstände die Kirchenlieder, was allerdings höchst merkwürdig anzuhören war.

„Nein, Herr Menzel, keine Verwandtschaft. 'S ist ein junger Maler, den des Herrn Reichsgrafen von Brühl Excellenz, seiner Kunst wegen, sehr protegiren."

„Ah so! ein recht nettes Männchen, recht nett."

„In lauter noble Gesellschaften durch Sr. Excellenz Empfehlung eingeführt, soll auch, wie man hört, die Königliche Majestät portraitiren."

Jetzt trat ein schmächtiger Mann ein, der den Geheim=Canzellist Menzel höflich begrüßte.

„Kennen wohl den Herrn hier?" fragte Menzel den Auditeur.

„Habe nicht die Ehre — ist mir zwar, als hätte ich schon das Vergnügen gehabt, den Herrn einmal gesehen zu haben, aber ich will auf der Stelle erblassen, wenn ich weiß, bei welcher Gelegenheit."

„Der königlich preußische Gesandtschaftssecretair, Herr Plaßmann," sagte der Geheim=Canzellist, die gegenseitige Präsentation übernehmend, — „und der Herr Auditeur Jonisch."

„Höchst erfreulich, Herr Secretair, sehr schätzbar, rechne mir's zur großen Ehre an, Dero angenehme Bekanntschaft zu machen."

„Dürfte nur für mich besonders erfreulich sein, den Kreis meiner Bekanntschaften hier in Dresden zu erweitern," entgegnete Plaßmann, sich verneigend; „denn anfangs, als ich nach Dresden gekommen, wollte es mir fast scheinen, als mache es einen übeln Eindruck, ein Preuße zu heißen.".

„Unter ungebildeten Leuten, Verehrtester, mag es

sein, aber Leute von Distinction kümmern sich nicht um die politica, so zwischen zwei mächtigen Potentaten verhandelt werden. Das fluthet und ebbt, wie's grade kommt."

„Ja wohl, ja wohl, der Herr Auditeur sprechen mir aus der Seele," stimmte Menzel bei; „man weiß wohl, wie das zu gehen pflegt. Bitte, bei uns Platz zu nehmen, Herr Secretair, der angenehmen Unterhaltung wegen."

Der Secretair war ein höchst gewandter Gesellschafter, der Vieles gesehen und von Tausenderlei zu sprechen verstand.

„Ich erlaube mir, die mir so ehrenwerthe neue Bekanntschaft des Herrn Auditeurs mit ein paar Flaschen ehrlichem Rheinwein zu feiern. Pflege es immer so zu halten; meine wenigstens, daß es ein Zeichen ist, wie sehr ich mich erfreut fühle, gebildeten und distinguirten Männern näher zu treten."

Marianne brachte einige Flaschen Rheinwein und bald befanden sich die Dreie im Flusse einer, durch den gediegenen Geist des Rebensaftes unterstützt, höchst angenehmen Unterhaltung.

„Erlauben Sie, Werthester," bat Jonisch, eine Rede des Canzellisten unterbrechend; „da drinn sind einige vorlaute Mosjes, wie mir scheint, sprechen in höchst respektwidriger Manier von Sr. Excellenz, dem Herrn Reichsgrafen von Brühl. Man möchte sie doch abmucken — 's ist ja unziemlich, so zu reden."

„Mengen wir uns doch nicht in derlei Allotria, Ver-

ehrter," stellte der Geheim-Canzellist vor; „beim Gläschen wissen die Meisten nicht, was sie sprechen."

„In vino veritas — was das Herz denkt, spricht der Mund aus, wenn's im Oberstübchen spukt," lachte Plaßmann.

„Nicht wahr, nicht wahr? in vino veritas, das ist das Rechte, da kommts heraus und man lernt seine Leute kennen. Horchen ist sonst meine Sache nicht, aber möchte doch hören, was die da drüben zu raisonniren haben."

„Nun," sagte Plaßmann scherzend, „Gott hat Alles an den rechten Platz gestellt, warum hätte er den verehrten Herrn zum Auditeur gemacht, wenn nicht hören und horchen sein Amt sein sollte?"

„Pst! nur ein paar Minuten Ruhe — bitte schön — da drüben wirds interessant," flüsterte Jonisch leise.

„Hören Sie, ich trinke — trinke — trinke, der Teufel soll's holen — ich glaube, ich bin im Zeichen der Fische geboren, möchte immer und immer naß sein. Köstlicher Wein — köstlich — zu köstlich für einen Erdenwurm."

Der Geheim-Canzellist hatte schon den Anflug einer Weinlaune, die bei einiger Fortsetzung viel Spaß zu geben versprach. In der That ward's drüben immer lauter, die Leute redeten so von der Leber herunter von der Minister-Regentschaft Brühls, als lebten sie tausend Meilen von Dresden entfernt und hätten keine Lauscher zu scheuen.

Jonisch hatte sich vom Tische entfernt und sich hart an die mit Tapete überkleidete, hölzerne Scheidewand, die

das Kellergewölbe in zwei Gemächer theilt, gesetzt, damit ihm kein Wort entgehe; indeß er hatte diese Bemühung nicht eben nöthig, denn die Leute in der andern Abtheilung beobachteten kein Geheimniß und redeten so laut, daß man es auf den obersten Stufen des Kellers hätte hören können.

„Narren sind's, ausgemachte Narren und schurkische Heuchler obendrein!“ rief Einer; „da rühmen sie das Glück, die polnische Krone mit dem sächsischen Churfürstenhut vereint zu sehen und schweigen von den ungeheuren Summen, die aus Sachsens Mark und Blut nach Polen wandern. Dreißigtausend Dukaten werden zu jeder Reise des Churfürst-Königs nach Warschau gebraucht, um dort goldhungrige Woiwoiden und Starosten zu bestechen, und wer hat das Geld aufzubringen? Das sächsische Volk, dies arme Volk, dem ohnehin zur Ungebühr zur Ader gelassen wird. Es ist eine himmelschreiende Unzucht, Sachsen kommt an den Bettelstab und doch schreibt das Federfuchsgesindel, die Poeten, eine Lüge um die andre in die Welt, als säße Sachsen mitten drin im Ueberflusse Canaans.“

„Ei was, laßt die Kerle schreiben, sie thun's aus Hunger und brandmarken sich durch ihre eigne Niederträchtigkeit vor Gott und aller Welt,“ nahm ein Zweiter das Wort.

Ein Dritter rief:

„Hol der Henker die Bedientenwirthschaft, die bei uns in Sachsen in Schwung gekommen ist. Was nützt es,

daß ein Satan drauf geht, gleich ist ein anderer an seiner Stelle. Hat sich nicht sogar im Auslande die Satyre auf unsere Kosten breit gemacht, wo zu unserm Spotte eine Münze coursirte, auf der die drei sächsischen Minister, Sulkowsky, Hennicke und Brühl den Thron des Churfürst-Königs stützen, mit der Umschrift: „Wir sind unserer Drei, zwei Pagen und ein Lakai?“ Wer hätte je geglaubt, daß aus einer Lakaienlivree ein Minister sich herausschälen könnte!“

„Was? Lakai und Minister? Hahaha!“

„Nun, ist Minister Graf Hennicke nicht bis in sein dreißigstes Jahr Lakai gewesen, durch Vorschub seines Herrn aber, da er die Kammerjungfer von dessen Gemahlin heirathete, er zum Accis-Inspector zu Lützen avancirt, und dann in rascher Stufenfolge bis zum Grafen und Minister emporgestiegen? Und vor solchem Ottergezücht soll das Volk katzenbuckeln! Donner und Wetter, man möchte sich schämen, zu leben.“

„Sind wir nicht wie die Unken in der Lake, die auch die geschwollenen Köpfe aus dem Sumpf herausstrecken und ihr „Punck, Punck“ schreien, das keiner Menschenseele ein Haar krümmt!“ rief Einer, der noch gar nicht drein gesprochen. „Wer giebt dem Volke einen Groschen von dem durch die Günstlinge erpreßten Millionen zurück? Niemand! Reden wir von dem jetzigen Unwesen, von der schandbaren Verwaltung Brühls — das ist überreicher Stoff. Geht man durch Dresden und hat das Unglück, viel ausspucken zu müssen, so kann man

den Kopf d'rauf verwetten, daß man fast überall auf eine brühlsche Creatur trifft. Und wer erst seine Günstlinge näher kennt! Kerls, die nicht den Sonnenschein werth sind. Da ist der Geheim-Registrator Saul, ein Filou erster Classe, Brühls Geheim-Secretair, Hennicke, ein übermüthiger Spitzbube, der sich jetzt selbst vier Lakaien hält, der Auditor Jonisch, ein vollgesackter Prasser, der sich kein Gewissen daraus machen würde, wenn es auch einen Kirchenaltar zu berauben gäbe."

„Infam! Ganz infam! vollgesackter Prasser — ich?" schrie der Auditeur plötzlich, „das ist zu stark!"

Die artige und kurzweilige Unterhaltung der in dem Nebenraume befindlichen Personen, wurde durch das wüthende Hineinstürzen Jonischens plötzlich unterbrochen. Es entspann sich ein bedeutender Zank, in dem Jonisch natürlich der Gegenstand allgemeiner Verspottung wurde.

„O, Er Taugenichts von einem Auditeur!" rief ihm der letzte Redner zu, „was begährt Er hier auf? Meint Er, die Welt liegt auf Aug und Ohr zugleich, daß man nicht wüßte, was Er für ein sauberes Amt bei seinem reichsgräflichen Patron verwaltet? Ist Er nicht der postillon d'amour für Seinen hohen Gönner bei der feinen Mamsell Tennert, der Komödiantin? nicht der Unterhändler bei Signora Albuzzi, der Opernsängerin? Ein Kuppler ist Er und nicht werth, daß Er in ehrlicher Leute Gegenwart geduldet wird."

„Herr! Herr! diese Injurie soll Ihm theuer zu stehen kommen!" schrie Jonisch außer sich.

„Probier Er es, mir ist's recht,“ entgegnete Jener; „Kuppelei treibt Er. Bald ist Er östreichisch, bald preußisch, wie der Wind weht. Jetzt zum Beispiel ist Er ja ein recht zärtlicher Freund vom Kammerdiener des preußischen Gesandten, den Er letzthin bei Nitzschens am Wilsdruffer Thore mit einem prächtigen Abendessen regalirt hat. Da liegt wieder eine Filoutrie dahinter — man kennt Ihn schon.“

„Was ist das? habt Ihr's gehört, Menzel?“ fragte der Gesandtschaftssecretair, aufhorchend, leise.

Der Geheim-Canzellist nickte und antwortete:

„O, ich fasse Alles ... Alles. Der Jonisch ist ein alter Cujon, den kenne ich schon. Ehrliche Leute, wie ich, giebt's wenige bei uns.“

Jonisch schien wie vom Blitz getroffen bei der Behauptung seines Gegners, bezüglich der intimen Freundschaft mit dem Kammerdiener des preußischen Gesandten. Indeß er fühlte die Nothwendigkeit einer Opposition von seiner Seite, um wegen dem außensitzenden Gesandtschaftssecretair, so viel als möglich, den Schein einer Unverfänglichkeit dieser Kammerdiener-Freundschaft zu retten.

„Was gehen dem Herrn meine Freundschaften an — he?“ rief er. „Unser Einer sucht gebildete Leute zu Freunden, nicht solche Schlemmer und wüste Gesellen, als Ihr seid. Der Kammerdiener ist ein braver, rechtlicher Mann, das zieht mich zu ihm — ich suche überall die braven Leute zu meinen Freunden zu machen.“

„Sei Er gescheidt und spring Er nicht in ein Kapi-

tel hinein, wo ihm's Wasser Seiner unaussprechlichen Ehrlichkeit über den Kopf zusammenschlägt, ich möcht Ihm sonst Dinge auftischen, die Ihm's Mittagsbrot versalzen," sagte der letzte Redner. „Er kennt mich doch wohl, Herr Jonisch?"

„Keine sehr schmeichelhafte Bekanntschaft," spottete der Auditeur. „Habe mir nie darauf etwas zu Gute gethan, mit einem seiner Praxis entsetzten Advokaten, wie Er einer ist, Herr Riedel, bekannt zu sein."

„Glaube ich Ihm auf's Wort; Er und sein reichsgräflicher Patron sind aus einem Guße, deswegen mögt ihr Beide auch keinen Menschen leiden, der aus einem andern ist und das Bestreben hat, mit Gotteshilfe ein ehrlicher Mann zu bleiben. Wahrlich, 's ist keine Schande, unter solchem Regimente außer Praxis zu kommen. Und warum geschah mir das? weil ich nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich gegen die abscheuliche Verwaltung Brühls loszog; weil ich veröffentlichte, wie viel Millionen dieser unersättliche Minister bereits verschlungen habe, wie eine Schändlichkeit, eine Niederträchtigkeit um die andere von ihm angewendet werde, um alle einträglichen Aemter des Landes an sich zu reißen oder seine Creaturen damit zu füttern. Und was den Topf den Boden ausstieß, war die Veröffentlichung, wie dieser aimable Minister das ganze Land betrogen, indem er Protestant zu sein heuchelte, weil er, nach der dem Volke vom vorigen König gegebenen Religionsversicherung, als Katholik die Staatsämter, die er durch seine Intriguen

bereits an sich gerissen, nicht hätte behalten dürfen. Ja, der Graf war zum religiösen Zwitter geworden — in Warschau Katholik und in Sachsen Protestant."

„Das ist erlogen!" rief der Auditeur, „schändlich erlogen."

„Schweige Er, Herr! male Er die Wahrheit nicht schwarz, sie ist weiß. Freilich ist's traurig, daß die sächsischen Landstände zu blöde und furchtsam sind, um diesem vom König begünstigten Heuchler gegenüber nicht nach Maaßgabe des Religionsgesetzes auf Niederlegung seiner meisten Aemter zu dringen; aber eben deswegen muß jeder Rechtschaffene, der es brav mit Volk und Land meint, seine Stimme gegen denselben erheben."

„Schreit nur, schreit, man wird Euch schon das lose Maul stopfen!" lachte der Auditeur voll Gift und Galle.

„Es ist möglich; aber Er, Herr Jonisch, ist nicht der Mann dazu, denn es müßte sich komisch genug ausnehmen, wenn Er mich der Lüge zeihen wollte, Er, der so recht in die allerliebsten Praktiken seines Herrn verwickelt ist; oder will Er es läugnen, daß Er mehr um die täglichen Besuche des Paters Quarini beim Herrn Reichsgrafen weiß? Nun, so möchte ich es Ihm sagen. Die gute Freundschaft zwischen der Königin Majestät, dem Jesuiten Quarini und dem Protestanten Graf Brühl stürzte den Minister Sulkowsky; aber die Bedingungen, unter welchen Brühl an dessen Stelle trat, waren folgende: Religionsveränderung und die stille Theilnahme des Je-

suiten an den Regierungsgeschäften, die sich nun in Brühls Händen befanden. Damals besuchte Quarini täglich Nachmittags vier Uhr den Grafen, die Thüren wurden geschlossen, während Beide über das Wohl Sachsens und Polens und das Schicksal von einem Paar Millionen Protestanten berathschlagten. Dies geheime Conseil dauerte oft drei Stunden lang und Er, Herr Jonisch, vertrat das Amt eines getreuen Copisten dabei."

„Daß Er doch an der ersten Lüge erstickt wäre, Herr!" rief der Auditeur wüthend; „beweise Er mir das?"

„Er scheint ein schwaches Gedächtniß für manche Dinge zu haben," entgegnete der seiner Praxis entsetzte Advocat, „sonst würde Er sich jedenfalls erinnern, daß selbst während des Aufenthalts der königlichen Familie zu Leipzig, in der Ostermesse, diese geheimen Conseils nicht ausgesetzt wurden. Weil aber die Jesuiten in Leipzig in ihrer Ordenskleidung nicht erscheinen dürfen, so pflegte sich Pater Quarini in einem weißgrauen Kleide mit schwarzen Knopflöchern und einer Stutzperücke bei Brühl einzufinden. Auch Er, der getreue Copist, war dem Herrn Grafen nach Leipzig gefolgt und ich sah ihn oft zu dem hochwürdigen Pater, mit Schriften unterm Arme, wandern."

Der Auditeur machte vor Wuth einen Luftsprung.

„Ein Lästermaul! Ihn finde ich noch, dann aber soll Er ......"

Das helle, schallende Gelächter der kleinen Gesellschaft übertäubte die Drohung des Auditeurs, der, alle Wetter zusammenfluchend, herausstürzte, Hut und Stock

ergriff und, ohne sich von dem Gesandtschaftssecretaire und dem Geheim-Canzellisten zu verabschieden, wie toll die Kellertreppe hinaufrannte.

Oben hörte man ihn noch der alten Marianne zurufen: „Hole der Teufel euer verwünschtes Rattenloch; ich komme mit keinem Fuße wieder hierher.“

„Na, was habe ich gesagt, Freundchen — he? ist'n alter Cujon — oh, die brühlsche Bande taugt dem Teufel nicht, das kenne ich in- und auswendig,“ näselte Menzel, und die schwimmenden und flimmernden Blicke lächelten so selig auf das volle Glas, welches vor ihm stand. „Aber das muß wahr sein, die da drüben haben den Schnabel auf dem rechten Flecke — he?“

„Es scheinen unterrichtete Leute zu sein,“ bemerkte Plaßmann.

„Und wir!“ stimmte der Vorige bei, „so 'ne Gesellschaft kommt nicht alle Tage wieder zusammen. Aber wie spät ist's denn, Freundchen? Sapperment, schon Zwölf — ich muß zu Hause, Barbara hat heute mein Leibgericht gemacht, Schinkenklöse, da darf ich nicht zu spät kommen, die Alte möchte nicht schlecht losfahren.“

„Ei, wenn's Euch recht ist, Herr Menzel, lade ich mich bei Euch zu Tische.“

„'S soll sein — abgemacht, Sela. Freilich so 'ne Tafel, wie Ihr, Freundchen, gewöhnt seid, findet Ihr bei einem armen Geheim-Canzellisten nicht; spitzt Euch nicht etwa auf Delikatessen — drei Gerichte blos und damit ist's Holla.“

„Armer Geheim=Canzellist?“ flüsterte Plaßmann, vertraulich sich zu dem Ohre des Halbseligen neigend; „hängt's denn nicht von Euch, Seelenfreund, allein ab, ein Mann von Wohlstand zu werden, wenn Ihr darauf eingeht, was ich Euch vorgeschlagen?“

„Wie er lockt — wie er lockt!“ schmunzelte Menzel, die flimmernden Blicke auf den Gesandtschaftssecretair gerichtet; „ob er nicht gerade so Einer ist, wie's in der Bibel heißt: „Wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest, will ich dir alle Reiche der Welt schenken!“ Kleiner Satanas, ich bin 'n guter Christ, ich ... ich lebe wie der Täufer in der Wüste von Heuschrecken und Wurzelwerk ... ich bin viel zu gut für diese Welt.“

Plaßmann lachte und Menzel stimmte mit ein.

Ein Viertelstündchen später verließen Beide, Arm in Arm, den Keller und Marianne erhielt den Auftrag, schnell ein halb Dutzend Flaschen Rheinwein zum Herrn Geheim=Canzellisten besorgen zu lassen.

„Na, da sehe ich was kommen; der Herr Geheim=Canzellist feiern heute wohl Hochdero Geburtstag?“ fragte die alte Jungfer.

„'S scheint so, Marianne. Wenn's mir nachginge, möchte ich ihn alle Tage feiern; man lebt nur einmal und mit einem kleinen Räuschchen lebt man doppelt.“

„Ja, da haben der Herr Geheim=Canzellist recht, weil die Augen dann Alles doppelt sehen.“

In der That befand sich Menzel in der prächtigsten Laune; sein Gesicht strahlte von Vergnügen und die an=

genehmen Züge desselben trugen viel dazu bei, daß es selbst jetzt, wo der Rausch bei ihm die Ueberhand hatte, noch hübsch erschien, was vorzüglich bei so vollen, fleischigten, von Gesundheit strotzenden Zügen, wie die seinen, nicht immer der Fall zu sein pflegt. Er war ein junger Mann von ohngefähr zweiundzwanzig Lebensjahren, eine etwas gedrungene Figur, die jedoch eine flinke Behäblichkeit besaß und von guter Haltung sich wies. Seine Kleidung war fein, sein ganzes Wesen zeigte von dem Bestreben, sich vortheilhaft auszuzeichnen, zu glänzen durch eine noble, äußere Erscheinung. Obwohl man ihm den Titel Geheim-Canzellist gab, so war er doch für jetzt eigentlich nur einfacher Schreiber im churfürstlichen Geheim-Cabinette; die sächsische Höflichkeit ertheilte indeß sehr bereitwillig von Oben protegirten Personen ein Avancement und beförderte ihn später, als er wirklicher Canzellist geworden, abermals eine Stufe höher, nämlich zum Geheim-Secretair.

Daß Menzel ein Lebemann sei, der stets nach Möglichkeit den Becher des Genusses bis auf [illegible] [illegible] auszuschlürfen strebte, war anerkannt und [illegible] italienische Keller hatte diesen jungen, königlichen Beamten schon öfterer bis zum frühen Morgen gefesselt. Spiel und Feinschmeckerei und Liebesavantüren hatten an ihm einen würdigen Anhänger; sein Leichtsinn unterstützte diese Leidenschaften auf's beste und so geschah es nicht selten, daß er sich oft in bedeutender Geldverlegenheit befand, da der Gehalt für Bedürfnisse dieser Art nicht ausreichte und keine väterliche oder mütterliche Hinterlassenschaft, ihn in

seinem Hange zur Verschwendung Vorschub leistend, unter die Arme griff.

Obwohl im königlichen Geheim=Cabinet angestellt, war Menzel ein eingefleischter Feind Brühls, was allerdings bezüglich seiner tief untergeordneten Stellung gegen diesen allmächtigen Minister lächerlich klingen mag, indem es dasselbe Verhältniß bezeichnet, als wenn eine kleine Mücke gegen eine gewaltige Hornisse Feindschaft hegt. Menzel hatte indeß seine Stellung durchaus nicht Brühl zu verdanken; der Churfürst=König hatte damit nur sein, dem Vater Menzels, einem alten, durch lange Dienstzeit bewährten Staatsdiener, gleich bei seinem Regierungsantritt gegebenes Wort, diesen seinen einzigen Sohn mit einer Anstellung zu begnadigen, gelös't und der junge Mann empfand bei öfteren Gelegenheiten Brühls Abneigung, welcher nur Creaturen seiner Schöpfung begünstigte und daher allen Denen, die nicht zu diesem Gelichter gehörten, das Leben wo möglich sauer machte. Gegen einen Schutz jedoch, wie der Monarch selber, vermochte Brühl nicht, so offen zu intriguiren und da die Stellung des jungen Mannes auch nicht von größerem Belange war, so fühlte er nur bei vorkommenden Anlässen, daß Graf Brühl kein Protektor vor ihm sei. Dies nährte den versteckten Groll bei Menzel und er sprach ihn stets dann aus, wenn er mit Gesinnungsgenossen zusammentraf. Daß Plaßmann ein natürlicher Gegner Brühls war, lag in dessen Stellung als Secretair der preußischen Gesandtschaft. Friedrich von Preußen verabscheute den sächsischen

Premier-Minister, oder, wie sich derselbe gern nennen hörte, Minister-Regent, nicht nur wegen politischen Ränken und der Unfähigkeit, das Ruder eines Staatsschiffes zu führen, sondern auch wegen der abscheulichen Verschwendung, welche derselbe gewissenlos trieb. Einem so scharfen Geiste, der allen Prunk verabscheute und in der Staatshaushaltung die größte Sparsamkeit handhabte, in seinem eignen Leben das Muster der größten Mäßigkeit aufstellte, mußte jeder unfähige Kopf und Verschwender ein Greuel sein und wie sich von selbst versteht, trug daher auch die königlich preußische Gesandtschaft die Farbe derselben Gesinnung und das Mißtrauen, welches Friedrich die gegründetste Ursache hatte, in die Aufrichtigkeit der sächsischen Minister und vor allen Dingen in deren Chef, Brühl, zu setzen — der Churfürst-König kam dabei nicht in Betracht, da er ein zu schwacher Fürst war, der, ohne zu prüfen, sich jeder Leitung unterwarf, wenn sie ihm nur die Sorge für die Staatsgeschäfte von den Schultern nahm — war es auch, daß der preußische Gesandte, Herr von Klinggräf, den Auftrag von seinem königlichen Herrn empfangen hatte, ein wachsames Auge auf alle Vorgänge am Hofe und im Palais des Ministers Brühl zu haben. Nicht mit Unrecht ahnte Friedrich ein verdecktes Spiel und die Beobachtung ergab das Resultat, daß die größte Wahrscheinlichkeit geheimer Anschläge zwischen Dresden, Wien und Petersburg, jetzt noch im Entstehen begriffen, obwalte. Gegen wen konnten sie anders gerichtet werden, als gegen Friedrich von Preußen? Um jeden Preis sich da-

von Gewißheit zu verschaffen, empfing Friedrichs Gesandter den Auftrag, welcher in der That ein mehr als schwieriger war, da man nicht leicht hoffen konnte, irgend Jemand, der im Besitze dieser Geheimnisse sich befände, zu einer Mittheilung oder um das Kind beim rechten Namen zu nennen, zu einem Verrathe zu bewegen. Preußen genoß nicht die Liebe und Vertraulichkeit der ausländischen Diplomaten, man haßte es zu sehr, da die von Friedrich getroffene Einrichtung der Sparsamkeit im Staatshaushalte durchaus keine mit Reichthümeranhäufung in Verbindung stehende Carriere bot, der Zuschnitt der Gehalte sehr **preußisch**, das heißt knapp, zugemessen war, auch durchaus nicht die Hoffnung im Hintergrunde vorschwebte, daß bei Friedrichs bekannter Denkweise ein Verräther in besonderm Ansehen stehen werde.

Da diese mit einander eng verbundenen Lockmittel keine Anwendung finden konnten, so war man genöthigt, einen andern Weg aufzusuchen, um die Gegenmine zu legen. Die Canäle in der diplomatischen Welt sind oft vom unreinsten Wasser, mindestens vom Schmutz niederer Leidenschaften stark getrübt. Die Aeußerung des geheimen Raths Eichel in Potsdam, daß der geeignetste Weg der sein dürfte, eine Person im sächsischen Geheim-Cabinette ausfindig zu machen, welche gegen eine bedeutende Summe sich zum Verrathe der zwischen Wien, Petersburg und Dresden gepflogenen Correspondenzen hergebe, war ein Wink, dessen Ausführung wohl außerordentliche Schwierigkeiten, jedoch keine Unmöglichkeit bot und

der Gesandte erhielt den Auftrag, das zum churfürstlich sächsischen Geheim-Cabinette gehörende höhere und niedere Personal zu mustern; das heißt, die Verhältnisse jedes Einzelnen zu erforschen, die Leidenschaften und Neigungen dieser Individuen so viel als möglich zu ergründen und, nach den Ergebnissen dieser Revue, den Versuch zu machen, ob nicht bei Einem oder dem Andern eine schwache Seite einen möglichen Anhalt böte.

Zu diesem Geschäft eignete sich vorzüglich Plaßmann, der Gesandtschaftssecretair; sein einschmeichelndes Gesellschaftstalent befähigte ihn besonders, sich über alle diese Nachfragen nach und nach in Kenntniß zu setzen und Plaßmanns Scharfsinn fand bald heraus, daß wenn es möglich sei, irgend ein im churfürstlich sächsischen Geheim-Cabinet angestelltes Individuum zu einem Verrath zu stempeln, so dürfte es nur der Geheim-Canzellist Menzel sein. Der Leichtsinn dieses in Wahrheit blutjungen Beamten, sein Hang zur Verschwendung und Ausschweifungen, die Gewißheit, daß er mit seinen Finanzen in öftere Collision gerathe und vor allen Dingen ein Gegner Brühls sei, boten sich als Unterstützungsmittel, ihn auf den Pfad zu leiten, welchen man beabsichtigte. Plaßmann hatte seine Bekanntschaft gemacht und die Gleichheit der Neigungen, welche der Erstere des Zweckes wegen äußerte, gewann bald zwischen Beiden das Feld größerer Vertraulichkeit, welches der gewandte Gesandtschaftssecretair mit möglichster Vorsicht bearbeitete.

Die alte Barbara, Menzels Haushälterin, empfing ihren Brotherrn mit einer bitterbösen Bemerkung.

„Oho! so so — sehr schön vom Herrn Geheim-Canzellisten, daß er sich wieder im Oberstübchen illuminirt hat — sehr schön. Wenn das dem Herrn Geheim-Canzellisten sein Vater seliger sähe, möcht's wohl was Trockenes auf die Nässe geben, denn darin fackelte der Herr Vater seliger nicht. Pfui, schämen sich der Herr Geheim-Canzellist was — so 'ne Aufführung! mich ärgerts noch zu Tode.“

„Na, Bärbchen, nicht zanken, nicht brummen — fidel muß der Mensch sein, so lang er jung ist!“ rief der Geheim-Canzellist, mit wahrhaft gutmüthiger Zärtlichkeit die Alte um den Hals nehmend; „bist ja auch 'n mal jung gewesen, Schatz. Na, keinen Flunsch, Bärbchen — mußt meinen Humor nicht verderben. Sieh, ich bin so gut, so seelensgut ....“

„Und so naß,“ fügte Barbara halb ärgerlich, halb lachend hinzu; „wen bringt denn der Herr Geheim-Canzellist da mit?“

„Einen guten Freund, Bärbchen, der unsere Schinkenklöse kosten will.“

„Na, behüts Gott, das wird schön werden, da hätte ich wenigstens ein Dutzend mehr machen müssen, denn vier Personen ...“

„Vier? drei, Barbara — drei blos.“

„Bewahre — die Jungfer Muhme aus Meißen ist vor einer halben Stunde angekommen.“

„Schadet nichts — gar nichts,“ lachte Menzel, „wenn die Jungfer Muhme ’n hübsches Lärvchen hat, ersetzt sie ein halb Schock Schinkenklöse. Kommen Sie, werthgeschätzter Freund — wir müssen die Jungfer Muhme besehen.“

„Ist gar nicht so nöthig, Herr Vetter!“ rief eine klangvolle Mädchenstimme von der Seite her; „bei uns in Meißen ist’s umgekehrt, da nehmen wir die Herren in Musterung und so werde ich es mein Lebtag halten.“

„Potzelement! das ist die Muhme?“ rief Menzel; „ei, das Wetter, das ist ja ein liebreizendes Kind, wie Frau Venus so schön.“

„Bedanke mich beim Herrn Vetter; aber mir gefällt Er gar nicht so sehr — Er ist ja ’n recht wilder Mosje!“

„Sanft wie ein Lämmchen, Jungfer Muhme — o ein wahres Exempel von Tugend und Moral.“

Somit war die Bewillkommungsceremonie von beiden Seiten vorüber und Menzel führte Jungfer Meta in das Zimmer.

Der Gesandtschaftssecretair sah ein wenig verstimmt drein, denn er glaubte seinen Zweck, die Weinlaune Menzels zu einem Grade zu steigern, der seine Seele käuflich und für den Eindruck einer bedeutenden Summe weich wie Wachs mache, durch die gerade heute angekommene Jungfer Muhme gescheitert.

Jungfer Meta war ein kräftiges, mit einer derben, unverdorbenen Natürlichkeit ausgestattetes Mädchen aus der Provinz, das zaglos und fröhlich in das vor ihr auf-

geschlagene Lebensbuch schaute, dessen Hauptkapitel hier in Dresden seinen Anfang nehmen sollte; denn Meta war hierhergekommen, um die Laufbahn einer Zofe bei einer Dame des Hofes zu beginnen. Nicht zu groß von Gestalt, besaß Meta jene natürliche Naivetät, die eben so sehr das Ergebniß einer tief-innigen Gemüthsheiterkeit, eines gesunden, unverbildeten Herzens, als eines wahrhaften Muthes war. Ihr hübsches, volles, rothwangiges Gesichtchen, mit dunkeln Augen, schaute so recht keck in die Welt hinein, die sie noch nicht kannte und daher auch deren Gefahren nicht fürchtete.

„Ei," sagte Meta auf die Bemerkung Menzels, daß es ihr am Hofe sehr sonderbar vorkommen und sie daselbst viel zu lernen haben werde, denn es sei ein ganz ander Leben in solchen hohen Kreisen, als wie unter andern Menschenkindern: „mache sich der Herr Vetter keine Sorgen um mich, ist mir doch gar nicht bange bei der Sache. Ich bin ein lustiges Mädchen und lache gern mit, wo es was zu lachen giebt; wenn sie mir nur das nicht verbieten, wird Alles gehen, denke ich mir. Freilich, wenn ich so steif und ehrbar thun sollte, als wäre ich zerbrechliche Waare, wie unser Meißner Porzellan, da möchte mir wohl schwer um's Herz werden; aber das muß man ja Alles erst abwarten und darum will ich auch jetzt noch an gar nichts Schlimmes denken; der liebe Gott verläßt die Seinen nicht und hat mir armem Dinge geholfen, als Vater und Mutter frühzeitig wegstarben und ich als hilfloses Waisenkind zurückblieb; jetzt wird er erst recht treu zu

mir halten, denn ich bin fröhlichen Herzens und hab keine Angst um sein Walten; 's ist immer und immer gut und wohlgethan."

„Herzensjungfer!" rief die alte Barbara, ergriffen von dem fröhlichen und doch so herzinnigen Muthe Meta's; „erlaube Sie mir, daß ich Ihr einen Schmatz gebe. Was Sie da gesagt hat, das ist mir an die Seele gegangen — weiß Gott, Herr Geheim-Canzellist, Seine Jungfer Muhme ist ein Kind nach dem Herzen Gottes."

„Das liegt einmal so in unserer Familie," bemerkte Menzel, „wir sind Alle auf die Art."

„Da möchte man den Schnupfen kriegen," lachte die Alte, „der Herr Geheim-Canzellist ist jedenfalls aus der Art geschlagen ..."

„Oho! so so, Bärbchen, Ruhe! Keine Schmeicheleien von der bekannten Sorte; ich bin heute über Alles erhaben. Und jetzt eingeschenkt, Freundchen, der Jungfer Muhme zu Ehren. O, die kann was vertragen, kommt aus dem Weinlande; der Meißner und der Lößnitzer sind Geschwisterkinder mit dem Moselausbruch, den Thränen der ewigen Braut von Sr. Erlaucht, dem Herrn Reichsfürsten von Rhein. Also angestoßen! Die Jungfer Muhme und alle Jungfern aus allen Weingegenden des heiligen deutschen Reichs sollen leben! Hoch!"

Die Gläser klangen lustig zusammen wie Orgelton.

„Das ist mir zu viel Ehre angethan vom Herrn Vetter und dem fremden fürnehmen Herrn Secretarius," sagte Meta mit einem Knix. „Sollt's einmal treffen, daß

ich Hochzeit halte mit irgend einem ehrbaren Mannsbild, so soll der auf die mir angethane Weinjungferehre antworten; für mich möcht' sich's eher schicken, daß ich jetzt aufständ vom Tische und eine gesegnete Mahlzeit den Herren und der ehrsamen Frau Barbara wünsche."

„Ein Kernmädel, ich möcht's heirathen!" rief der Geheim-Canzellist, als Meta und Barbara sich entfernt hatten, „hat sie dem Herrn Secretair nicht auch gefallen?"

„Eine Jungfer comme il faut," antwortete er; „ich denke nur, daß es Euch, Freundchen, noch nicht anzurathen wäre, schon jetzt auf's Heirathen Euch einzulassen. Die Jugend muß frei sein; ich habe wohl auch früher an's Heirathen gedacht, aber die Freiheit — die köstliche Freiheit — man ist so sein eigener Herr, kann thun und lassen, was man will. Und die Kosten — Himmel und Erde, eine Frau ist ein Kapital, das man theuer zu verzinsen hat. Ei, weg mit den Heirathsgedanken hier; das volle Glas ist die rechte Braut, die macht Euch's Herz warm ohne allen Nachtheil. Stoßt an — auf eine glänzende Carriere für Euch, daß aus dem Geheim-Canzellist ein Geheimrath werde mit der Zeit."

„So lange Brühl lebt, möchte nichts daraus werden," sagte Menzel, „der ist mir nicht grün. Hab's letzthin bei der Gratifikationsaustheilung von seiner churfürstlichen Durchlaucht recht deutlich gesehen, wie er mir aufsässig ist."

Plaßmann schenkte, während er Menzeln immerfort an dergleichen Galle aufregende Dinge erinnerte, ein Glas

nach dem andern ein, so daß sich der durch die Speisen unterdrückte leichte Rausch bei dem Geheim-Canzellisten wieder sichtbar erneuerte und seine Stirn bald einen röthlich-schimmernden, feuchten Glanz annahm. Plaßmann manövrirte äußerst geschickt, er schlug alle Saiten an, die nur mit irgend einer Neigung des menschlichen Herzens in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung stehen, indeß, er machte trotzdem keinen Fortschritt. Die Stimmung Menzels veränderte sich zu seinem größten Erstaunen, aus dem lächelnden Leichtsinn sprang sie in ein düsteres Hinbrüten über, so daß Plaßmann schon alle seine Mühe, ihn zu irgend einem Ziele zu treiben, für verloren hielt.

„Aber, Menzel! Seelensfreund, plagt Euch denn der Henker, was sitzt Ihr da wie Loths zur Salzsäule gewordene Ehehälfte? Wo ist denn Euer Muth, Eure Liebenswürdigkeit hin, was flunkert Euch denn im Kopfe herum? Ich glaube gar, Ihr vergießt Thränen? wahrhaftig — Ihr weint! Warum denn nur? heraus mit der Sprache, ich gehe Euch nicht von der Seite, bevor ich's weiß. Habe ich mit Euch Gutes genossen, will ich auch das Böse mit Euch tragen helfen."

Der Geheim-Canzellist wendete ein wenig den Kopf und ein thränenreicher Blick fiel stumm auf Plaßmann.

„Ihr habt was auf dem Herzen, Menzel, das ist nicht anders; aber anders könnt's werden, wenn Ihr zu mir Vertrauen hättet. Eure Hand her — und jetzt seht mir einmal in's Auge, Geheim-Canzellist."

„Ach, wie lange noch — höchstens bis zur nächsten Revision, dann ist's rein alle mit mir.“

„Wie denn alle?“ fragte Plaßmann aufhorchend, „was meint Ihr denn damit? alle mit Euch?“

„Ja, ja,“ stöhnte Menzel, „wenn ich daran denke, wird mir's schwarz vor den Augen. Warum ließ ich mich vom Teufel verblenden? geschieht mir ganz recht und wer mich bedauert, ist ein Narr. Das verfluchte Spiel ist aber allein daran Schuld!“

Plaßmann begann zu ahnen, daß hier von einem jener Vergehen die Rede sei, welche in der Regel mit Zuchthausstrafe belegt werden. Was konnte ihm erwünschter kommen, als diese Entdeckung? Der Rausch hatte bei dem Geheim-Canzellisten etwas zu Tage gehoben, was unter der glatten, geschmeidigen Außenseite desselben, wie unter einem Leichensteine, wohl verborgen gelegen. Plaßmann, um ihn zur Rede zu bewegen, nahm ihn in den Arm und sagte zu ihm:

„Menzel, Seelenfreund, trinkt aus! volle Gläser müssen vor uns stehen, denn jetzt erst wollen wir eine Brüderschaft auf Leben und Tod schließen. 'S ist keine Kunst, eines Andern Freund und Bruder und Du auf Du mit ihm zu werden, wenn Der in dulce jubilo ist; nein, ich hab's gerne, wenn's nur dann geschieht, sobald Einer dem Andern helfen kann. Also, Geheim-Canzellist! erst das volle Glas ausgeleert und Brüderschaft, dann aber eine Generalbeichte; ich helfe, und wär's mit einigen

tausend Thalern, wenn es nämlich blos Geld ist, was Euch Sorge macht.“

Die von Thränen und Trunk feuchten Augen Menzels nahmen plötzlich den Ausdruck voller Lebensthätigkeit an, der Rausch schien im Nu zu verschwinden, nur die stammelnde Zunge und die Unfertigkeit seiner Reden bewiesen, daß der ihn beherrschende fremde Geist von dem beruhigenden Eindruck des Anerbietens Plaßmanns verdrängt sei.

Menzel gestand, daß er in Geldverlegenheit gewesen und die Geheimeraths-Kasse angegriffen habe. Die Summe, deren er sich bemächtigt, war keine zu hohe, indeß für seine Verhältnisse immer groß genug, um bei einer unerwarteten Revision der Kasse den Verlust seines Amtes als ganz sicher zu bewirken. Wie alle Leichtsinnigen hatte er auf einen günstigen Augenblick beim Spiel gerechnet, um den Defekt zu ergänzen; Fortuna kehrte ihm beharrlich den Rücken, und andere Versuche, Geld aufzunehmen, waren gescheitert. Indeß, der ihm angeborene Hang zu Vergnügungen, welcher ihn stets in heitere, lebensfrohe Gesellschaften führte, bei denen der materielle Genuß die Hauptsache war, lieh ihm zugleich das Mittel, die Sorge wegen einer zufälligen Entdeckung seines Vergehens zu betäuben. Die Aufregung des Rausches, noch mehr aber die gewaltige Anregung ehrgeiziger Pläne von Seiten Plaßmanns wurde zum Hebel, daß die düstere Schattenseite des Bewußtseins, ein Verbrecher zu sein, alle Fröhlichkeit bei ihm überwog.

„Bist ein Narr, Herr Bruder, Dich zu ängsten

um solcher Lappalien willen,“ lachte Plaßmann, als er Alles erfahren. Morgen ist Dir geholfen, heute noch, wenn Du nur willst. Hahaha! welche Thorheit bei einem sonst ganz vernünftigen Menschen! schlägt beharrlich jedes Anerbieten aus, das ihm den Weg zu höherer Charge, zu den Mitteln, ein lustiges Leben zu führen, und, was das Haupt von Allem ist, den Schutz und die Gnade Sr. Majestät des Königs Friedrich sichert. Was würde Brühl bei solcher Frage thun? Er würde unbedingt einschlagen, denn das Glück kommt nur einmal und wer es nicht erfaßt zu rechter Zeit, der wird, statt Kutscher sein zu können, vor den Karren gespannt. Und meinst Du, Bruder, daß Brühl ein klügerer Kopf sei, als Du? — er arbeitet nur für seinen Vortheil, das ist die allein richtige Politik für's Leben. Brühl würde ein Anhänger Friedrichs werden, trotz aller Satyren, die dieser auf ihn geschleudert, wenn er wüßte, der Erste in Preußen zu sein, wie er der Erste in Sachsen, der eigentliche Herr desselben ist; aber er lebt nach Cäsars Spruch: „Besser, der Erste in einem Dorfe, als der Zweite in der Republik.“

„Aber der Verrath . . . der Verrath! ha, das ist der Stein im Wege. Der Churfürst ist so gnädig gegen mich gewesen.“

„Seine Gnade hört aber gerade da auf, wo Brühls Wille, Dich los zu sein, anfängt. Das ist die Grenze Deiner Sterblichkeit. Jetzt bist Du untergeordnet, unbedeutend in Brühls Augen und er duldet Dich, weil Du ihm zu wenig scheinst, um Dich zu entfernen. Wenn

aber der Zeitpunkt kommt, wo die Zahl der Dienstjahre einen Anspruch auf Beförderung geben, dann hört die Duldung auf und es findet sich leicht ein Mittel, Dich — zu entfernen."

„Wenn das wahr wäre!" rief Menzel, von dem tief in seine Seele gesenkten Stachel des beleidigten Ehrgeizes aufgeregt; „ha, wenn ich das wüßte! ewig Copist, nichts als Copist sein, immer in tiefer Unterthänigkeit, immer der Letzte zu bleiben!"

Plaßmanns schallendes Gelächter schnitt wie ein doppelschneidig Schwert durch Menzels Herz.

„Stoß an, Herr Bruder, der ewige Copist soll leben! ein Toast, wie er nicht alle Tage vorkommt!" rief der Erstere, der den Faden des Sieges, den er jetzt schon halb errungen, festhielt, denn er sah es ja, wie der in's tiefste Leben greifende Hohn den Keim des Verbrechens, des Hochverrathes, in des Geheim-Canzellisten Seele senkte und zum schnellen Wachsthum beförderte.

„Zum Teufel mit Deinem Toast! verdammt sei der Tropfen, den ich darauf leere!" schrie Menzel und der Zorn, dieser Dämon, der so eng verwandt mit dem Rausche ist, rief den Letzteren schnell bei den Geheim-Canzellisten zurück.

Er schleuderte das volle Glas an die Wand.

. . . .

Die Hölle hatte einen Verbrecher mehr geworben. Während eine Stunde später Menzel in den Armen des Schlummergottes lag, in die ihn der Rausch gestürzt, ver-

ließ Plaßmann, selbst schwankend und leichenbleich von der geistigen und physischen Anstrengung, die ihm dieser Sieg gekostet, dessen Wohnung. In seiner Tasche trug er einen Vertrag, von Menzels Hand unterzeichnet, nach welchem der Letztere sich verpflichtete, die von Wien und Petersburg an das churfürstlich=königliche Geheimcabinet zu Dresden einlaufenden Correspondenzen gegen eine gleich baar von der preußischen Gesandtschaft auszuzahlenden Summe und monatlich fortlaufenden Gehalt mitzutheilen. Der Schutz des Königs von Preußen war dem Verräther bei allen, sich möglicherweise ereignenden Eventualitäten zugesagt.

Plaßmanns Schlauheit hatte den rechten Mittelweg getroffen, um auch den immerhin noch sehr starken Faden der Dankbarkeit, welche Menzel für seinen Landesherrn fühlte, zu umgehen, indem er ihn nicht zu einem Verrath der von dem churfürstlich sächsischen Cabinet als Antworten auf die Wiener und Petersburger Vorschläge zu erlassenden Cabinetsschreiben drängte, was für jetzt noch in Menzels Augen als das größte Verbrechen erschien. Wußte doch der geschickte Unterhändler, daß die Folgezeit von selbst dies Resultat herbeiführen müsse, eine scharfe Menschenkenntniß hatte ihm gelehrt, daß im ersten Schritte auf der Bahn des Verbrechens auch schon der Keim, die Nothwendigkeit zum zweiten und allen folgenden zu ruhen pflege.

Wir können bei Schluß dieses Abschnittes, aus dessen letztgeschildertem Ereignisse sich für Sachsen das furchtbare

Unglück des, das schöne, gottgeliebte Land so markerschütternd treffenden siebenjährigen Krieges unmittelbar entwickelte, nicht umhin, zu bemerken, daß es zu Friedrich des Großen Staatsmaxime gehörte, den Verrath zum Bundesgenossen zu machen. Allerdings ist eine Handlungsweise solcher Art nicht nur für einen König von so großem und erleuchtetem Geiste, wie Friedrich war, sondern auch für jeden rechtlichen Menschen eine unwürdige. Friedrichs Politik unterhielt an allen Höfen Europa's Verbindungen dieser Art; er liebte den Verrath als Mittel und haßte die Verräther als — verächtliche Werkzeuge.

Wir führen den Leser in das gräflich Erffa'sche Haus in der Hoflößnitz.

Der September hing schon wieder seine Morgen- und Abendschleier auf, die Felder hatten ihren reichen Aehrenschmuck bereits verloren, und der Herbst, dieser lustige Gesell mit weinumkränztem Haupte, lugte über die Berge herein, die in der Lößnitz die schöne, saftreiche Traube, des Bacchus Lieblingsopfer, gleichsam als Siegeszeichen auf Stirn und Brust tragen.

Im weiten Kessel dehnte sich das reizende Elbthal hin nach rechts und links, überall ein Garten, überall schön und herrlich anzuschauen, ein Bild voller Leben und Kraft. Und hoch auf dem Haupte der Berghöhe erhob sich das sogenannte Spitzhaus mit seinem Thurme, die

ganze Pracht des reichgesegneten Thales überschauend, wie ein immer eifriger Wächter am Rande des Paradieses. Dicht unter diesem churfürstlichen Bergschlößchen, am Fuße der Höhe lag das gräflich Erffa'sche Haus, an dem die oberste Berggasse vorbeiführte. Der über all' die einzeln verstreuten Gehöfte der Lößnitz erhöhte Standpunkt des Hauses bot die lieblichste Aussicht aus dessen Fenstern. Es war kein glanzvolles Palais, wie die Residenzstadt sie aufzuweisen hatte, sondern ein einfaches, zwei Stockwerk hohes Haus mit einem hübschen, schattigen Garten, an den sich die nach dem Bergschlößchen lehnan hebende Weinpflanzung in breiten, langen Linien wie ein wohldressirtes Regiment Soldaten anreihte. Rechts von dem Garten ab zog sich ein sehr breiter, mit saftigem Rasen überwucherter Weg lehnan an der Berghöhe hin, den man seiner Beschaffenheit wegen den „Sims" nannte. Von ihm, der sich zwischen den Weinpflanzungen wie ein mächtigbreites, grünes Band hinschlängelte, genoß man eine köstliche, freie Aussicht, und die Vorsorge des Geheimraths von Erffa hatte, da die glühenden Sonnenstrahlen unmittelbar auf diesen schönen Weg niedersengten, denselben mit einigen lebendigen Lauben besetzen lassen, um so Erholungspunkte zur Gemächlichkeit dem Spatzierengehenden zu gewähren. Der hier fast immer linde strömende Luftzug bewegte auch einige an den Laubeneingängen angebrachte gläserne Glockenspiele und das sanfte Klingen derselben brachte in das romantisch-schöne Landschaftsbild, das sich hier in aller Fülle des Naturreichthums ausbreitete, den

Eindruck zuwege, als zögen unsichtbare Wesen leise singend durch die Lüfte.

Die Lößnitz war damals bei dem vornehmen Publikum fast ebenso in Aufnahme, als früher, zur selben Zeit und noch zur jetzigen, die reizend-schöne Pillnitzer Gegend war und ist. Der churfürstliche Hof, was vorzüglich den jüngern Theil der königlichen Familie betraf, befand sich sehr oft und vorzüglich zur Zeit der Weinlese hier. Die gesunde Bergluft, die freiere, zwanglosere Bewegung trugen viel dazu bei, diesen Theil des weiten Elbthales den jungen Herrschaften angenehm zu machen und ganz natürlich war daher die Folge, daß die dem Hofe nahestehenden Personen sich auch bewogen fühlten, einen Ort durch periodische Wohnnahme zu bevorzugen, der in den höchsten Kreisen beliebt war.

Die churfürstlich-königlichen Majestäten, welche ein paar Wochen im Septembermonat hier gewohnt hatten, waren bis auf den jüngeren Theil der Familie, der, um die Lust der Weinlese mit anzusehen, hier blieb, nach Warschau aufgebrochen, und dem vor Kurzem noch so sehr bewegten Treiben nun eine Ruhe gefolgt, die mit den Schönheiten dieser Gegend weit besser harmonirte. Der kleine Hofstaat, welcher die jüngere Königsfamilie umgab, brachte wenige Störung in das Stillleben dieses Landschaftbildes, unter den Vornehmen des Hofes schien eine Ebbe eingetreten zu sein, ein Theil hatte sich mit nach Warschau begeben, der größere Theil jedoch, da der Hof nicht anwesend war, zog es vor, sich zu zerstreuen und so

war nicht nur Dresden, der Glanzpunkt aller Ehrgeizigen, einsam geworden, auch auf die Hoflößnitz machte es einen, obgleich weit geringeren Eindruck, da das laute Hoftreiben ohnehin nur auf kurze Wochen hier sich niederzulassen pflegte.

Der Geheimrath von Erffa benutzte besonders diesen Zeitpunkt, um sich in der schönen Natur des Lößnitzthales zu erholen; vielleicht wäre ein anderer Ort von ihm zu diesem Zwecke gewählt worden, jedoch der Umstand, daß Helene, seine Tochter, als Gesellschafterin der jüngern königlichen Familie hier weilte, bestimmte ihn zu dieser Wahl und er hätte in der That keine bessere treffen können, denn die Stille hier, die sänftigende Ruhe machte einen sehr wohlthuenden Eindruck auf ihn. Der Geheimrath besaß ein galliges Temperament, welches nur zu leicht der Aufregung sich hingab, und die letztere konnte unmöglich bei einem Manne fehlen, dessen Denkungsweise und Ansichten so sehr von den vorherrschenden in demjenigen Kreise, in dem er lebte und wirkte, abwichen. Seine äußere Erscheinung schon deutete an, daß Heiterkeit eben nicht der Grundzug seines Charakters sei; eine lange, hagere Figur, mit einem etwas gelblichen Gesicht, in dessen tiefen Zügen ein strenger Ernst lag, bot er den schroffsten Gegensatz gegen die Außenseite seiner Gemahlin, deren bedeutende Körperfülle vom sorgenlosesten Wohlleben zeugte. Wie im Aeußeren, war auch beziehendlich der Charaktere ein außerordentlicher Unterschied bei diesem Ehepaare. Die Geheimräthin besaß einen übermäßigen Dünkel, der Alles,

was unter ihrem Stande war, mit Verachtung betrachtete, und wenn auch ihr Gemahl auf seinen alten Adel stolz war, so trug doch wenigstens dies Sichfühlen keinen Ausdruck von Uebermuth gegen Andere, denen der Vorzug der Geburt mangelte.

Daß eben nur vor der Welt beide Gatten, einander gegenüber, den Hofton beobachteten, sonst aber in ihren Neigungen, Ansichten und Gefühlen Gegenfüßler waren, haben wir bereits erwähnt.

Die Geheimräthin entschädigte sich für die trostlose Langeweile, die sie bei dem von keiner Hoffête gewürzten Landleben empfand, zum größten Verdrusse ihres Gemahls, indem sie so viel als möglich Einladungen zum Besuche an ihre Freunde und Freundinnen ergehen ließ. Nicht immer konnte sich der Geheimrath diesem Besuche entziehen und die gewöhnliche Folge eines solchen, ihm angethanen Zwanges war dann ein tiefer, innerer Grimm, den er nicht selten in sich selbst begraben mußte.

Wenn je das gegen ihn so rücksichtslose Benehmen seiner Gemahlin sein Erstaunen erweckt hatte, so war es wohl nie mehr der Fall gewesen, als jetzt in Bezug auf die Anwesenheit des jungen Malers Guido Renner im gräflichen Hause. Frau von Erffa bezeigte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit ihre Uebereinstimmung mit diesem Arrangement ihres Gemahls, und Guido genoß eine gewisse Art nobler Beachtung von ihrer Seite. Der Geheimrath fand den einzigen Grund dieses, dem jungen Manne so günstigen Benehmens darin, daß dieser ein

durch Brühls Empfehlnng in Mode Gekommener sei und die Gräfin Alles, nur keinen Verstoß gegen Personen zu begehen pflegte, die der allmächtige Minister mit seiner Gunst beehrte.

Guido hatte nämlich den Auftrag erhalten, Helenen und der Geheimräthin Stiefsohn zu portraitiren. Herr von Erffa fand Wohlgefallen an ihm und machte ihm den Vorschlag, auf die Zeit, welche er zur Verfertigung der Portraits brauchte, Wohnung bei ihm zu nehmen, auf welches Anerbieten Guido bereitwillig einging.

Freiherr Ludwig von Rosen, der Stiefsohn des Geheimrathes, Souslieutenant bei der Garde de Corps, kam fast täglich aus Dresden und so entstand zwischen beiden jungen Männern bald eine nähere Bekanntschaft, um so mehr, als Herr von Rosen, gleich Guido, ein heiteres Temperament besaß.

Der junge Offizier war ein schöner Mann und in seiner günstigen äußeren Erscheinung, die ihn zum Liebling der Damenwelt machte, konnte man für die fast äffische Zärtlichkeit der Geheimräthin immerhin eine Entschuldigung finden, wenigstens sprach sich eine Art Mutterstolz darin aus.

In kurzer Zeit war Guido in ein Renommée gekommen, welches ihn auf eine, seinem Ehrgeize und Künstlerstolze zusagende Laufbahn führte. Brühls Protektion that Wunder und es gehörte zu einer Art von gutem Ton, den jungen Maler auszuzeichnen. Indeß fand Guido sich von dieser, ihm günstigen Manie trotzdem nicht angespro-

chen; er fühlte es zu deutlich heraus, daß dieser ihm zu Theil gewordenen Geltung das wohlthuende Vertrauen fehle. Man zeigte ihm nur die glatte, höfliche Außenseite, welche in den höheren Kreisen nie mangelt, er vermißte Gefühl und Wahrheit. Indem man ihn auszeichnete, brachte man nur seinem Protektor eine Huldigung.

Dieser Mangel, den er so lebhaft empfand, erhob dagegen in seinen Augen seinen Beschützer so sehr, daß er sich bald zu diesem mehr und mehr hingezogen fühlte. Konnte er sich's auch nicht wegleugnen, daß Brühl das Musterbild jener feinen Umgangsweise sei, die nur schöne Worte, eine glänzende Höflichkeit hat, aber keine Wahrheit, so schien doch der Minister gegen ihn eine Ausnahme zu machen, denn Guido war ihm gegenüber mehr als einmal zu der Bemerkung geführt worden, daß zuweilen ein Aufblitz einer wirklich tieferen Zuneigung Brühls gegen ihn hervorträte, dessen Ton den Ausdruck einer weichen, fast zärtlichen Empfindung annähme und ein erhöhtes Wohlwollen sich kund gäbe. Welche Veranlassung zu dieser, freilich nur selten geäußerten, besonderen Zuneigung zu Grunde liege, konnte er sich nicht erklären, aber eben deshalb fand sich Guido destomehr zu ihm gezogen. Die Feindseligkeit, welche er früher gegen den allmächtigen Minister-Regent hegte, war unter diesen Umständen bald verschwunden, und er gehörte jetzt zu der großen Schaar Derer, die Brühl verehrten, nicht weil dieser im Glücke war; ein solcher Beweggrund fiel bei Guido weg, da er, ein besserer Mensch als viele Andere, an ein so niedriges und un-

würdiges Motiv nicht einmal dachte. Guido ahnte nicht im Entferntesten, daß sein Protektor ihn zu einem Werkzeuge seiner Pläne heranbilde.

Indem der junge Mann in Umgang mit Leuten aus höheren Regionen gebracht wurde, war es nur eine sehr richtige Berechnung, daß er unmöglich dem Einflusse der daraus entspringenden Umgangsbildung entgehen könne und in der That schien dieser Einfluß bei ihm nicht ausgeblieben zu sein. Ferner mußte das Wohlleben, in welches Guido durch seinen Protektor sich versetzt sah, eine noch tiefereingreifende Wirkung auf seine ganze Zukunft hervorbringen, weil Wohlleben bei jungen Gemüthern nicht nur abnorme Leidenschaften und ausschweifende Wünsche erzeugt, sondern auch bei schwachen Grundsätzen allmälig der Entsittlichung in die Hand arbeitet. Bis jetzt hatte eine solche Wirkung noch nicht stattgefunden; das natürliche, reine Gefühl bewahrte Guido davor.

Mit feinem Kennerblicke hatte Brühl die Entdeckung gemacht, daß auf seinen Schützling weibliche Schönheit großen Reiz ausübe. Diese Bemerkung war eine sehr wichtige und auf sie gründete der Minister einen Plan, der sein Ziel auch keineswegs verfehlte und in welchem mehrere Personen als Theilnehmer verwickelt waren.

Pater Quarini hatte nicht ermangelt, der Königin die Besorgniß einzuflößen, daß zwischen dem Churprinzen und dem Fräulein von Erffa ein zärtliches Verhältniß bestehe. Der Pater wußte dieser Nachricht einen Stachel beizumischen, welcher zu tief in das Herz der Königin=

Mutter drang, um ohne schmerzhafte Wirkung zu bleiben. Er berührte nämlich die schwächste Seite der königlichen Frau, ihre Bigotterie, indem er ihr andeutete, wie dies Verhältniß des Churprinzen von größeren Folgen sein könne, als man jetzt nur ahne, ja, daß es wohl möglich sei, Fräulein von Erffa gewinne mit der Zeit eine solche Macht über ihn, daß er zu einem Religionswechsel sich geneigt fühle. Quarini erzählte der Königin seine Begegnung mit dem Churprinzen und Fräulein von Erffa ausführlich und fügte mit Achselzucken hinzu: „Ich fürchte Alles. Wer an die Möglichkeit glaubt, daß jeder Mensch auf seine Façon selig werden könne, leugnet den ersten Grundsatz unserer alleinseligmachenden Kirche und steht schon auf dem Boden des Protestantismus. Ein Schritt weiter und die vollkommene, öffentliche Abtrünnigkeit ist dann keine Schwierigkeit mehr.

„Mein Herr Jesus!“ rief die hohe Frau, „welch ein Unglück! ein Abtrünniger, ein Apostat mein Sohn!“

Für die strenggläubige Königin galt der Gedanke, einem Sohne das Leben gegeben zu haben, der sich von der kaum in Sachsen ein wenig festgewurzelten katholischen Religion abwenden könne, mehr als ein Todesstoß; in dieser Angst rief sie: „Hilf doch, Herr Jesus im Himmel! hilf doch! das ist ja ärger, als zehnmal sterben!“

So stark hatte Quarini die Wirkung seiner Nachricht nicht geglaubt und freute sich still der Ueberzeugung, daß seine Kirche einen so tief begründeten Schutz habe. Er suchte die Königin zu beruhigen.

„Ach, redet nicht, Pater, von Abwarten; sagt davon nichts, das ist gerade so, als wollten die Heiligen im Himmel erst lange dreinschauen, ob nicht ein unglücklicher Verführter sich noch am Rande des ewigen Verderbens zu ihnen zurückwändte. Nein, nein, da muß gleich geholfen werden, gleich, auf der Stelle — ruft mir den Christian her, ich werde mit ihm reden; das muß ich, das ist Pflicht von mir. O, wenn er seiner Mutter Aug' im Auge steht, da wird's anders mit ihm werden; ich weiß das."

Der Pater fühlte, daß jede solche Erklärung von Seiten der Königin das Uebel jedenfalls verschlimmern und noch obendrein ihn selbst dem Prinzen gegenüber in ein höchst ungünstiges Licht setzen müsse. Vergebens stellte er der hohen Frau dies vor, sie wollte nichts davon hören.

„Wie?" rief sie in großer Aufregung, „erst habt Ihr den Funken mir in die Seele geworfen und nun ich ihn schnell löschen will, wollt Ihr mir's wehren? Geht nur, geht, Pater, ich brauche Euch nicht dazu, ich bin mir da selbst genug."

Sie läutete heftig die Glocke.

Der eintretende Kämmerer empfing die Weisung, den Churprinzen zu ihr zu bescheiden.

„Ich war eben im Begriff, Se. Königliche Hoheit bei Ihro Majestät zu melden," entgegnete dieser.

„Er ist da? — o, so laßt ihn schnell ein!" rief die hohe Frau; „das hat der allmächtige Gott so geführt, daß mir mein Sohn nicht verloren sein soll. Geht in's Neben-

zimmer, Pater, wenn Ihr nicht bleiben wollt; ich will Euch nicht mit Zwang zurückhalten."

„Mit Ihro Majestät gnädigster Erlaubniß bleibe ich," antwortete Quarini; „was ich Ew. Majestät berichtet habe, ist die strengste Wahrheit; was hätte ich da zu fürchten? Wenn ich von einer, diese Sache betreffenden, augenblicklichen Unterredung abrieth, so geschah es nur in der Absicht, Ihro Majestät zu veranlassen, erst Allerhöchst Dero große Aufregung etwas zu mildern."

Allerdings war dem Pater nichts unerwünschter, als eben dieses Zusammentreffen mit dem Churprinzen; indeß, er schloß ganz richtig, daß die Benutzung der ihm von der Königin gewordenen Erlaubniß, sich zu entfernen, bei der hohen Frau selbst einen sehr widrigen, sein Ansehen schwächenden Eindruck machen müsse.

Der Churprinz trat ein.

Die Königin eilte ihm entgegen, sie umarmte ihn mit großer Heftigkeit, und als wüßte er schon, wovon die Rede gewesen, rief sie:

„Nein, das wirst mir nicht zu Leid thun, Christian, das kannst, das darfst nicht, denn es brächte mich in's Grab!"

„Mein Gott, gnädigste Frau Mama, was ist Ihnen?" fragte Christian bestürzt. „Was soll ich Ihnen nicht zu Leid thun? Ich verstehe Sie nicht."

Die Königin war zu sehr in Affekt gerathen, um sich zu erinnern, daß ihres erlauchten Sohnes Befremdung über dieses unerwartete, heftige Entgegenkommen von ihrer

Seite nur vollkommen gerecht sei. Sie trat einen Schritt von ihm zurück, indem sie ihn jedoch mit beiden Händen festhielt, als sei sie in Furcht, er werde ihr entfliehen. Eine kurze Pause folgte.

„Schau mir in's Auge, Christian," sagte die hohe Frau, „ich will wissen, ob Du noch mein Sohn bist, oder ... ein Protestant?"

Der Churprinz schien in der That starr zu werden; die Ueberraschung war zu groß.

„Ich — ein Protestant?" fragte er dann in einem Tone, als sei er in Zweifel, ob er recht gehört. Die Königin antwortete nichts, sein Erstaunen erschien ihr als Bestätigung ihrer Furcht, in ihm einen Apostaten zu sehen; sie schritt nach dem Sopha, und in dasselbe sich niederwerfend, bedeckte sie ihr Gesicht mit einem Tuche. Der Churprinz hörte sie heftig schluchzen.

„Himmel und Erde! Pater, was bewegt die Königin, meine gnädigste Mutter, so sehr?" rief Christian heftig, nachdem sein Versuch, die hohe Frau zu bewegen, ihre Thränen zu stillen, vergeblich gewesen und sie ihn fast mit Härte von sich abgewehrt hatte.

„Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, diese große Bewegung bei Ihrer allergnädigsten Frau Mutter nur als einen Beweis der herzinnigsten Liebe zu Ihnen zu betrachten," sprach Quarini, sich nähernd. „Nur eben diese unbegrenzte Liebe ist es, die ein Mißverständniß herbeigeführt hat, an den ich theilweise, obwohl in der besten Absicht, Schuld trage."

„Verstecken Sie sich nicht hinter Worte, Pater, nennen Sie das Mißverständniß beim rechten Namen — wenn Sie auch nur einige Schuld daran sich beimessen, dann kenne ich es schon, obgleich es noch gestaltlos ist — es heißt Verleumdung. Sie sind nicht mein Freund.“

„Ew. Königliche Hoheit!“ rief Quarini, von der Heftigkeit Christians erschreckt, „ich bitte ...“

„Ich mag nichts von Ihnen in Ihrer eigenen Sache hören!“ unterbrach ihn der Churprinz; „zwischen mir und Ihnen kann nie eine Erörterung stattfinden, weil mir der Glaube an Ihre Wahrheitsliebe, an Ihre Aufrichtigkeit mangelt. Die Königin, meine Mutter, soll mir sagen, was sie veranlaßt hat, ihren Sohn für einen Protestanten zu halten.“

„Und bist Du es nicht?“ fragte die Königin.

„Nein — beim Himmel, nein!“ antwortete Christian.

„Nicht?“ rief die hohe Frau, sich von ihrem Sitze erhebend, und nach einer Pause fuhr sie fort:

„Du sagst es und es ist so; Du bist ein Fürst, dem das Wort heilig ist, darum glaube ich Dir. O, das war ein tiefer, das Herz durchschneidender Kummer, ein zweischneidig Schwert, das mir durch die Seele ging.“

„So liebt mich meine Königliche Mutter, daß auch der leiseste Gedanke, in meiner Seele könnte eine Untreue gegen meinen väterlichen Glauben sich regen, sie so schmerzlich ergreift? O, meine theure Mutter, halten Sie den Glauben an Ihren Sohn fest, geben Sie nie zu, daß ein

fremder Mund sich zwischen uns dränge. Der Sohn gehört der Mutter, wie die Mutter dem Sohne; Alles dazwischen ist vom Uebel.“

Quarini hatte nie eine so tiefe Demüthigung empfunden, als in dieser Stunde, deren Ereigniß er doch selbst herbeigeführt. Indeß verlangte die Nothwendigkeit, daß er für die nur zu deutlich hervortretende Abneigung des Churprinzen und dessen Beschuldigung, Unfrieden zwischen Mutter und Sohn gesäet zu haben, einen Ausdruck der verletzten Ehre äußere.

„Ihro Majestät bitte ich, Sr. königlichen Hoheit Alles mitzutheilen, was bei diesem Vorfall sich auf mich bezieht. Wenn ich auch der Worte des Herrn in Demuth gedenke: „Und werdet gehasset sein von Jedermann, um meines Names willen,“ so will es mir doch erscheinen, als wär' hier ein Fall, der nicht meine arme und geringe Person allein, sondern alle die heiligen Männer trifft, denen das Wohl unserer alleinseligmachenden Kirche mehr, als alles Gut der Zeitlichkeit gilt.“

Ueber des Churprinzen Antlitz zog ein bitteres Lächeln, welches die Verachtung markirte, die er für die heuchlerische Demuth dieses Jesuiten empfand. Die Königin theilte dem Ersteren alles auf ihre Angst und Besorgniß, hinsichtlich eines religiösen Wankelmuthes von seiner Seite, Bezügliches mit und obwohl sie das Verhältniß zwischen ihm und Fräulein von Erffa kaum andeutete — ein Beweis, daß sie eine gewisse Furcht fühle, über einen Gegenstand sich auszulassen, der nicht nur ihrem

königlichen Stolze, sondern auch in der That ihrem Charakter ganz zuwider war — so fühlte Prinz Christian doch nur zu deutlich, daß Helenens doch wohl nicht zum besten erwähnt worden sei. Daß diese Meinung keine vorschnell gefaßte sei, überzeugte ihn ein Seitenblick auf den würdigen Pater, der trotz der Meisterschaft, unter der Maske frommen Scheins den wahren Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle verbergen zu können, eine gewisse ängstliche Verlegenheit nicht unterdrücken konnte.

„Meiner allergnädigsten Mutter Majestät hat einen sehr zuverlässigen Berichterstatter und ich bitte um die gnädigste Erlaubniß, denselben danken zu dürfen,“ sprach Christian und sich zu Quarini wendend, fuhr er mit bitterer Ironie fort: „Es ist zu bedauern, daß der hochwürdige Herr um einige Jahrzehende zu spät an unsern churfürstlichen Hof gekommen sind, Sie würden dann jedenfalls ein reiches Feld für Dero Beobachtertalent gefunden haben. Was mich betrifft, Pater Quarini, so dürfte es nicht lohnend genug sein, den Wächter über mich und die Personen, welche ich schätze und verehre, zu machen. Wäre ich ein Anderer, als ich bin, könnte es möglich sein, daß ich Gefallen am Umgange mit Ihnen und dem Herrn Minister Brühl fände; allein da dies nicht der Fall ist, so wünsche ich auch nicht, unter Ihrer Obhut zu stehen. Dinge, die nur mich angehen, pflege ich auch allein dem Ohre meiner königlichen Mutter anzuvertrauen; enthalten Sie sich daher ferner der Mühwaltung, Berichte dieser Art abzustatten.“

„Euer königlichen Hoheit scheinen zu vergessen, daß der Seelenarzt die Verpflichtung hat, über die ihm Anvertrauten zu wachen," entgegnete Quarini, mit allem Aufwand geistlicher Würde.

„In diesem Falle bitte ich, mich für einen Kerngesunden zu halten, der der sorgsamste Wächter seines eigenen Wohles ist," antwortete der Churprinz und ihm den Rücken zudrehend, führte er die Königin zu einem Lehnsessel in der Tiefe des Gemaches.

„Meine gnädigste Mama wird mir die Vergünstigung gestatten, daß ich über eine mich ebenso besonders betreffende, als zarte Angelegenheit mich ausspreche," redete Christian. „Man hat Eurer Königlichen Majestät beigebracht, daß Fräulein von Erffa mir werth und theuer ist und, wie es scheint, daraus die Folgerung geschlossen, daß, da Fräulein Helene Protestantin, meine Zuneigung zu ihr auch mich zum Protestantismus verleiten könnte. Diese Folgerung beruht auf dem kleinen Irrthum, in welchem sich gewisse Personen über meine Denkungsweise befinden. Ja, ich bin Protestant, wenn man mit diesem Namen Jemand bezeichnen will, der Humanität, in Beziehung auf religiöse Ansichten, als den einzigen und wahrhaften Lebensquell des Christenthums überhaupt betrachtet. Ich hasse Niemand seines Glaubens wegen und meine, ein Prinz, der dereinst zum Throne bestimmt ist, sollte es seine Hauptsorge sein lassen, alle Diejenigen aus seiner Nähe zu verbannen, welche ihm die Duldung gegen Andersgläubige aus der Seele schwatzen, dafür ihm die Bevor-

zugung seiner Religion als sein eifrigstes Streben einreden wollen."

„Was höre ich?" rief die Königin erschrocken, „Euer Königliche Hoheit sind nicht so sehr von der alleinselig-machenden Kraft und Gültigkeit unserer heiligen, katholischen Kirche durchdrungen?"

Nach einer Pause entgegnete der Churprinz:

„Ich werde es nie auf Kosten der Seligkeitshoffnung andersgläubiger Christen sein — fürchten meine gnädigste Mama deshalb nicht, daß ich ein schlechter Katholik sei, ich bestrebe mich nur, ein milddenkender zu sein — diese Sünde werde ich vor Gott zu verantworten wissen," schloß der Sprechende mit starker Betonung, der Königin ehrfurchtsvoll die Hand küssend.

In diesem Moment gewann der Glaube an die Wahrheit ihres fürstlichen Sohnes die Oberhand über alle bigotte Furcht in dem Herzen der hohen Frau. Sein Blick ruhte so treu, so unbeirrt auf ihr, der reine Ausdruck eines Herzens ohne Falsch, an diesem Blicke voller Aufrichtigkeit zu zweifeln, war ihr nicht möglich. Es befriedigte und tröstete sie ungemein, von ihm die Versicherung empfangen zu haben, daß er bis jetzt nicht den Gedanken in sich getragen habe, dem Protestantismus sich in die Arme zu werfen.

„Ich will Dir glauben, Christian," sagte sie mit einem Tone mütterlicher Zärtlichkeit; „es ist eine große Angst, die Du von meinem Herzen nimmst, mein Sohn."

„Unverantwortlich ist es von Denen, die solche un-

gegründete Besorgniß meiner gütigen, gnädigsten Mama in's Herz flößen," entgegnete der Prinz; „doch lassen Sie uns dieses Gegenstandes nicht mehr gedenken. Ein anderer, der mich nicht minder berührt, fordert jetzt Erwähnung. Ich kenne die Art und Weise nicht, wie man meiner Neigung zu Fräulein von Erffa gegen meine gnädigste Mama gedacht hat; ich muß befürchten, daß auch dieser Gegenstand einer Verdrehung nicht hat entgehen können, darum halte ich es für Pflicht, über ......"

„Mein Sohn wird nicht die Grenzen der Schicklichlichkeit überschreiten und mich mit einer solchen Confidence behelligen wollen," unterbrach ihn die Königin mit Stolz und Strenge, indem sie sich erhob.

Der Gehorsam, den der Prinz überhaupt in allen Lebenssituationen für den Willen seiner hohen Eltern bezeigte, verschloß ihm den Mund, so gern er auch die hohe Frau von der Reinheit seiner Zuneigung zu Helenen hätte überzeugen mögen. Die Königin schien diese ernste Unterredung, welche ihr den Beweis gegeben, daß Pater Quarini sich nicht des Vertrauens des Churprinzen, vielmehr einer sehr großen Abneigung desselben bewußt sein könne, für gänzlich geschlossen zu halten, sie brachte das Gespräch auf andere Gegenstände, an denen auch der Pater Antheil nehmen konnte.

Eine halbe Stunde später befand sie sich mit dem Letzteren wieder allein. Es ist unbestreitbar die klügste Taktik, einem Feinde gegenüber, so lange als nur möglich, den Platz zu behaupten, selbst wenn dieser Sieg mit Ver-

lust zu erringen wäre. Der Beichtvater hatte insofern, als der Prinz, der nicht ganz verbergen konnte, wie ihn Quarini's Anwesenheit bei vertraulicher Unterredung mit seiner königlichen Mutter unangenehm sei, einen Sieg davon getragen, als er nach Christians Entfernung sich wieder der Ansichten und Meinungen der hohen Frau bemeistern und vermittelst des Ansehens, welches er ihr gegenüber zu behaupten wußte, ihre Gesinnungen leiten konnte. Dies war eine gebieterische Nothwendigkeit für ihn, um so mehr, als ihm nun die untrüglichste Erfahrung zu Theil geworden, daß er in dem Churprinzen einen Gegner besitze, von dessen Macht viel, vielleicht Alles zu fürchten stehe; denn Pater Quarini verhehlte sich nicht, daß eben Christians milddenkendes Christenthum nur eines Anstoßes bedürfe, um den Beigeschmack des Protestantismus anzunehmen.

Pater Quarini war trotz der Intriguen, die er im Bunde mit Brühl leitete, ein weit achtungswertherer Charakter, als dieser Minister; denn ganz im Gegensatze zu dessen unwürdigem Getriebe, nur sich und seine Familie mit möglichster Güteranhäufung zu bereichern, sann er nur darauf, der Kirche, der er als Diener angehörte, die möglichste Ausbreitung und Macht zu verschaffen. Es war immer ein großes, erhabenes Ziel, an welchem dieser Mann, den kein Band der Liebe und Zuneigung zu irgend einem Menschen fesselte, mit vollem Herzen anhing. Seine Kirche war seine Braut, sein Alles und die Consequenz, mit der er sich dem Streben hingab, nur

für ihre Verherrlichung zu wirken, lieh ihm, abgesehen von den niedrigen Mitteln der Heuchelei, welche er, seiner Ordenspflicht gemäß, oft anwendete, um sein hohes Ziel zu stützen und zu erreichen, den Ausdruck eines großen, festen Charakters.

Jetzt stand es fest bei ihm, die Liebe Christians und des Fräuleins von Erffa mußte getrennt werden, durch welche Mittel es auch immer sei, denn er, der Menschenkenner, fühlte gar wohl, daß eben die Scene, deren betheiligter Zeuge er gewesen, des Prinzen schwärmerischer Neigung einen Impuls geben werde, welcher sie eher verstärken, als vermindern dürfe.

Der Königin Herz zu wenden, sich ihrer Meinung zu bemeistern und diese zu leiten, war für Quarini nicht schwer und wenige Tage später war er in dieser Bemühung schon so weit vorgeschritten, daß der Glaube der hohen Frau an ihres Sohnes Wahrheitsliebe wankend wurde und auf's Neue Besorgniß sie erfüllte.

Ein ganz einfacher, durch Zufall herbeigeführter Auftritt zwischen dem Churprinzen und dem Premier-Minister in Gegenwart des Königs, gab Anlaß, vor Christian eine mehr als gegründete Furcht zu fassen.

Eines Tages als sich Brühl beim König befand und der Letztere, nachdem ihm der Minister mit den unwichtigsten Tagesneuigkeiten unterhalten hatte, seiner Gewohnheit nach, um die tödtliche Langeweile zu verkürzen, mit der langen, holländischen Pfeife, die blauen Rauchwolken vor sich hinblasend, im Gemache auf- und ab-

schritt, wiederholte er nach halbstündigem Schweigen, eine täglich mehrmals an Brühl gerichtete Frage:

„Habe ich Geld, Brühl?“

„Euer Majestät dürfen keine Besorgniß hegen,“ antwortete der Minister, welcher vor einem Tische Platz genommen hatte und anstatt des Königs, dem diese Beschäftigung zu viel Langeweile verursachte, eine Menge Eingaben durchschaute und nach seinem eigenen Ermessen günstige oder abfällige Bemerkungen dazu schrieb. „Das sächsische Volk giebt gern, wenn es die Erhöhung des königlichen Glanzes betrifft; überdies haben wir ja eine Quelle aufgefunden, welche für Euer Majestät ein unversiegbarer Goldquell Jahr aus, Jahr ein sein wird, obgleich wir derselben Dauer nur vorläufig auf neun Jahre festgesetzt haben. Diese Frist ist lang genug, um —“ setzte Brühl mit einem Lächeln hinzu, „nöthigenfalls einen andern Namen zur Forterhebung dieser Capitations- und Vermögenssteuer zu erfinden.“

Der König antwortete nichts, aber er blies den Dampf in hoher, geradeaufsteigender Säule aus dem irdenen Kopfe und schritt ohne Unterbrechung seinen Spaziergang auf und nieder.

Aus der Tiefe des Gemaches erschallte ein Gekicher; der Hofnarr Fröhlich saß zu Füßen der Papageistange und belustigte sich mit dem auf der obersten Sprosse sitzenden Vogel, dem er süße Mandeln und Zuckerbrot zuwarf.

„Was lachst Du, Joseph?“ fragte der König.

„Weil Ihr neun Jahre braucht, um einen Namen für die Forterhebung dieser Steuer zu erfinden; ich habe ihn auf der Stelle herausbekommen,“ antwortete der Narr, und sich in seinem Gewande schüttelnd, daß all die Schellen daran harmonisch zusammenklangen, fuhr er fort zu reden: „Sollst nur einmal hinaus in's Land reiten, aber nicht im brokatnen Rocke, sondern wie'n armer Kauz, dem der liebe Gott den Brotkorb ein paar Ellen zu hoch aufgehängt hat, und sollst mit den Leuten von der Capitations-Steuer sprechen, Herr Vetter, da wirst's gleich erfahren, was für einen Namen ihr ihr nach neun Jahren zu geben habt.“

„So sags, wenn Du ihn weißt, Joseph,“ befahl der Monarch.

„Tauft sie Caput-Steuer, und ihr habt in's Schwarze getroffen, denn Land und Leute gehen rechtschaffen dabei caput,“ lachte der Narr hell auf. „Ich kann's mit ansehen, Herr Vetter, weil Du und ich 'ne Ausnahme von allen übrigen Menschenkinder sind. Du bist sehr erhaben, sehr weise, sehr klug und ich bin gerade das Gegentheil von Allem; aber zwischen uns Beiden liegt das steuerpflichtige Pack, dem man's Fell über die Ohren ziehen muß, sonst wird's zu stolz auf's eigene Pergament.“

„Mosje Fröhlich scheint heute eine sehr lange und sehr spitze Zunge zu haben,“ bemerkte der Premierminister.

„Es geht mir wie Euch, Gevatter,“ fuhr Jener grob heraus, „ich leid an der Zunge, Ihr am Magen — denn

der ist bodenlos bei Euch. Wenn Steine Geld wären, Ihr könntet sie sicher vertragen."

Der König lachte herzlich, wie ihm überhaupt Fröhlichs stachliche Späße jederzeit, wenn sie ihn nicht unmittelbar selbst trafen, ungemeines Vergnügen schafften.

Brühl fühlte, daß der einzig sichere Weg, sich aus Fröhlichs Schußweite zu ziehen, darin bestehe, dem heitern Gelächter des Königs beizustimmen. Fröhlich war für ihn die einzige Person, die er nicht aus der Gunst des Monarchen verdrängen konnte und durfte, weil erstens dieser Narr mit klugem Sinn zu fest in seines Herrn Gunst saß und zweitens, was ein Hauptgrund mit war, weil er in der That, wenn es ihm auch gelang, Fröhlich in Ungnade zu bringen, Niemand wußte, der diesen Platz hätte ausfüllen können und nichts dem Minister gefährlicher dünkte, als den König aus einer seiner liebsten Gewohnheiten zu reißen; denn Fröhlichs Possen verkürzten dem durchlauchtigsten Herrn die Zeit und waren oft die Ursache gewesen, daß diesem die ernstesten Dinge nicht so zu Herzen gingen, als dies bei nachdenklicher Stimmung dies wohl der Fall hätte sein dürfen.

„Aller guten Dinge sind drei!" schrie Fröhlich und brach in ein helles, schallendes Gelächter aus, daß das Gemach davon wiederhallte. Der Vogel oben auf der Stange wurde rebellisch und kreischte in das Lachen der Dreie mit dem vollsten Ausdruck des Mißmuths über diese ungewöhnliche Störung seiner Ruhe hinein.

Der Churprinz trat in diesem wunderlichen Momente in das Zimmer.

„Das ist ein Schalksnarr, der Joseph!“ rief der König, die Thränen trocknend, die ihm, von dem herzlichen Gelächter ausgepreßt, über die Wangen rollten. „Aber sieh, da steht unser lieber Churprinz ganz erstaunensvoll und weiß nicht, was er davon zu halten hat. Nun, nun, mein Herzens-Christian, schau nicht so ernsthaft drein. Was hast Du da in der Hand? Ah, ich weiß schon — ich weiß, den Plan zu der neuen Decoration in der Semiramis. Zeig her, Christian, es sollen keine Kosten gespart werden, um diese Vorstellung zu einer wahrhaft prächtigen zu machen.“

„Mein königlicher Herr Vater irrt sich; es ist dies kein Decorationsplan, sondern eine Bittschrift armer Leute aus dem Gebirge, die die hohen Abgaben, so sie an die churfürstliche Amtscasse zu zahlen haben, nicht erschwingen können und deshalb um Ermäßigung flehen, damit sie nicht, wie es in der Schrift da heißt: „gleich andern rechtschaffenen Leuten Sachsen mit dem Rücken anzusehen gezwungen wären! Und da ich meines königlichen Herrn Vaters Majestät so heiter finde, vermeine ich zur rechten Stunde als Fürsprecher für diese armen Unterthanen gekommen zu sein.“

Die Heiterkeit war aus dem Antlitz des Churfürst-Königs ganz und gar entschwunden; das Gespenst der Armuth seiner Unterthanen schaute ihm mit kummerbleichem Gesicht in die von Gelächter thränennassen Augen.

Für Brühl konnte es keine unangenehmere Störung, als gerade diese Fürsprecherschaft geben; sie harmonirte so wenig mit seiner Schmeichelei, daß sich das Land glücklich schätze, den königlichen Glanz erhöhet zu sehen durch die Opfer, die es gern und bereitwillig bringe.

„Was das für ein abscheulicher Vogel ist!“ kicherte Fröhlich, „jetzt lacht er inwendig, daß man's auswendig nicht merken soll.“

„Die Petenten verdienen Strafe, daß sie es gewagt haben, Ew. königliche Hoheit mit solcher Bagatelle beschwerlich zu fallen,“ redete Brühl mit dem Ausdruck großen Bedauerns.

„Die Noth armer Unterthanen mag für einen Minister wohl eine Bagatelle sein, aber nicht für einen Monarchen,“ antwortete der Churprinz ernst. „Gnade ist das schönste Vorrecht der Könige; es wäre traurig, sollte sie vom Throne meiner Väter ausgeschlossen sein. Nicht für diese armen Leute allein, die in schlichter Rede ihre schwere Sorge in dieser Petition ausgesprochen haben, bitte ich, mein Herr Vater, sondern für alle Ihre Unterthanen um Ermäßigung der schweren Capitationssteuer, die für den ärmsten derselben ja einen halben Thaler beträgt.“

„Brühl leitet diese Finanzangelegenheit,“ sprach der König unruhig.

„Aber mein Königlicher Vater hat diese Steuer genehmigt,“ entgegnete der Churprinz, „sie lastet schwer auf dem Volke.“

„Ich glaube behaupten zu dürfen, daß Ew. Königliche Hoheit falsch berichtet worden sind,“ nahm Brühl das Wort; „bis jetzt ist noch keine Klage bei mir eingegangen. Das sächsische Volk weiß, was es seinem erhabenen Fürstenhause schuldet, und selbst, wenn eine Härte, die bei einer neuen Steuer unumgänglich ist, obwaltete, man würde nicht zu murren wagen, aus Ehrfurcht für den Thron.“

„Graf,“ entgegnete der Churprinz mit großer Bestimmtheit, „ich sage Ihnen, das sächsische Volk murrt, es sagt: „es ist des Glanzes zu viel, wir müssen ihn mit unserm Schweiß und Blut erkaufen,“ das sagt das Volk. Es murrt, weil es zwei Regenten erhalten soll und fragt in Betreff des Einen mit den Worten des redlichsten und besten Römers beim Plutarch im Leben des Sylla: „Wie? solltest Du wohl ein redlicher Mann sein, da dir dein Vater gar nichts hinterlassen hat und du doch so reich bist?“

Eine dunkle Röthe überfloß Brühls Gesicht; aber die Fassung, die er stets an sich zu fesseln wußte, verließ ihn auch in diesem Moment nicht, wo seines Gegners Mund einen so schweren Vorwurf gegen ihn schleuderte.

„Ew. königlichen Hoheit haben den Plutarch gut im Gedächtnisse,“ sagte er, sich mit Lächeln verbeugend. „Schade nur, daß Ihre Wahl des Sylla, bezüglich meiner Person, nicht ganz passend zu sein scheint. Wenn mich die Welt reich nennt, nun, wer mag's ihr wehren? aber ehrlich sollten meine Neider sein, sie sollten nicht vergessen,

beizusetzen: die Gnade seiner königlichen Gebieter hat ihn reich gemacht und seine Dankbarkeit sucht diese königlichen Gnadenbezeigungen dazu anzuwenden, so viel als ihm nur möglich ist, den Glanz des sächsischen Hofes zu unterstützen, ohngefähr wie der Mond seinen Glanz, als Geschenk der Alles erleuchtenden Sonne, der Nacht leiht, ihr ein schwaches Abbild der Sonnenpracht zu geben.

Der Churprinz schien zu fühlen, daß des Ministers Aalglätte ein Hinderniß sei, ihn zu fassen. „Ich bin nicht hergekommen, um vor meines Herrn Vaters Majestät ein Wortgefecht aufzuführen; ich liebe unnütze Dinge nicht," antwortete Christian und sich zu dem König wendend, den eine Wolke bittern Unmuths die Stirn bedeckte, sprach er:

„Mein Herr und Vater hat mich an seinen Minister gewiesen und somit meine Fürsprache unwirksam gemacht, denn die Consequenz des Herrn von Brühl verlangt, daß keine Milderung in dieser Sache eintrete. So werde ich von meinem Taschengelde den armen Leuten, die ihr Vertrauen auf mein Fürwort setzten, eine Entschädigung zahlen und somit Ew. Majestät die Liebe einiger, wenn auch nur weniger Ihrer Unterthanen erhalten. Aber erlaube meines königlichen Herrn Vaters Majestät Ihrem Sohn, vor Ihnen sein Herz auszuschütten, ein treues Sohnesherz, das mit Ehrfurcht und Liebe Ew. Majestät gehört und daher auch nur den einen Wunsch hat, Sie von Allen geliebt zu sehen."

Die Unruhe des Königs wurde immer sichtbarer,

selbst der Ton seiner Stimme zeigte davon, denn er war schwankend, unsicher.

„Aber, mein Christian, Wir begreifen nicht, woher die Veranlassung kommt, Uns zu beängstigen, als wären Wir ungerechte Haushalter und unser Land in einem trostlosen Zustande?“

„Bei Gott, das Letztere ist auch der Fall, Ew. Majestät!“ rief der Prinz mit edler Wärme; „sind wir nicht schon zu der Schmach genöthigt worden, von Hannover sechs Millionen Thaler zur Bezahlung der Steuerschulden zu leihen und dafür unsern Antheil der Grafschaft Mansfeld und alle unsere Aemter in Thüringen, sammt deren Einkünfte, zu verpfänden?“

Brühls Unruhe, die er so künstlich zu verdecken wußte, stieg, als jetzt der Prinz zur Aufzählung einzelner Thatsachen überzugehen drohte; dieser für den Minister so gefährliche gordische Knoten mußte mit Einem Streiche getrennt werden, wenn er sich nicht fest um ihn schlingen und ihm verderblich werden sollte. Es galt für Brühl, den Monarchen zu entfernen, um dessen Ohr jeden Mißton zu ersparen, der — er kannte ihn zu genau — ihn in große Unruhe und üble Laune stürzen mußte und nebenbei als Saamenkorn in sein Herz fallen konnte, dessen Grundzug, wie wir früher bereits erwähnt, natürliche Güte war. Brühl wollte das Wort ergreifen, indeß der Churprinz machte gegen ihn die lakonische Bemerkung, jetzt spräche er mit seinem Vater, und der Minister fand in dieser

kurzen Zurechtweisung Ursache zum Schweigen, so unlieb ihm dies auch war. Indeß, was er durchaus nicht erwartet hatte, geschah und rettete ihn plötzlich aus dieser verfänglichen Situation. Christian selbst schlug durch eine unbedachte Aeußerung eine sehr stark mißtönende Saite in dem Herzen seines erhabenen Vaters an.

Er redete nämlich von nothwendigen Einschränkungen, die geschehen müßten, um den gesunkenen Wohlstand Sachsens wieder zu heben.

„Es ist kein Beweis für irgend einen Wohlstand, daß Leipzig die Summe von fast zwei Millionen Kriegscontribution an Preußen für das ganze Land vorgeschossen hat," sagte er; „Leipzig ist ein Geldmarkt, wo man Geschäfte macht und wo es Niemand verborgen gewesen, wie eine solche Summe, außer den hohen, gewöhnlichen Steuern, in kurzer Zeit aufzubringen für das Land eine reine Unmöglichkeit war. Dieser Umstand ist ein trauriger, mein Herr und Vater, und wir werden gezwungen, unsere Blicke hinüber nach Preußen zu richten, wo eine weise, durchgreifende Sparsamkeit die Finanzen des Landes, trotz großer Bedürfnisse, welche die Kriegsführung erfordert, aufrecht hält."

Der Eindruck dieses Schlußsatzes war von so übler Wirkung auf den Monarchen, daß der Mißmuth wie ein nächtlicher Schatten seine Stirn zu bedecken begann und seine Blicke finster wurden.

„Uns scheint, Ew. Liebden hätten ein übelgewähltes Musterbild vor Uns aufgestellt," antwortete der König, „und finden uns deshalb veranlaßt, Euch genugsam Zeit zu

lassen, um das Thörichte dieser Wahl zu überdenken. Wir gehören nicht zu den Emporkömmlingen, die ihren Ruhm in ungerechten Eroberungen und Brandschatzungen suchen müssen; Unser Rang unter den deutschen Fürsten überhebt Uns solcher Anstrengung. Denken Ew. Liebden darüber nach; Wir wünschen, solche verletzende Aeußerungen nicht mehr zu hören. Komm, Joseph."

Der Hofnarr zupfte, indem er aufstand, den Vogel an den Brustfedern, was derselbe nicht leiden mochte und stets ein helles Gekreisch erhob und mit den Flügeln schlug.

„Was das für 'n dummes Thier ist!" rief Fröhlich, seinem königlichen Herrn nachgehend, „jetzt lacht's wieder, wo ein anderer Mensch weinen möchte. Ich glaub schier, in dem Vogel sitzt eine ausgewanderte Ministerseele."

Der Churprinz war sehr bestürzt; sein für das Wohl des Sachsenvolkes so warm schlagendes Herz, schon erfreut, zu seinem Vater einen Weg gefunden zu haben, auf dem es gelingen konnte, die künstlichen Schleier von dessen Augen zu entfernen und ihm einen klaren Blick in die das Land an den Abgrund gänzlichen Ruins führenden Uebelstände zu verschaffen, fühlte sich von dieser unerwarteten Wendung fast betäubt.

Brühl feierte im Stillen den Triumph, einen Sieg durch eine von seinem Gegner selbst gegebene Blöße errungen zu haben, einen Sieg, der in seinen Folgen von großer Wirkung sein mußte, denn er wußte, daß wenigstens für eine lange Zeit der Churprinz jede Einwirkung solcher Art bei dem König verloren habe.

Als Christian sich von dem üblen Eindrucke, den er empfangen, erholt hatte, rief er schmerzlich: „Alles vergebens! Gott bessere es!“

Indem er das Gemach verlassen wollte, bemerkte er Brühl, auf dessen Anwesenheit er ganz vergessen und welcher sich tief vor ihm verneigte.

„Brühl, ich möchte Euch beneiden,“ sprach Christian; „Eure Kunst hat meinem Herrn Vater das Herz gestohlen.“

„Ew. Königliche Hoheit belieben zu scherzen,“ antwortete der Premierminister mit der nur ihm eigenthümlichen Freundlichkeit; „dies mir gemachte Compliment erhalten sonst nur Damen von anerkannter Schönheit. Fräulein von Erffa darf sich wohl von Ew. königlichen Hoheit eines solchen rühmen, wie der Herr Geheimrath, ihr Vater, sich schmeicheln kann, in Ihnen einen Vertreter seiner Ansichten, und erlauben mir Ew. königl. Hoheit diese Aufrichtigkeit, seiner unversöhnlichen Gehässigkeit gegen mich gefunden zu haben.“

Mit abermaliger, tiefer Verneigung wollte sich der Premierminister durch die Thüre entfernen, welche der König zu seinem Austritt gewählt hatte.

Der Churprinz rief ihm zu: „Brühl, in Ihrer Hand ruht das Schicksal eines braven, treuen Volkes; vergessen Sie nicht, daß der Tag, an dem ich den väterlichen Thron besteige, der Tag Ihres Gerichtes ist.“

Brühl unterrichtete seinen Bundesgenossen Quarini von dem Vorgange, den wir eben geschildert. Der Jesuit, welcher sonst in der Regel auf Socken ging und seinen Feind nie von vorn angriff, erblickte große Gefahr von

Seiten des Prinzen kommen und rieth auf einen schnellen Versuch, den Geheimrath in Verwicklungen zu bringen, die denselben als einen des Verraths und Preußenfreundlichkeit verdächtigen Staatsdiener in königliche Ungnade stürzen müßten.

„Ew. Eminenz verlieren Kopf und Hut zugleich," entgegnete Brühl ironisch. „Wir würden uns nur selbst verwunden, wenn uns Beweise mangeln, den Geheimrath verrätherischer Verbindung zu zeihen; bis jetzt liegen noch keine vor. Auch dürfen wir nie vergessen, daß wir durch solch einen Handstreich, wie Sie, Hochwürdiger, anzudeuten belieben, den Prinzen auf den Kampfplatz rufen. Dies muß vermieden werden, um unserer selbst willen. Wer bürgt dafür, daß er einen günstigen Augenblick findet, wo Niemand bei dem Könige ist, um die gegen uns geführten Streiche abzupariren?"

Quarini sah das Triftige dieser Gründe ein und meinte: dann müsse man wenigstens darauf dringen, daß Fräulein von Erffa aus der Nähe der königlichen Kinder entfernt werde; die Königin habe schon davon gesprochen.

„Ums Himmelswillen nur diese Thorheit nicht!" rief Brühl. „Sie wissen nicht, was Trennung für ein gewaltiger Magnet für Liebende ist — dies Manöver würde Alles verderben. Nein, reden Sie es der Königin aus; ich beschwöre Sie, vermeiden wir jedes Aufsehen; es muß kein Donnerschlag sein, den wir führen; wie ein Dieb in der Nacht dürfen unsere Combinationen nur die überraschen, für die wir sie schmieden. Ich habe einen Plan; er

ist noch zu gestaltlos, zu sehr von Nebel verhüllt, um ihn klar und anschaulich vor Ihnen entfalten zu können. Gönnen Sie mir Zeit bis übermorgen und unterrichten Sie Ihro Majestät die Königin von meiner Ansicht, diese Angelegenheit, die ihr so schwere Sorge macht, so zart und subtil zu behandeln, daß eben unsre Einwirkung von Niemand geahnt und ein Geheimniß bleibe."

Ein paar Wochen später hatten die beiden Ehrenmänner eine Intrigue, in die die Königin allerdings einstimmte, da man ihr dieselbe in ganz anderem Lichte darzustellen gewußt und alles Unehrenhafte in der projectirten Ausführung derselben verschwiegen hatte, eingefädelt, das heißt, die dazu erforderlichen Mitwirkenden geworben.

Wenden wir uns wieder zu den Personen des Erffa'schen Hauses zurück.

Die Vormittagsstunden Guido's waren mehrstentheils dem Malen gewidmet, weil Fräulein Helene zu dieser Tageszeit für gewöhnlich zu Hause war; erst die Nachmittagsstunden und die Abendzeit widmete sie dem Kreise der königlichen Kinder. Der Souslieutenant hatte sich ein paar Wochen Urlaub genommen und brachte diese Zeit der Freiheit im Hause seines Stiefvaters zu, der sich im Ganzen nicht sehr um ihn bekümmerte und mit dem er nur zur Tischzeit zusammenzutreffen pflegte.

Der Geheimrath sagte zuweilen, wenn er sich über diesen jungen Offizier erbos't hatte:

„Ich begreife nicht, wie man diesen Putzkopf zum Lieutenant machen konnte; das Beste an ihm ist seine

Uniform mit den goldnen Schleifen und der wohleingeschwänzte Zopf, aber im Kopfe sieht es finster bei ihm aus und wäre er nicht ein geborner Freiherr, so hätte er gar nichts zur Welt gebracht, was ihm nur einigermaaßen einen Anstrich von Dinstinktion gäbe, denn aus sich selbst heraus kann er nichts machen, weil's ihm an allen Enden fehlt."

Die Geheimräthin hörte freilich dies Urtheil über ihren Sohn nicht, denn ihr Gemahl äußerte es nur gegen seinen alten Habakuk, der ihn schon auf den Armen herumgetragen hatte, als er noch ein Knäblein von kaum einigen Wochen gewesen; denn damals war Habakuk schon in Diensten bei des Geheimraths Vater und ward nach dessen Tode, gleichsam als mit zum Inventarium gehörend, auf diesen vererbt. Ueber die Harmonie zwischen Herr und Diener machte die Geheimräthin oft recht bittre Glossen. Der Habakuk war ihr ein Dorn im Auge. Freilich, einen so geschniegelten Lakai, wie sie jetzt Mode waren, stellte der alte Mann nicht vor, denn er sah eben nicht schön aus. Er hatte eine hohe Schulter, welcher Umstand, da Habakuk sich gehen ließ und nicht im mindesten eitel war, ihm eine etwas windschiefe Figur gab. Der Geheimrath bevorzugte seinen alten, erprobten Diener so sehr, daß er ihn nicht in Livree kleidete, was, wie die Geheimräthin sagte, nur aus Vorsorge geschähe, damit Herr und Diener nicht mitsamen ausgelacht würden. Der Habakuk war dagegen aber auch der Gnädigen spinnenfeind und brummte zuweilen vor sich hin:

„Der Herr hätte sich lieber einen Mühlstein an den Hals hängen lassen sollen, um Zeitlebens den als Denkzettel herumzuschleppen, als diese Jesabel heirathen — das war sein dümmster Streich.“

Auch der Herr Souslieutenant, der, als Marssohn, an große und schöne Figuren gewöhnt und selbst auf seine eigne, schlanke und schöne Gestalt stolz war, schleifte seinen Witz oft an Habakuk, welcher indeß von Subordination zu wenig Begriff hatte und dem „fürnehmen Junker“, wie er den jungen Offizier vorzugsweise titulirte, zuweilen in höchst verständlichen Redensarten bediente.

So war denn ein ewiges Gefecht unter diesen Bewohnern des Erffa'schen Hauses; nur Helene wußte sich durch ihr Benehmen so fern als möglich von jeder näheren Berührung mit den ihr feindlich gesinnten Verbündeten, der Stiefmutter und dem Stiefbruder, zu halten. Wenn eine Person im Hause, außer ihrem Vater, ihrer Liebe sich erfreute, so war es Habakuk, der gerade, wie bei dem Ersteren, auch bei ihr Kindeswärterdienste vertreten hatte. Mit welcher wahrhaft rührenden Zärtlichkeit hing der alte, gute Mann an seinem lieben Fräulein.

„Du mein Gott,“ sagte er zuweilen bekümmert zum Geheimrath, „wenn ich unser gutes Fräulein nur noch verheirathet sehen sollte; das wäre doch ein Trost für unser Einen und man könnte ruhig und in Frieden sterben.“

„Nun, Habakuk, mach Er sich darüber keine Angst, was sein soll, schickt sich.“

„I ja, schickt sich — gut gesagt, schickt sich aber auch,

was nicht sein soll, das steht wieder auf 'nem andern Blatte."

„Was Er nur immer für dummes Zeug schwatzt, Habakuk, ich meine, Er wird schwach im Kopfe."

„Ich mein's nicht; 's hat Alles seinen Schlüssel in der Welt, Herr Geheemderath."

„Was will Er denn nur mit seinem Schlüssel? Mache Er mir nur keine Flausen vor, Er alter Spaßmacher."

Der Habakuk schien sein altes Gesicht in einen künstlichen Faltenwurf zusammenlegen zu wollen, denn die Runzeln seiner Backen zogen sich neben einander, wie regelmäßige Ackerfurchen zusammen, so daß sein Gesicht ein ungemein spitzes Ansehen erhielt. Mit einem: „Na, ich bleibe schon einmal des Herrn Geheemderathes alter Spaßmacher," rieb sich Habakuk, wie er stets zu thun pflegte, wenn ihm etwas Sorge machte, hinter den Ohren.

Da diese Bemerkungen des Alten jedoch immer und immer wieder auftauchten, so ward Herr von Erffa endlich aufmerksam; er fühlte, daß etwas mehr dahinterliegen müsse, denn er kannte Habakuk zu gut, um zu wissen, daß derselbe nicht ohne Absicht stets wieder auf einen Gegenstand zurückkomme.

Es war ein paar Tage nach der Abreise der Majestäten und des Churprinzen Hoheit nach Warschau, als der Geheimrath, seiner Gewohnheit nach, in einer der bereits erwähnten Lauben auf dem Simse saß, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Das leise Singen der Glasglöck-

chen, die der Luftstrom in sanften Schwingungen erhielt, war so recht geeignet, in den Schlummer zu wiegen. Draußen lag die Mittagssonne im stillen, glänzenden Frieden auf den grünen Matten des reizenden Elbthales, Alles war so ruhig ringsumher, als wäre eine hohe Sabbathsfeier über die herrliche Landschaft gebreitet.

Herr von Erffa war schon halb im Einschlummern, als es ihm dünkte, Geräusch von Schritten zu hören, die endlich an der Laube still hielten. Durch das Gespatre derselben, wo die Blätter es nicht ganz deckten, bemerkte er, daß der Nahende Niemand anders, als sein Habakuk sei, der sich, da der Geheimrath in der Laube mit Willen sich nicht rührte, so still als möglich am Eingange ins Gras setzte und das alte Haupt in die Hand sinken ließ.

„Das muß was Außerordentliches sein, was den Habakuk so bekümmert," sagte der Geheimrath nach einer Weile, indem er den Alten beobachtet hatte, zu sich.

Es war auch auffallend; die Mittagsstrahlen waren heiß genug, um Kopfschmerzen zu verursachen und der alte Mensch achtete gar nicht darauf; er saß wie ein Steinbild bewegungslos.

„Aber, Habakuk, plagt Ihn der Henker? was schmort Er sich denn in der Sonne zur Mumie?" rief Herr von Erffa plötzlich von Innen heraus.

„Du mein Gott, ich denke der Herr Geheemderath schlafen so ganz allein für sich?" fragte Habakuk, der nicht schlecht zusammengefahren war im Schreck über die unerwartete Entdeckung seiner Person.

„Ich schlafe immer für mich allein, niemals für einen Andern," war die Antwort des Ersteren; „Er schwatzt doch immer dummes Zeug. Komm Er herein, die Sonne wirkt sonst zu stark auf Ihn — hier ist Schatten."

„Ach ja, ein sehr schöner Schatten," stimmte Habakuk bei.

„Setze Er sich hierher und sei Er nun still — oder hat Er mir etwa etwas zu sagen?"

Daß das Letztere der Fall war, stand auf Habakuks furchenreichem Gesichte, indeß antwortete er: „I ne, schlafen der Herr Geheemderath nur Ihren Partikel. Wenn's ja was wäre, könnnt's auch nachher geschehen."

„Er ist doch ein ganz unausstehlicher Flunkerer! da drückt Er und drückt, als wollt's Ihn erwürgen und denkt dabei, ein Anderer, der das mit ansieht, könne ruhig fortschlafen. Jetzt gleich mit der Sprache heraus, daß ich dann Ruhe habe."

„I, nu, ja — ja — ja freilich, wenn ich's nur so einzufädeln wüßte — 's ist was Vertraktes, wenn man nicht studirt hat, man findet sich da nicht aus drei Bäumen heraus," brummte Habakuk ganz verlegen vor sich hin.

„Ist es denn so was ganz Erschreckliches?" fragte Herr von Erffa erstaunt.

„Schreckliches? Das wohl gerade nicht, aber . . . erinnern sich der Herr Geheemderath wohl noch, wie Sie jung waren, so 'n Herr von zweiundzwanzig Jahren, ans schöne Bäcker-Evchen?"

„Habakuk, ich hoffe, daß Er meinen Mittagsschlaf

respectirt und nicht hergekommen ist, mich mit so dummen längst vergessenen Thorheiten zu ennuyren."

„Hm, damals ennuyrten sich der Herr Geheemderath doch nicht so sehr darüber," bemerkte der Alte und fragte dann: „Nicht wahr, wenn man nicht ganz ein Unchrist sein will, kann man über solche Jugendthorheiten nicht ganz den Stab brechen."

„Denkt ja auch kein vernünftiger Mensch daran. In der Jugend hat man heißes Blut und wenig Ueberlegung."

„Das ist mir recht lieb," redete Habakuk, „denn das Stück von solchen Jugendgeschichten spielt immer fort und mir ist recht bange dabei geworden, weil's gerade mich mit betrifft."

„Ihn?" rief der Geheimrath lachend, „dann ists aber gewiß keine Jugendgeschichte, vielmehr eine recht alte."

Indeß der Anflug von Heiterkeit, den Herr von Erffa über Habakuks närrische Ausdrucksweise geäußert, verwandelte sich bald in einen tiefen Ernst, den ein Zug von Wehmuth durchschimmerte. Habakuk erzählte ihm nämlich, daß an jenem Tage, als der Churprinz Abschied genommen, er ganz zufällig Zeuge geworden, wie zwischen diesem hohen Herrn und Fräulein Helene ein zärtliches Verhältniß bestehe. Helene habe viele Thränen vergossen und der Prinz sei in heftiger Aufregung gewesen, denn er habe ihn einigemale sagen hören: „Ach, das ist eine Last von Unglück!"

Der Umstand, daß Beide sich der Stelle im Garten, wo er sich ganz still verhalten, genähert hätten, habe ihn

veranlaßt, sich schleunigst zu entfernen, damit es nicht etwa so herauskäme, als wenn er ein Lauscher von Profession sei. Sogar die Schuhe habe er ausgezogen, um nur unbemerkt davon zu kommen. Bald nachher sei die Königliche Hoheit fortgeeilt; am Wege unten, wo es in die mittlere Berggasse hineingeht, habe sich der Prinz aber noch einmal nach dem Hause umgewendet, als ob er erwarte, daß Helene ihm nachschauen werde; das sei jedoch nicht der Fall gewesen, denn das Fräulein habe ganz versteckt in der Laube beim Springquell gesessen und still vor sich hingeweint. Der Herr Geheimrath werde sich wohl noch erinnern, daß Fräulein Helene über Kopfschmerzen geklagt und die zwei Tage, wo noch die königliche Familie in der Lößnitz verweilt, nicht das Haus verlassen habe. Den Morgen jedoch, wo die Majestäten abgereis't wären, da habe er aufgepaßt — das Fräulein wäre, ohne Jemand etwas zu sagen, auf den Sims hergegangen und als der große Zug von Equipagen die Straße lang hingerollt und endlich im Walde verschwunden sei, habe sie die Arme ihm nachgebreitet und wäre dann lange Zeit auf der Stelle stehen geblieben, die Hände vor's Gesicht geschlagen.

„Ja, Herr Geheemderath, das hat mir recht in der Seele wehe gethan,“ schloß der alte, ehrliche Habakuk; „habe unser liebes Fräulein mit erzogen und behütet, wie einen Augapfel und — jetzt muß so großes Leid über das arme Kind kommen. Daß es ein recht großes und schweres Leid sein muß, was auf ihr liegt, das habe ich wohl gesehen, denn ich stellte mich in die Gegend der Gartenthüre,

wo sie, vom Simse kommend, vorbei mußte. Sie sah mich nicht, ich aber sah sie. Du mein lieber Gott, das Herz ist mir altem Kerl schier gebrochen vor Kummer. Da hingen große Thränentropfen an ihren Wangen, wie gesäet, und sie sah ganz bleich aus, wie von einer schweren Krankheit befallen. Sehen der gute Herr Geheemderath wohl, 's trifft nicht immer ein: was sein soll, schickt sich — hier soll es nicht sein und hat sich doch geschickt."

Herr von Erffa hatte die lange, weitschweifige Erzählung Habakuks mit tiefer Ruhe angehört; mit dem Schlaf war es nun natürlich vorbei, denn welch ein Vaterherz wäre denn das gewesen, das jetzt ohne Sorgen hätte bleiben können?

Er ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und saß lange Zeit recht bekümmert da; endlich ermannte er sich, sah seinem alten Habakuk wehmüthig in die Augen und ihm die Hand drückend, sagte er:

„Er ist eine gute, treue Seele, dafür danke ich Ihm. Wir wollen von der Sache schweigen, wie vom tiefsten Geheimniß — hört Er? Auch Helene soll nicht erfahren, daß wir Beide etwas von ihrer Herzensangelegenheit wissen, das möchte sie ängsten. Sieht Er, Habakuk, ich habe den Glauben, es ist meine Tochter, sie weiß, was Ehre und Tugend von ihr fordern — sie kann wohl lieben, aber nie fallen — ich kenne mein Kind darauf. Also tiefes Schweigen über die Sache, Habakuk." —

Ja, mit dem Anzuge des Herbstes welkten auch die Herzensblüthen Helenens; eine tiefe, stille Trauer breitete

ihren zauberischen Reiz über ihre Schönheit. Es lag etwas ungemein Rührendes in ihrer anmuthigen Erscheinung, von welcher freilich der Nimbus der Heiterkeit abgestreift war, dafür ruhte der verklärende Hauch eines Wehs, in welches sich der Schimmer einer nur so großen und edlen Seele möglichen Freudigkeit mischte, auf ihrem Wesen.

Sie hatte entsagt ihrem stillen, verschwiegenen Liebesglücke. Entsagen ist bei so edlen Charakteren, als Helene, oft eine eben so große Seligkeit, als der Besitz für sie sein würde, nur ist der Ausdruck dieses hohen Bewußtseins ein anderer, als der des Besitzes, welchen wir ein materielles Glück nennen möchten.

Und Helene lebte und schwelgte in diesem Bewußtsein; der leise Hang zur Schwärmerei, der zuweilen bei ihr hervortrat, führte sie in eine ideale Welt, die so sehr mit ihren Neigungen übereinstimmte.

Sie hatte entsagt. Als der Churprinz, der öfterer während seiner Anwesenheit in der Lößnitz das Haus ihres Vaters besuchte, die Gelegenheit ergriff, wo er mit ihr allein war, entlud sich der Groll, den er über die Ränkeschmiede, welche in der Gunst des Hofes sich sonnten, in der Seele trug, denn sie waren seine Gegner. Er verhehlte die vergeblichen Kämpfe gegen sie nicht.

„Warum erwähnen Ew. Königliche Hoheit nicht der bereits in Gang gebrachten Unterhandlungen hinsichtlich Ihrer Vermählung mit der Prinzeß Maria Antonie?“ fragte Fräulein von Erffa.

„Das kannst Du fragen, Helene — Du, die meines Herzens Wünsche kennt?“ entgegnete Christian voll Vorwurf. „Was blickst Du zu Boden? Sieh mir ins Auge, Helene — Du kannst es nicht, weil Du gleich fühlst mit mir, weil Du mich liebst, wie ich Dich liebe. Ja, man will mich verhandeln, ohne auf mein Herz nur irgend eine Rücksicht zu nehmen. Sage Niemand, daß Fürsten glücklich sind. Und Du, Helene, kannst so kalt, mit höfischer Höflichkeit fragen, warum ich nicht der Fesseln gedenke, die man mir anlegen will! O, dieser Spott verwundet tief — Du hättest mir diese Erinnerung ersparen sollen.“

Wie schmerzlich griff dieser Vorwurf Helenen an's Herz! Ach, in diesem Moment hätte sie vor ihm niederfallen und ihn um Vergebung anflehen können; aber sie kämpfte das heiße Gefühl gewaltsam nieder — sie mußte, wollte sie in seinem Herzen sich ein Andenken gründen, das ihn an eine reine, unbefleckte Neigung, die er seiner hohen Stellung zum Opfer zu bringen gezwungen war, erinnern und gleichsam als treuen Begleiter durch's Leben folgen sollte, jede Hoffnung zwischen ihm und sich zerreißen — das war ihre Pflicht, das der höchste Ausdruck ihrer Liebe. Sie sagte ihm Alles, was darüber zu sagen war. Er stand vor ihr, wie ein aus dem Himmel Gestürzter, es fehlte ihm an Worten, seinen Schreck auszusprechen, dieser Moment erschien ihm als Scheidepunkt zwischen Herz und Welt und er fand nur in dem einzigen Ausdruck: das

ist ein Unglück! eine schwache Andeutung seines großen und tiefen Schmerzes.

„Und so leicht wird es Dir, Helene, dem schuldlosen, stillen Glücke unsrer Liebe zu entsagen? So sehr leicht, daß Du Alles mit so großer Ruhe sagen kannst? Ach, ich habe mein warmes Herz an eine kalte Heilige gehangen — und sie zerdrückt es, weil — es sein muß. Lebe wohl! — lebe wohl! Du hast recht, vergessen wird mein Glück sein — ich will dieses Glück erhaschen — lebe wohl!“

Er eilte fort. Helene blieb regungslos stehen. Was sie jetzt empfand, war nicht ganz klar vor ihren Sinnen; sie hatte nur das dumpfe Gefühl, daß hinter ihr eine Welt, die ihrige, mit all den Freuden des seligen Bewußtseins, geliebt zu werden und wieder zu lieben, in einen Abgrund von unermessener Tiefe versank. Als sie aus dieser Betäubung wieder zu sich kam, war Alles still um sie, kein Lüftchen bewegte sich. Sie mußte nachdenken, ob denn Alles wahr sei, und wie durch die Kraft der Erinnerung wieder das Erlebte oder Durchlebte vor sie hintrat, da kam auch neues, reges Leben in ihr Herz und der heilige Thau der Thränen entquoll ihren schönen Augen.

„Geschieden!“ sagte sie leise; „ich bin geschieden von ihm!“

Im Schatten der Laube am Springquell verbarg sie sich; der Nachhall ihres Wehes mußte erst verklingen, ehe sie wieder unter Menschen treten konnte, die nichts ahnten von dem Ereigniß dieser Stunde, wo sie ein Selbst-

opfer gebracht hatte, die nicht die Größe dieses Opfer begriffen haben würden.

Und wie es ruhiger in ihr wurde, das Toben des ersten Gefühlssturmes sich sänftigte, da ward es in ihr allmälig zur lebendigen Anschauung, zur unwiderlegbarsten Ueberzeugung, daß nur eine solche Scheidung zwischen ihm und ihr die Frucht tragen konnte, die sie mußte, wenn nicht er ein Verbrechen in seinem Herzen nähren sollte, welches letztere ja bald mit den unauflöslichen Banden des katholischen Ehesacramentes an eine ihm ebenbürtige Gemahlin auf Lebenslang verknüpft werden sollte.

Helene beschloß, den Prinzen vor seiner Abreise nach Polen nicht wiedersehen zu wollen und blieb unter dem Vorwande eines Unwohlseins zu Hause. Sie war sich zu gut bewußt, daß Christian, in wie großer Aufregung er auch sie verlassen hatte, durch ihren Anblick schnell wieder zu ihr sich gezogen fühlen würde. Dies mußte vermieden werden. Diese paar Tage waren Tage der Seelenqual für sie, weil sie mit sich selber in Zwiespalt war. Sie wünschte, der Prinz möge, seines eignen Glückes, seiner Ruhe willen, sie für kalt, gefühllos halten, sich von ihr ganz abwenden, dann war Alles erreicht, was erreicht werden mußte, oder vielmehr, wonach sie gestrebt hatte, und doch wieder im Grunde ihres Herzens lebte der stille Wunsch auf, er möge sie nicht vergessen, möge, zu ruhiger Ueberlegung gekommen, die Größe ihres Opfers erkennen und an sie mit dem Gefühle eines treuen, wahren Freundes gedenken.

Aber dieser Seelenkampf wob, wie wir erwähnt, den Schleier einer stillen Trauer über ihre Erscheinung. Guido kam in das gräflich Erffa'sche Haus. Für einen so jungen Mann konnte ein Wesen, wie Helene, nicht ohne einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen bleiben. Seine Blicke für sie trugen das Gemisch der Bewunderung und des Wohllautes der Empfindung, welche durch ihre Nähe in ihm hervorgerufen wurde. Wie schön war sie! nicht so, wie die stolz einherrauschenden Frauen des Hofes, die er bis jetzt hatte kennen lernen, nein, es war eine andere, sein Herz tief berührende Schönheit, die sie schmückte — eine Schönheit, die den Zauber eines Geheimnisses für sich hatte. Dies Geheimniß bestand in der stillen Trauer Helenens.

Und wie wohlthuend berührte ihn die Bemerkung, daß Fräulein von Erffa sich ihm freundlich zeigte, daß sie oft ein Gespräch mit ihm anknüpfte und ihm gern zuzuhören schien. Er setzte das auf Rechnung des Eindruckes, den er auf sie bewirkt; die Selbstliebe des jungen Künstlers verlor sich da auf Abwege, die ihn in ein Labyrinth von Täuschungen führten. Er ahnte nicht, daß es nur seine Stimme war, welche, die größte Aehnlichkeit mit der des Churprinzen tragend, Fräulein von Erffa für ihn einnahm. Ja, Helene glaubte oft Christian sprechen zu hören, vorzüglich wenn Guido in Wärme gerieth. Das brachte Beide einander näher.

Guido hatte übrigens ihr, ohne daß er es nur ahnte, eine Wohlthat erzeigt, die einen großen und wesentlichen

Einfluß auf ihre Gemüthsstimmung übte. Er erzählte ihr nämlich bei Gelegenheit, daß der Churprinz ihm den Auftrag ertheilt habe, sein Portrait in Miniatur auf Elfenbein und zwar in Größe eines Medaillons zu kopiren.

„Den Eifer, mit dem Sr. königliche Hoheit mir diesen Auftrag ertheilten, ließ mich darauf schließen, daß das Miniaturbild einen geliebten Gegenstand, jedenfalls Höchstdessen Braut, bestimmt sein muß,“ endete Guido seine Erzählung.

Auf Helenens scheinbar gleichgiltig hingeworfene Frage: wann der Churprinz diese Bestellung angeordnet? ward ihr die Antwort: es sei am letzten Tage vor seiner Abreise nach Warschau geschehen. Wie mußte Helene sich gewaltsam zurückhalten, um ihre Empfindungen, die aus der Tiefe ihrer Brust, wie loser Brand, aufschlagende Freude nicht sichtbar werden zu lassen! Sie fühlte, für wen das Medaillon-Portrait bestimmt sei, ihr Herz sagte es ihr.

Sie erblickte darin ein Zeichen, daß Christian ihr Bestreben, ihm die vollkommene Gemüthsruhe durch die Scheidung zwischen ihm und sich wieder zu geben, erkannt habe und eben durch das beabsichtigte Andenken — denn was hätte ein Medaillonportrait anders andeuten sollen? — seine Uebereinstimmung mit ihr ausdrücken wolle, wie für die Zukunft ihr beiderseitiges Glück nur noch in der Erinnerung bestehen dürfe. Der Gedanke, daß diese Erkenntniß ihn zum Glücke führen werde, gab ihr ein fast stolzes Bewußtsein; ihr Herz ward stark und groß unter diesem

Eindrucke — sie hatte einen schönen, herrlichen Sieg erkämpft, einen Sieg, den die Welt zwar nicht schaute, der aber sie in sich selbst stärkte und erhob. So war ihr Guido lieb, als ein Mittelglied des Bundes zwischen Christian und ihr.

Die stille Trauer, welche sich gleich einem feinen, durchsichtigen Schleier über ihr ganzes Wesen breitete, gewann nun den Ausdruck einer tief im Innersten sich bergenden, liebgewordenen Neigung.

„Ja, es ist unmöglich, die Erinnerung zu tödten," sagte sie zu sich; „aber es ist nicht unmöglich, sie zu schwächen und so das Herz zur Aufnahme neuer Eindrücke fähig zu machen. Er wird glücklich werden an der Seite seiner Gemahlin, so glücklich, wie sein edler Charakter es so sehr verdient — auch ich werde dies Glück der Ruhe finden und dann zurückschauen auf den Kampf zwischen Lieben und Entsagen mit Freudigkeit."

Eines Abends, die Sonne neigte sich schon in Westen, führte Fräulein von Erffa die beiden jüngsten Prinzessinnen, mit denen sie, begleitet von einem Lakai, einen Spaziergang auf die Berge gemacht und bei der Rückkehr auf eine kurze Weile in ihr väterliches Haus eingetreten war, da die kleinen Hoheiten Sehnsucht nach einem Glase Wasser äußerten, zurück nach der Hoflößnitz. Guido, der einen Spaziergang in den Grund und von da nach dem Spitzhaus machen wollte, bat um die Erlaubniß, Fräulein von Erffa und ihre Pflegbefohlenen begleiten zu dürfen.

Der Abend war prachtvoll. Helene, die einige Un-

terhaltung mit Guido gepflogen, war etwas schneller vorausgeeilt, denn die Prinzessinnen, voller Leben und Lust, hüpften bald da, bald dorthin zwischen den Weinbergsgrundstücken, um Blumen zu pflücken.

Guido's Blick war Helenen gefolgt. Ha, wie schön war sie, wie graciös ihre Haltung! gleich einer Engelsgestalt schwebte sie in den blendend-weißen, weitfaltigen Gewändern über den grünen Rasen hin.

Der Weg bog in die mittle Berggasse ein. Hier war der letzte Punkt von wo aus sich dem Auge der volle, üppige Reichthum der reizenden Landschaft zur Schau bot. An den Rändern des Horizontes wob bereits feiner, bläulicher Duft ein Vermählungsblau zwischen Himmel und Erde, die Fernsichten allmälig verschleiernd. Die Sonne warf ihre Lichter dagegen noch in breiten Massen in die Thalebene und helles Gefunkel glitzerte am Saume des Forstes, der sich von Dresden her als ein tiefnächtlicher, breiter Streifen bis in das Herz der lachenden Aue zog, die riesigen Stämme vergoldend. Und weiter hinaus, gleich einer auf grünen Matten ruhenden, schweren Silberader, wand sich der Elbstrom durch das lichte Bild, während dessen jenseitigen Höhen schon einen tieferen Farbenton trugen.

Guido hatte es nicht bemerkt, daß Fräulein von Erffa stehen geblieben war, um die zaubrische Schönheit der im Abendglanze ruhenden Landschaft anzuschauen. Er stieß fast an die junge Dame an und bat erschrocken um Verzeihung.

„Ist es möglich, daß sich der Herr einem so fesselnden Nachdenken hingeben können, während solche Pracht sich Ihren Blicken bietet?“ fragte Helene mit leisem Vorwurf. „Haben Sie kein Herz für solche Schönheit?“

„Das gnädige Fräulein würden mir sehr Unrecht thun, wenn Sie mich einer unempfänglichen Seele zeihen wollten,“ entgegnete Guido; „dürfte es nicht im Gegentheil möglich sein, daß eben die Schönheit Stimmungen in uns hervorruft, die wir nicht beherrschen können?“

„Stimmungen?“ wiederholte Helene; „ach ja, Sie haben recht — Niemand ist seiner Stimmungen Herr. Das sind Klänge, die aus unserm innersten Wesen heraus sich Bahn brechen und uns wie feiner, leichter Nebel verhüllen. Wähnen Sie nicht, Herr Renner, daß ich Sie durch die an Sie gerichtete Frage verletzen wollte, es ist nicht meine Art, irgend Jemand weh zu thun. Es fiel mir nur auf, daß ein so junger, für die Lust des Lebens geschaffener Mann einem so tiefen Nachdenken sich hinzugeben vermag.“

Guido zögerte einige Augenblicke, dann fragte er leise, als fürchtete er sie zu beleidigen:

„Darf ich aufrichtig sein und dem gnädigen Fräulein gestehen, welcher Art das Nachdenken war, das mich fesselte?“

Helene entgegnete lächelnd:

„Ein kleines Geheimniß wohl? Der Herr scheint auf die Neugier meines Geschlechts zu rechnen — nun, ich will Ihnen diese Freude nicht verderben.“

„Mein Nachdenken war ernster Art,“ antwortete Guido; „ich sann eben nach, welche Ursache es sein müsse, die über ein so herrliches Frauenbild, als das gnädige Fräulein sind, die Stimmung oder den Ton einer Trauer breitet, welche ......“

„Sie sind im Irrthum,“ unterbrach ihn Fräulein von Erffa rasch, während ein tieferes Roth ihre Wangen überflog. „Ich fühle keine Trauer in mir — welche Veranlassung sollte ich dazu haben?“

„Dann muß ich um Vergebung bitten, ich täuschte mich.“

„Sie sehen am eigenen Beispiele, daß man ein recht guter Portraitmaler und doch über den Ausdruck der Gesichtszüge in Irrthum sein kann,“ redete Fräulein von Erffa. „Malen Sie mich ja nicht traurig — nein, nein, recht heiter, recht vergnügt. Ich liebe die Fröhlichkeit, gewiß, ich liebe sie recht sehr.“

Helene eilte nach diesen Worten ihren kleinen Pflegebefohlenen nach, die weit voraus waren und die Wegräume um ihre schönsten Blumen plünderten. In der Eile, mit welcher sie die beiden Prinzessinnen an die Hand nahm und rasch den Weg nach dem Hoflößnitzgebäude verfolgte, fühlte Guido ihr Bestreben heraus, ihm zu entweichen. Er sah ihr nach, bis sie seinem Blicke verschwunden war.

Dieses kurze Gespräch war für Guido ein reicher Stoff zum Nachdenken. Daß er sich nicht geirrt, als er den Hauch einer Trauer als Verhüllung ihrer schönen

Erscheinung erkannte, ward ihm klar durch die Hast, mit welcher sie ihn widersprochen und das Gegentheil ihm einreden wollte.

Von diesem Moment an fühlte er sich unwiderstehlich zu Helenen gezogen; der Zauber ihrer trauernden Schönheit fesselte ihn und er empfand eine ungewöhnliche, lebhafte Bewegung in seinem Herzen, als walle da das ein- und ausströmende Blut rascher als sonst.

Die Liebe bedarf nur eines günstigen Augenblicks, um als ein wunderbar aufschießendes Saamenkorn ihre Blüthe zu treiben. Guido liebte Fräulein von Erffa und jeder neue Tag steigerte diese durch den Zwang der Convenienz gewaltsam unterdrückte Neigung bald zur glühendsten Leidenschaft.

Der Geheimrath stand, als einer der heftigsten Gegner Brühls, mit Leuten in freundschaftlicher Beziehung, die ganz so wie er dachten und daher, wie sich von selbst versteht, auch denselben gründlichen Haß gegen den Premierminister bei jeder Gelegenheit zur Geltung brachten. Unter diesen Leuten war der seiner Praxis entsetzte Advokat Riedel einer derjenigen, deren Bekanntschaft mit Herrn von Erffa schon seit ihren beiderseitigen zu Wittenberg und Leipzig verlebten Universitätsjahren datirte. Riedel hatte, als armer Student, damals Herrn von Erffa so manche

Dienste erwiesen und des Letzteren Dankbarkeit beschränkte sich nicht auf Unterstützung seines armen Commilitonen, sondern er gab demselben auch mehrfache Beweise einer Freundschaft, die nicht, wie es so oft der Fall zu sein pflegt, mit den lustigen Burschenjahren zu Grabe ging. Sie waren Beide zu Männern geworden; der Geheimrath wandelte auf der Bahn aller Derer, die, vom Glück begünstigt und getragen vom Geburtsrechte seines alten Adels, eine ansehnliche Stellung errang, während Riedel, durch nichts, nicht einmal durch ein gefälliges Aeußere, gehoben, die Laufbahn eines Advokaten betrat, die ihm indeß eine sehr dornenreiche wurde, da er, ein Mann von schroffer Ehrlichkeit, nicht verstand, das Recht als eine melkende Kuh zu betrachten und unter schönen, glatten, wohlklingenden Redensarten es zu drehen und zu wenden. Riedels Eisenkopf vermochte nicht, sich dem Schlendrian zu fügen, der in der juristischen Welt damaliger Zeit seinen Glanzpunkt erreicht hatte; er trat heftig gegen die alteingewurzelten Mißbräuche auf; man fürchtete, man haßte ihn; er blieb daher ein armer Mann, während alle seine Collegen sich schnell in die Höhe, oder wenigstens zum Wohlstande brachten. Die Ueberzeugung, daß er ein Sämann sei, der umsonst die Fruchtkörner für eine bessere Aera ausstreue und dabei die Aussicht habe, zu verhungern, warf in sein Herz eine Bitterkeit, welche das Uebel vollends verschlimmerte. Sein heller Geist sah ein, daß das Beispiel von Oben, die Bestechlichkeit, die Unredlichkeit, die Sucht, zu erwerben, jede mögliche Besserung der Uebelstände ver-

hindere, daß unter der Verwaltung eines Ministers, dem jedes Recht feil war, wenn es nur mit Gold aufgewogen wurde, gar nicht an eine Hebung des so tief zum willigen, augenverdrehenden Diener herabgesunkenen Rechtszustandes zu denken sei, und im edlen Grimm griff er das Uebel an der Wurzel an, das heißt, er trat als offener, furchtloser Gegner Brühls auf. Im Stillen freuten sich wohl Viele über seinen Muth, aber laut wagte es Niemand, ihm beizustehen. Der Umgang mit diesem Manne des Rechtes galt als verpönt und die Entsetzung von seiner Praxis war nur eine ganz natürliche Folge des Hasses seines allmächtigen Gegners. Unter der Hand ward ihm beiläufig angedeutet, daß dem ersten Schritte auch bald der zweite folgen dürfe, wenn er nicht für klüger erachte, zu schweigen. Landesverweisung eines den Plänen Brühls entgegen Arbeitenden und seine schandbare Landesverwaltung an's Tageslicht Ziehenden war nichts Unerhörtes, und Jedermann wußte, daß schon mehrere rechtschaffene Männer das Weite hatten suchen müssen oder gar mit Steckbriefen, wie Verbrecher, verfolgt worden waren.

Auffallenderweise verstummte jetzt Riedel. Warum? fragte man sich. Er ist zugänglicher geworden, sagten Einige; Andere meinten wieder: weil der Mann sieben Kinder habe, sei ihm der Muth gefallen, einen Gegner zu bekämpfen, gegen den man schon verloren sein mußte, wenn man ihm nicht eine seiner ebenbürtige Macht entgegensetzen konnte. Und wer hätte das wohl vermocht?

Wir finden den Advokaten ohne Praxis, der jetzt, um

seine zahlreiche Familie zu ernähren, sich der Winkeladvokatur und, in Ermangelung derselben, sogar der Lohnschreiberei gewidmet hatte und in der Stille kleine Unterstützungen von Vaterlandsfreunden empfing, bei Herrn von Erffa. Beide waren in eifrigem Gespräche begriffen.

„Nehmt Euch nur in Acht, Riedel,“ sagte der Geheimrath warnend; „diese Gesellschaft paßt Euch auf und wo sie Euch auf einem fahlen Pferde findet, seid Ihr der Gelieferte.“

„Nun, man muß das riskiren,“ antwortete Jener. „Und ich bin der Mann dazu, verlaßt Euch darauf, Geheimrath.“

„Ja, ja, ich trau's Euch zu; aber Eure Familie — habt Ihr die ganz vergessen?“

„Seht, da trefft Ihr mitten hinein in meines Herzens wunden Fleck,“ sagte der Advokat mit dicht gerunzelter Stirne. „Ich habe die Kinder so lieb und mein Weib, das gute Annel, ist mir an's Herz gewachsen. Sie tragen Alle ruhig mit mir, was auf mir liegt. Ich versichere Euch, Geheimrath, manchmal schon war Schmalhans bei mir Küchenmeister und ein kleines Zweigroschenbrot galt als Leckerbissen in unsrer Haushaltung; die Kinder kriegten ein wenig Salz auf ihre trocknen Schnitten und gingen so zu Bett. Aber da ist kein Vorwurf von meinem Annel als Zuspeise für mich abgefallen, nicht ein Wort, nicht ein Blick von ihr hat mich gekränkt. Das greift ein. Wenn ichs vermöchte, mein Blut in Gold zu verwandeln, um mein Weib, meine lieben Kinder vor aller

Noth zu schützen — auch der letzte Blutstropfen müßte hin."

„Und doch wollt Ihr auf Euerm Kopf beharren und gegen Brühl ankämpfen? Mann, ich bitte Euch um Gotteswillen, laßt ab davon!" rief Herr von Erffa.

Eine gewaltige Erschütterung zitterte in Riedels Gesicht, seine Brust wogte von schweren Athemzügen. Er schwieg eine Weile, dann ergriff er des Geheimraths Hand mit großer Leidenschaftlichkeit und entgegnete:

„Kann ich es denn? Nein, nein, ich kann es nicht, sage ich Euch. Es treibt und drängt mich, als wären die höllischen Legionen hinter mir und jagten mich zum Ziele. Das ist mein Schicksal, daß ich vollbringen muß, wovor Andere zurückschrecken. Ihr meint's gut mit mir, Geheimrath, ich kenne Euch, aber Ihr kennt auch mich. Seht nur, wie verschwindet mein und der Meinigen armseliges Dasein vor dem Gedanken an die hunderttausendmal größere Familie unsers sächsischen Volkes. Es hat einen Vormund, der es aussaugt, seinen Schweiß erpreßt, aus seinen Thränen Geld münzt — ha, denkt das — das! was ist dagegen eine kleine Familie von neun Personen? nichts, gar nichts! Nieder mit dem Elenden, der an dieser großen Familie zum Räuber an Gut und Blut geworden, nieder mit ihm! Und ich will mit beitragen, ihn zu entlarven, ich muß es. Ha, wie möchte ich in der letzten Stunde vor mir selber bestehen, wenn ich mir sagen müßte: du hast gelebt, um dich zu nähren wie ein Thier, stirbst auch wie ein Thier — dein

ganzes Dasein drehte sich um ein einzig Kapitel, um den Fraß, um den Magen. Nein, ich will dereinst sterben als Mensch, mit dem Bewußtsein, ein Kämpfer für's Recht gewesen zu sein, für Menschenrecht, für Volksrecht. Seht, Geheimrath, das ist mein Palladium, mein Allerheiligstes, meine Religion — und mag auch die Welt mich aberwitzig nennen, nun, ihr steht's frei, zu segnen oder zu verlachen."

Das Antlitz des Mannes war braunroth in der Gluth dieser Aufwallung geworden; seine gedrungene Gestalt schien zu wachsen unter der Leidenschaft, die ihn so heftig bewegte.

„Ihr seid ein Stein," sagte Herr von Erffa, „aber ein Edelstein."

„Lobt mich nicht," entgegnete Riedel, „Jeder folgt seiner innern Stimme."

Ein langes Schweigen waltete nun unter beiden Männern, bis der Geheimrath es mit der Frage unterbrach:

„Sagtet Ihr mir nicht, Riedel, Ihr wäret einer sauberen Geschichte auf der Spur? — ich verstand Euch wenigstens so."

„Ganz recht, ich sagte so und will's Euch mittheilen; denn unter uns, ich denke, das giebt ein gut Gespinnst gegen den rechtschaffenen Herrn Reichsgrafen von Brühl, der immerdar so schuldlos thut, als hätte er nie ein Wässerlein getrübt. Entsinnt Ihr Euch noch, als wir

zu Leipzig den Wissenschaften oblagen, eines Kaufmannes, Namens Benjamin Jacobi, in der Katharinenstraße?"

„Ist mir wohl so, als hätte ich den Namen schon gehört, aber mit Gewißheit möcht' ich's nicht verbürgen."

„Nun, 's dürfte Euch wohl in's Gedächtniß kommen, wenn ich Euch daran erinnere, daß des Jacobi's Töchterlein, sein einzig Kind und Augenstern, zugleich der Juwel unter allen schönen Leipzigerinnen war und nicht selten der Gegenstand zärtlicher Serenaden, die unsere Commilitonen zur stillen Nachtzeit brachten. In Wahrheit, solch ein wunderlieblich Frauenbild mag nicht so leicht wieder gefunden werden im heiligen deutschen Reiche, als Angelika Jacobi, des Kaufherrn Tochter. Ich bin nie ein Schwärmer gewesen für's Weibergeschlecht; aber ich schwör's Euch zu, wenn mich Angelika's sanfte, lichtblaue Augen angelächelt hätten, wär's bei mir auch zum streitigen Punkt geworden mit der Schwärmerei."

„Jetzt entsinne ich mich," sagte Herr von Erffa; „Angelika! der Name bringt mich auf die Erinnerung."

„Nun, seht Ihr, ich sagt's ja. Wenn ich mehr über die schöne Angelika weiß, so setzt es der Nachbarschaft auf die Rechnung, denn ich wohnte neben ihres Vaters Hause, bei der Witwe Conrad, die an zwei arme Studenten Freitische und, aus wahrhafter Barmherzigkeit für die geldlosen Musensöhne, auch zwei Freiwohnungen spendete. Eins dieser glücklichen Loose war mir zugefallen. Zu Frau Conrad kam zuweilen die schöne Angelika Jacobi herüber, und hier lernte ich sie kennen, das heißt, ich sah

sie — wahrhaftig, ein Engel in Menschengestalt. Der Vater, sagte Frau Conrad, wäre ein finsterer, strenger Mann, der seine Tochter aber über Alles liebe. Ich habe ihn damals auch gesehen; er gefiel mir freilich nicht so, als sein Töchterlein und ich begriff nicht, wie's möglich sei, daß ein solcher Mann, dem's auf der Stirn wie Gewitter saß, solch ein liebreizendes Kind haben könne. Es hieß, er scharre so viel als möglich zusammen und sei ein Knickebein. Der Geiz ist Leidenschaft, wie die Habsucht und eins so schlecht als das andere. Ich weiß nur, wenn wir Studenten bei seinem Hause vorbeigingen und er stand vor der Thüre seiner Schreibstube, schaute er uns an wie ein böser Hund, der drunter hineinfahren und reine Wirthschaft machen will. Er konnte uns Studenten nicht wohl vertragen, weil Einer so keck gewesen, in lustiger Weinlaune im Rathskeller öffentlich zu ihm zu sagen: „He, Philistäer, gieb mir Dein schönes Töchterlein und einige Deiner Säcke voll Species und Guldenstücke zur Mitgift und Du hast die Ehre, der Schwiegerpapa eines flotten Musensohns zu werden, eine Ehre, die Du zu schätzen wissen wirst." Die lustigen, im Rausche gesprochenen Worte trug der stolze Kaufherr allen Studenten, ohne Ausnahme, nach und war nie mit seiner schönen Angelika bei einem Ehrentanze auf dem Rathhause zu sehen, weil die Studentenschaft mit dazu eingeladen war. Darüber kam ich von Leipzig weg; meine Zeit war um und das trockene Philisterleben fing an, sein Gespinnst um mich zu legen. Ich vergaß der schönen Angelika und

der Leipziger Jungemägde, die, so nett und zierlich, der Musenstadt im Gedächtniß des tugendhaftesten Studenten ein freundlich Andenken zu erwerben wissen."

Riedel machte in seiner Erzählung eine Pause und fuhr dann fort:

„Einige zwanzig Jahre lagen seit der Zeit meines Studentenlebens und dem Wiedersehen Leipzigs und ich erinnerte mich erst, daß ich aus der fröhlichen Zeit ganz herausgewachsen, als ein Ellbogenstoß in die Seite mir deutlich machte, daß die breiten Steine (Trottoirs) immer noch, wie damals, zum unbestrittenen Pfade der Musensöhne gehörten. Das Geschäft, das mich nach Leipzig führte, konnte daselbst nicht zum Abschluß gebracht werden und ich sah zu dessen Bewerkstelligung mich genöthigt, eine Reise in die Gegend Naumburgs zu machen; vorher aber suchte ich Frau Conrad auf. Die Gute war zum alten Mütterchen geworden, welches sich anfänglich auf mich gar nicht besinnen konnte; aber als endlich die Erinnerung frisch und lebendig vor sie hintrat, da wurde sie gesprächig und konnte sich über die beispiellose Möglichkeit kaum satt wundern, daß ich so lange Jahre hätte leben können, ohne Leipzig zu besuchen. Alles aus jener Zeit wurde besprochen und, wie sich von selbst versteht, auch die Erinnerung an die schöne Angelika kam an die Reihe. „Ei, das ist ein sonderbares Ding um die Geschichte mit der Angelika Jacobi," sagte mir die alte Frau. „Wir haben hier doch dicht nebenan gewohnt und wissen bis heute nichts Genaues darum. Der Name ist ganz aus=

gestorben in Leipzig; es ging auch wunderlich genug zu mit dem Verfall der Familie. Da sollte die Tochter, nach des Vaters Willen, Einen aus Italien heirathen, der, wie man sagte, ihm bei Gelegenheit einer Reise das Leben gerettet habe. 'S war 'n hübscher Mann, ich habe ihn gesehen; freilich, er sah schwarzbraun und sehr ernsthaft aus. Die Verlobung sollte bald gehalten werden. Angelika kam, wie sie ja zuweilen zu thun pflegte, kurz vorher zu mir herüber und war so wunderlich in ihren Reden, daß ich gar nicht aus ihr klug werden konnte; aber das sah ich wohl, von einem Glücke bei der Heirath mit dem Italiener war für sie nicht die Rede. Als sie fortging, war sie sehr aufgeregt, fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und wie ich sie tröstete, es werde Alles besser gehen, als sie denke, sagte sie mit sonderbarem Tone: „Ja, es wird besser gehen, wenn ich nur Muth habe." Ich begriff nicht, wie sie das meinte, sie aber fiel mir um den Hals und bat: „Was auch die Leute von mir sagen mögen, denkt nur das Beste, liebe Frau Nachbarin, vergeßt das nicht." So ging sie fort von mir. Am andern Morgen, als die Magd die Stube auskehrte, legte sie mir ein zierlich Briefchen auf den Tisch, das sie unterm Sopha gefunden; sie meinte, es gehöre mein. Als ich es durchgelesen, sah ich wohl, daß es an Angelika gerichtet sei. Aus dem Briefchen wurde mir's klar, warum sich Angelika so unglücklich bei dem Gedanken fühlte, des Italieners Weib zu werden. Ihr Herz gehörte einem Andern, der sie bei Himmel und Erde

beschwor, seinem Rathe zu folgen. Was das für ein Rath war, stand nicht in dem Briefchen, aber ein paar Stunden später konnte ich mir ihn wohl denken; es verbreitete sich nämlich schnell die Nachricht, daß im Jacobi'schen Hause Schreck und Angst herrsche, denn des Kaufherrn Töchterlein sei nirgends zu finden. Ja, Angelika war entflohen mit einem Liebsten. Ihr Vater war schier wahnsinnig und ihr Künftiger, der Italiener, schwur hoch und theuer, sie aufzusuchen und wenn er bis an's Ende der Welt wandern müsse. Ob man ihren Aufenthalt entdeckt oder nicht, wer kann's behaupten? die Sache verhüllte sich in ein Geheimniß, das auch bis heutigen Tag den Leipzigern eins geblieben ist. Aber das Unglück schien über den Kaufherrn zusammenzustürzen, denn ein halb Jahr später wurde er in Haft gebracht; es hieß damals, er habe Theil genommen an einem schweren Verbrechen. Was mit ihm geworden, weiß auch Niemand mit Sicherheit; man sagt, er sei auf Lebenslang zum Zuchthause verurtheilt. Der Name Jacobi erlosch unter der Liste der Leipziger Kaufherrn."

„— Ei, Frau Conrad, Sie hat ja den Schlüssel zu dem Geheimniß mit Angelika in Händen gehabt, warum hat Sie ihn nicht benützt? sagte ich. Die gute Alte verstand mich nicht eher, als bis ich ihr erklärte, daß ich das Briefchen meine, welches Angelika bei ihr verloren.

„Die Frau entgegnete mir darauf, daß sie, ihrer Reputation wegen, durchaus gegen Niemand etwas von dem Funde ihrer Magd gesagt habe; denn, setzte sie hinzu,

— es würden sich Lästermäuler genug gefunden haben, die da ausgesprengt hätten, ich sei in dem Complott mit verwickelt. Nein, behüt mich Gott vor solcher üblen Nachrede.

„Ich bemerkte ihr darauf, daß aus dem Briefe sich doch jedenfalls eine, wenn auch noch so geringe Spur zur Entdeckung desjenigen hätte auffinden lassen, mit dem Angelika entflohen.

„Sie antwortete mir, daß nur der Vorname Heinrich unterzeichnet gewesen; übrigens wäre es wohl möglich, daß sie den Brief noch auffände und da ich ein Herr von der Feder sei, so sollte ich einmal nachsehen, ob etwas herauszubekommen. Glücklicherweise fand die gute Alte den Brief und ich — nun, Geheimrath, wenn Ihr jetzt eine Erscheinung hättet, so plötzlich und ohne Euch dessen zu versehen, Ihr könntet nicht mehr zusammenschrecken, als ich bei Ansicht dieser Schrift. Ich erkannte Brühls Hand, jene leichte, gewandte Schrift, die als Eigenthümlichkeit sich beim ersten und letzten Worte jedes einzelnen Satzes in luftigen Schnörkeln ergeht. Unter dem Vorwande, daß ich dies corpus delicti mit andern Handschriften, die ich zu Hause hätte, vergleichen möchte, da mir diese Hand gar nicht so unbekannt erscheine, gab mir Frau Conrad, deren Neugier, jetzt nach so langen Jahren vielleicht etwas Näheres über dies für ganz Leipzig noch unenträthselte Geheimniß erfahren zu können, mächtig angeregt war, das Briefchen mit. Mein ihr gegebenes Versprechen, mit der Post es zurückzusenden, war, ich ge-

stehe es offen, von vorn herein nicht meine Absicht, und zugleich zu erfüllen unmöglich, denn die gute, alte Frau starb, ehe noch ein Vierteljahr verflossen war."

„Wenn Euch andere Beweise mangeln, ist auch dieser unnütz," bemerkte Herr von Erffa.

„Hm, wenn der Jäger, der sein Wild verfolgt, bei jeder verwehten Fährte so denken wollte, wär's freilich mit dem Waidmannsgeschäft ein Leichtes, denn man fällte nur dann ein Stück, wenn's vor dem Winde liefe," entgegnete Riedel. „Ich denke anders, als Ihr. Aber hört weiter, alter Freund. Mein Geschäft in der Naumburger Gegend war glücklich abgeschlossen und ich trat die Heimreise an. Der Frankfurter Messe wegen, fand ich keinen Wagen, der mich mit nach Leipzig für ein Billiges zurückgenommen und zwei Tage bis zum Abgange der Postkutsche zu warten, war mir zu lange — ich entschloß mich also, zu Fuße zu wandern; die pecuniaire Ersparniß kam ja meiner Familie zu Gute und mir selbst war solch eine Wanderung eine Erholung. Ihr wißt, ich bin ein Querkopf, der Alles anders macht, als andere Leute, und so war ich auch von der großen Straße abgegangen, um nicht immer den langweiligen Anblick von Frachtwagen und polnischen Juden zu haben, die des Weges nach Frankfurt zogen. Man hatte mir einen Fußpfad beschrieben, der durch das stille, schöne Saalethal führte und ich wanderte heiter, wie ich seit langer Zeit nicht gewesen, meines Weges. Aber gegen Abend, als ich in die Merseburger Gegend gekommen, thürmte sich ein Wetter zu-

sammen und mit Mühe erreichte ich ein Dörfchen, dessen Hütten sich längs eines Baches hinzogen, vor sich eine weite Ebene saftigen Wiesengrundes. Mit dem ersten Blitzstrahl gelangte ich auch glücklich an die erste Hütte. Auf mein Pochen gab Niemand Gehör, ein rauschend niederstürzender Regen zwang mich gebieterisch, die Thüre zu öffnen. All mein Rufen war umsonst, das Nest schien ausgestorben; endlich regte sich ein Wesen zu meinen Füßen: es war ein kleiner, zottiger Hund, der, mich umschnobernd, ängstlich winselte. Ich versichere Euch, Freund, mir ward seltsam zu Muthe, das Häuschen kam mir schier gespenstisch vor. Ich rief wieder und wieder — keine Antwort erfolgte; endlich trat ich in die Stube. Das Gewitter war unterdeß so heftig geworden und der herabströmende Regen verfinsterte dermaaßen den Abend, daß ich, schon eingetreten in die Stube, kaum einen Gegenstand erkennen konnte. Plötzlich schien der Raum vor mir in Feuer zu stehen; ein Blitz von ungeheuerer Stärke erleuchtete das Dunkel und ich stieß unwillkürlich einen lauten Schrei aus: in einer kleinen Entfernung von mir stand die schöne Angelika, des Leipziger Kaufherrn Jacobi reizendes Töchterlein, in all der Jugendfrische, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen.

„— Bist Du's, Peter? fragte eine tiefe Männerstimme, die, wie mir däuchte, aus dem Fußboden heraufredete, — bist Du's?

„Jetzt mußte ich allen Schreck hinter mir lassen. Es war eine seltsame Scene, ich sah Niemand und redete

doch mit Jemand, der gar confuse Dinge zu Tage brachte und mich unter Anderm fragte: „ob ich auch glücklich dem Zuchthause entsprungen?“

„Der Regen draußen hatte nachgelassen, der Donner rollte nur noch in der Entfernung, die Blitze leuchteten nur noch in langen Zwischenpausen und der Abend erhellte sich allmälig. Mir war unheimlich zu Muthe, der Aufenthalt trug den Charakter des Grauenvollen. Je heller es in der Stube ward, desto deutlicher traten nun auch die Gegenstände in derselben mir in's Auge. Die plötzliche, durch den grellen Blitzstrahl hervorgebrachte Erscheinung der schönen Angelika verwandelte sich in ein lebensgroßes, in dunklem Rahmen an der Zimmerwand hängendes Bild derselben. Der Mann, mit dem ich sprach, lag zu Füßen dieses Bildes auf einem Strohbette, sein Kopf war mit Tüchern umwunden, sein Gesicht bleich, abgezehrt, gespenstisch. Indem ich fort wollte, ward von außen die Thüre geöffnet und ein starkgebauter Mann, mit einem dunkelgebräunten Gesicht, trat rasch ein.

„Meine Gegenwart mochte ihn befremden und indem er mich mit finstern, drohenden Blicken maaß, fragte er: was ich hier zu schaffen habe? Indeß er wurde etwas freundlicher, als ich ihm die Ursache erklärte. Jedoch als er bemerkte, daß ich mit Aufmerksamkeit das Bild betrachtete, wurde er wieder finster und fragte: ob das Gemälde so viel Interesse für mich hätte, daß ich es mit solchem Erstaunen ansähe?

„— Weil ich das Original gekannt habe — es war

die schöne Angelika Jacobi, des Leipziger Kaufherrn Tochter, antwortete ich.

„— Der ist im Zuchthause — im Zuchthause! schrie der Mann auf dem Strohbette und brach in ein wildes Gelächter aus. — O, im Zuchthaus ist's golden, Alles im Ueberfluß, Milch und Honig fließt da in Strömen — o, im Zuchthaus ist's herrlich — ich komme eben daher.

„— Schweigt, Vater, schweigt; Ihr wißt nicht, was Ihr redet, sagte der Andere und sich mißmuthig zu mir wendend, sprach er: — Hört nicht darauf, der Mann ist kopfkrank, Ihr seht's ihm ja auch an den Augen an, daß er nicht zu den Gesunden gehört.

„— Lüge nicht, Peter, schrie Jener aufspringend, — willst Du mir die letzte Freiheit nehmen, die sie mir doch im Zuchthause sogar gelassen? Dort habe ich's immer sagen dürfen, daß ich der Leipziger Jacobi sei und daß meine Angelika....

„Der Andere faßte ihn mit riesiger Kraft und ihm den Mund zuhaltend, drückte er ihn auf das Lager nieder, wo er in fremder Mundart eine kurze Ansprache an ihn hielt, die, wie Oel, in's Wasser gegossen, die aufgeregte Fluth beruhigt, den Halbwahnsinnigen zum Schweigen brachte.

„Mochte der Letztgekommene meinen Schreck, in dem Kranken den ehemaligen reichen Leipziger Kaufherrn wiedererkennen zu müssen, bemerken, oder lag es ihm blos an, mich zu täuschen: er redete von dem Unglück der

Geistesstörung mit sichtbarem Mitleid und sagte mir, daß er indeß immer noch Hoffnung habe, Jenen wieder genesen zu sehen.

„Ich faßte mir ein Herz, da ich erkannte, ich sei so zufällig in ein Geheimniß verwickelt worden, an dessen Dasein ich nicht im Entferntesten gedacht. — Herr, sagte ich, — Ihr kennt mich nicht, ich nicht Euch; aber ich denke, daß mich das Unwetter zu Euch hereingeführt, kann eine kleine Ursache mit großen Wirkungen sein, wenn Ihr es über Euch gewinnen könntet, offen gegen mich zu sprechen.

„— Wer seid Ihr denn? fragte Jener, — daß Ihr eine Aufrichtigkeit bei mir beansprucht, der ich für Euch doch ein ganz Fremder bin?

„— Je nun, es steht ja in Eurem Belieben, mir zu trauen, oder nicht, antwortete ich. — Einen sonderlich vornehmen Patron habt Ihr freilich nicht vor Euch, aber eine alte Fabel lehrt, daß auch eine kleine, geringe Maus fähig ist, ein wohlgesponnen Netz zu zerreißen. Ich bin ein durch die Fürsorge Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen von Brühl außer Praxis gesetzter Advokat, in Dresden wohnhaft.

„Das dunkle Gesicht des Mannes wurde zum nächtlichen Schatten, er knirschte mit den Zähnen und ich hörte ihn Worte vor sich hinmurmeln, die, da mir die Sprache unbekannt, ich nicht verstand, wohl aber ahnte, daß es Flüche und Verwünschungen sein möchten.

„— Nun, seht Ihr, da kommen wir ja auf einem Weg zusammen, sagte ich, — der Herr Reichsgraf ist unser guter

Freund und wenn ich Euch noch obendrein sage, daß ich durch Zufall mehr um die Geschichte weiß, ich zeigte auf Angelika's Bild, — so könnts wohl kommen, daß sich heute zwei Männer in dieser Barracke zusammengefunden haben, die, wenn es nicht ganz unmöglich ist, einen ordentlichen Brei zum Ersticken für den Herrn Reichsgrafen zusammenzubrauen, im Stande sind.

„Ich hatte bei dem Manne eine Saite angeschlagen, die einen tiefen, hellen Ton gab, denn er wurde aufrichtiger, als ich gedacht. Aber ich versichere Euch, Geheimrath, es gehört ein Muth dazu, dem Manne gegenüber die Fassung nicht zu verlieren, denn solchen Zorn, solche Leidenschaft hatte ich noch bei keinem Menschen gesehen. Seine Gesichtszüge zuckten so fieberisch, als liefen unter der Haut seines Gesichts Ströme von Quecksilber und seine Augen blitzten wie die eines beutegierigen Raubthieres; zuweilen sogar erstickte die ihm in der Brust kochende Wuth seine Rede und er war nur vermögend, einzelne Laute herauszustoßen.

„Der Geisteskranke war eingeschlafen. Nachdem sich Peter, wie ihn der nun Schlafende genannt, davon überzeugt, führte er mich hinaus vor die Hütte oder vielmehr neben ihr in einen kleinen, arg von Unkraut überwucherten Garten, wo eine Bank uns Sitzplätze bot. Der Abend war wieder mild geworden, die Wetterwolken hatten sich nach Osten gezogen und die Dämmerung auf der stillen Landschaft trug etwas Feierliches, welches grell gegen die wilde Gemüthsbewegung Peters contrastirte."

„Wahrhaftig, Riedel, Ihr spinnt einen Roman ab," sagte Herr von Erffa lächelnd, als der Rechtsconsulent inne hielt, um von der Anstrengung des Erzählens sich zu erholen; „aber fahrt nur fort, ich ahne, daß Eure Geschichte sich nicht blos um den Liebeshandel des Kaufherrns Töchterlein dreht, daß eine Verwickelung ernsterer Dinge hervortreten werde — nicht?"

„So ist es auch — Dinge, die an den königlichen Thron des vorigen, prächtigen Augusts hinanreichen und unserm guten Freunde Brühl die erste Stufe zu dessen Gunst und seinem Glückswege boten," antwortete Riedel. „Zu jener Zeit, als Brühl noch Page am herzoglich weißenfelsischen Hofe war, stand der Kaufherr Benjamin Jacobi als Lieferant en gros mit diesem Hof in lebhaftem Verkehr. In Aufträgen des Herzogs kam Brühl, der dessen volles Vertrauen sich durch sein einschmeichelndes Wesen erworben, zur Meßzeit nach Leipzig. Der sächsische Hof, der sich gleichzeitig daselbst befand, mochte wohl durch seinen Glanz den Wunsch in dem jungen und ehrsüchtigen Pagen erregen, bei dem prächtigen August eine Anstellung zu finden, denn nur an solch einem Hofe war es möglich, eine glänzende Carriere zu machen, zu welcher Brühl alle erforderlichen Eigenschaften in sich wahrzunehmen glaubte. Wenn dies seine ehrgeizige, rangsüchtige Seele schon anregte, so noch mehr, oder doch wenigstens eben so sehr der Anblick der schönen Angelika Jacobi, die er in deren Vaterhause kennen lernte. Jacobi, ein strenger und verschlossener Mann, ward durch die glatte Außenseite des Pagen

getäuscht; er hatte keine Ahnung, daß seiner Tochter Herz in heftiger Leidenschaft zu dem einschmeichelnden und durch ein sehr angenehmes Aeußere ausgestatteten Jüngling entbrannte. Die einträglichen Beziehungen, in denen der Kaufherr zu dem weißenfelser Hofe stand und die Ueberzeugung, daß Brühl, wenn auch bis jetzt von keinem großen Range, doch des Herzogs Liebling sei, veranlaßten ihn, ganz gegen seine Gewohnheit, zu einem sehr gastfreundlichen Betragen. Zur selben Zeit befand sich im Comptoir Jacobi's ein ganz untergeordneter Mensch, Namens Siepmann."

„Wie? Siepmann?" fragte der Geheimrath, „ist das derselbe, der jetzt so großen Einfluß auf Brühl hat?"

„Ja — übrigens unterbrecht mich nicht. Siepmann war schon lange Jahre in Jacobi's Dienste und hatte durch sein schlichtes und laßt mich sagen, dummehrlich scheinendes Wesen das Vertrauen des argwöhnischen und geldsüchtigen Kaufmanns gewonnen; indeß eben der Geiz Jacobi's war die Ursache großer Unzufriedenheit Siepmanns. Oeftere Begegnungen zwischen dem Letztern und Brühl machten Beide bald mit einander bekannt und der Page erkannte bald, daß Siepmann zu verschiedenen Dingen zu brauchen sei. Fürs Erste verstand sich dieser dazu, das Liebesverhältniß Brühls und Angelika's zu unterstützen, indem er dem Ersteren es möglich machte, geheime Zusammenkünfte mit der Geliebten zu halten. Indeß, diese Intrigue war nicht so fein gesponnen, um dem Kaufherrn für längere Zeit ein Geheimniß zu bleiben. Eines

Abends überraschte er die Liebenden und eine heftige Scene fand statt, nach welcher der Page nicht mehr das Haus Jacobi's betrat. Unter Siepmanns Schutze gedieh jedoch das Geheimniß der Liebe zwischen Beiden im Verborgenen weiter; durch eine Reise nach Italien ward es unterbrochen, Jacobi nahm seine Tochter mit und in einem angesehenen Livorneser Kaufmannshause hielten sie sich über einen Monat auf. Dieser Aufenthalt war von großer Entscheidung für die folgenden Ereignisse. Der reiche Geschäftsfreund zu Livorno besaß zwei Söhne, der älteste bestimmt zu dereinstiger Uebernahme des väterlichen, weitverzweigten Geschäftes und der Jüngere ein talentvoller Bildhauer. Angelika's Schönheit machte auf den Letzteren einen so außerordentlichen Eindruck, daß er es für das höchste Glück seines Daseins hielt, die deutsche Jungfrau als seine Gattin zu besitzen. Ein Zufall machte Angelika's Vater dem bisher geheim gehegten Wunsche des jungen Mannes geneigt. Bei einer Fahrt im Hafen schlug das Boot um, in dem sich der Leipziger Kaufherr und Pietro, der stille Anbeter Angelika's, befand. Mit eigener Lebensgefahr rettete Letzterer den Ersteren und die Dankbarkeit Jacobi's gab dem jungen Manne das Jawort zu einer Verbindung zwischen ihm und Angelika. Er ging mit ihnen nach Deutschland. Aber allmälig ward ihm klar, daß Angelika nicht wie ihr Vater gesinnt, sich glücklich in dem Bewußtsein fühle, seine Gattin zu werden. Zwei Tage vor der Verlobung, zu welcher Jacobi, um einmal sich sehen zu lassen, seine Leipziger Geschäftsfreunde sämmtlich eingela=

den, verschwand Angelika aus ihres Vaters Hause. Anfänglich war jede Spur Angelika's vergebens, doch ein halbes Jahr später kam eine solche zum Vorschein. Durch einen Herberger ward es verrathen, daß eines Abends ein verschlossener Wagen bei ihm angekommen und des Nachts wieder fortgefahren sei. Die Beschreibung, die der Mann von dem jungen Herrn machte, der in dem Wagen angelangt und auch mit demselben wieder fortgefahren, paßte genau auf den Pagen Brühl, und Jacobi, der allerdings die Ahnung gehabt, daß der Letztere der Urheber von Angelika's Flucht sei, aber ohne nähere Beweise es nicht wagte, diese Beschuldigung anhängig zu machen, eilte nun an den herzoglichen Hof zu Weißenfels und verklagte Brühl persönlich bei dem Herzog, der, aufgebracht über diese nichtswürdige That, seinen Günstling hart bedrohte, wenn er sich nicht vollkommen zu rechtfertigen im Stande war. Damals stand das Glück Brühls auf dem Scheidepunkte, ein Umstand, der nicht vorherzusehen war, unterstützte ihn. Der Herberger, der Einzige, der gegen ihn zeugen konnte, war bei Jacobi's Rückkunft nach Leipzig gestorben und Brühl, der standhaft Alles geleugnet hatte, benutzte diesen Umstand vortrefflich. Jacobi verlor, in Betracht der ungerechten Beschuldigung gegen den Liebling des Herzogs, die Stelle eines Lieferanten für dessen Hof. Brühls Rache blieb indeß nicht aus. Siepmann verrieth ihm, daß sein Herr insgeheim aus Polen Briefe empfange und sie unerbrochen weiter nach Frankreich spedire. Das war auffällig, und da Siepmann durch das Vertrauen Jacobi's

auch die Schlüssel zu dessen eisernem Briefkasten unter Obhut hatte, wurde es leicht, den Inhalt einer dieser Briefe zu ergründen. In der That enthielt derselbe die Andeutung eines beabsichtigten Verbrechens gegen das Leben des prächtigen oder starken Augusts."

„Wie? ist das dieselbe Geschichte, die so Viele für ein Märchen zu halten geneigt sind und welche so ganz im Stillen abgemacht wurde, daß eine gänzliche Ungewißheit über die Wahrheit dieses Projectes unter dem Publikum blieb?" fragte Herr von Erffa erstaunt.

„Dieselbe," bejahte Riedel. „Die lithauischen Conföderirten, an deren Spitze der Edelmann Ledekuski stand, hatten in Warschau einen starken Anhang von Patrioten, welche im Stillen den Stanislaus Leszinski, Woiwoden von Posen, der ja feierlich in Warschau zum König von Polen gekrönt, von dem prächtigen August aber vertrieben und durch den Tod seines Freundes Karl's XII. außer Stand gesetzt worden war, die polnische Krone zu behaupten, auf den Thron zurückwünschten und mit den Lenkern Ludwigs XV. von Frankreich, von dem man bereits wußte, daß er sich mit Leszinski's schöner Tochter Marie vermählen wollte, in geheime Verbindung getreten waren, um Frankreichs mächtige Hilfe zur Durchsetzung ihres Planes zu erwerben. In dem Briefe war angedeutet, daß man sich des sächsischen Eindringlings, sobald derselbe wieder nach Warschau komme, mit einem einzigen Fingerdruck entledigen wolle, wenigstens hätten sich die Edelleute — es waren einige

mit Namen bezeichnet — dazu verschworen. Mit dieser, ihm von Siepmann mitgetheilten Entdeckung eilte Brühl nach Dresden zum Churfürst-König. Die erste Folge war die plötzliche Verhaftung Jacobi's und Beschlagnahme seiner sämmtlichen Papiere, die zweite, die Gunst des prächtigen Augusts für Brühl, der von der Zeit an in churfürstlich-königliche Dienste trat. Man hatte besondere Gründe, aus der Untersuchung gegen Jacobi ein Geheimniß zu machen, weswegen auch Niemand, als die geschworenen Richter und Beisitzer von der Sache erfuhren. Die Verbindung der conföderirten Polen mit Frankreich verlangte Rücksichten, welche in der Lage der Dinge begründet waren. Eine Veröffentlichung dieser Angelegenheit würde das mächtige Frankreich vielleicht, wer konnte die Wendung der Dinge voraussehen? auf den Kampfplatz gerufen, den Besitz Polens, den August erst mit so schweren Opfern errungen, aufs Neue in Frage gestellt haben. Die Partei des Cardinals Dubois war damals mächtig am französischen Hofe und wie es ihr Plan war, durch die Vermählung mit Marie Leszinska, Polen für Frankreich zu gewinnen, somit Deutschland zwischen zwei Keile zu bringen und den Czaaren in Schach zu halten, eben so durfte sie in der Veröffentlichung eines solchen Geheimnisses, wie das die durch Jacobi's Vermittlung an Creaturen des Cardinals beförderten Briefe enthielten, einen Anlaß zu einem Kampfe finden, den man, müde vom Kriegsführen, sowohl in Oesterreich als in Sachsen, fürchten mußte. Deshalb begnügte man sich, unterm Schleier des Geheim-

nisses in Polen selbst Forschungen über die Fortschritte des hochverrätherischen Attentates anzustellen.

„Siepmann wirkte dabei zum erstenmale in einer Stellung, die seiner Niederträchtigkeit einen vollkommenen Entwicklungsplatz bot. Man hatte ihn zum Director des sogenannten schwarzen Cabinets ernannt. Diese geheime Expedition zur Eröffnung der Briefe konnte nur einem Manne anvertraut werden, der es so trefflich verstand, nach sicherster Methode, ohne mindeste Verletzung oder Abnahme des Siegels, den Inhalt der angegebenen Briefe zu entdecken. Außer ihm fungirten noch bei dieser polnischen Expedition der Generalkronpostmeister von Holzbringen, der Kronpostsecretair, Kahle, Saul, später Geheim-Registrator, Jonisch, später Oberauditeur, und Jonas Meyer, ein Jude, welcher alle Siegel in Messing schnell und fehlerfrei nachzustechen wußte.

„Das Resultat dieser Expedition wurde nicht weiter veröffentlicht; man erfuhr nur unter der Hand, daß die Verschworenen den Vorsatz gehabt hatten, den Churfürst-König bei seinem nächsten Erscheinen in Warschau, sobald er sich in der Kirche befinden würde, mit einem Pistolenschuß zu tödten. Wie der Plan unterdrückt wurde, davon verlautete nichts.

„Jacobi ward, um eines von ihm zu erhaltenden Geständnisses willen, auf die Marterbank geworfen. Die furchtbaren Schmerzen griffen seine Geisteskräfte an. Er hatte ausgesagt, was er wußte; der Inhalt der Briefe war ihm fremd geblieben, er empfing sie durch polnische Han-

delsfreunde, die diesen langsamen, aber sichern Weg zur Beförderung der verbrecherischen Correspondenz gewählt hatten. Jacobi ward auf Lebenszeit zum Zuchthause verurtheilt und dahin abgeführt. Viele Versuche, zu seiner Befreiung, die Pietro unternahm, scheiterten, erst nach einem fast zwanzigjährigen Zeitraume gelang es ihm durch Bestechung des Gefangenwärters, den Unglücklichen aus diesem grauenvollen Aufenthaltsorte zu retten."

Zwischen Herrn von Erffa und Riedel folgte nun eine längere Pause. Der Erstere unterbrach sie dann mit den Worten:

„Gottlob, eine neue Aera menschlicherer Gerechtigkeitspflege bricht jetzt an. Das Beispiel der Humanität, welches Friedrich von Preußen auch in der Justizverwaltung seines Landes mit Kraft und Energie eingeführt, die Abschaffung der eben so scheußlichen als unsinnigen Tortur betreffend, kann nicht ohne tiefe, sittliche Wirkung bleiben; es muß Nachahmung finden und den Richterstand veredeln."

„Gott gebe, daß diese Unmenschlichkeit so bald als möglich aus den Annalen der Justiz verschwinde!" stimmte Riedel bei.

„Nun, erzähle weiter," sprach der Geheimrath.

„Meine Erzählung steht am Ende," antwortete Jener. „Ueber Angelika, ob ihr Aufenthalt entdeckt, oder ob man Näheres über ihr Schicksal erfahren, schwieg der Italiener hartnäckig. — Laßt das, sagte er — das ist mein Geheimniß; ich habe es begraben in meiner Brust und der

Auferstehungstag für die Todten ist noch nicht herangekommen. Fragt nicht weiter.

„Ich mußte das tiefe Schweigen des Mannes ehren, um so mehr, als ich sah, wie gewaltsam ihn die Erinnerung an Angelika ergriff. Sein dunkles Antlitz wurde finster, wie die Nacht, die unter seiner Erzählung allmälig hereingebrochen war, seine Hand, die neben der meinen auf der Bank ruhte, zitterte.

„— Es ist das erste Mal, daß ich über diese Dinge mit Jemand gesprochen habe, sagte er, — ich halte Euch für einen der wenigen Ehrlichen, die noch hin und wieder gefunden werden.

„— Und Ihr könnt es; der Himmel richte über mich, wenn ein falscher Gedanke meine Seele befleckt! rief ich.

„Er drückte mir die Hand und sagte: — Ich werde nicht auf Euch vergessen; Ihr seid im Besitz eines Briefes von Brühl, wie Ihr sagt, es dürfte die Zeit kommen, wo dies Blatt gebraucht werden kann.

„— Aber fürchtet Ihr nicht Entdeckung, da Jacobi seines Geistes nicht mächtig ist und durch ihn ....

„— Ja, sagte der Italiener nachdenkend, — ich fürchte das; aber ich werde es verhüten, so gut ich kann. Ist es möglich, den Unglücklichen, um alles Lebensglück Betrogenen herzustellen, so bin ich der Einzige, der dies vollbringen kann. Die Ueberzeugung, daß er eines Arztes bedürfen würde, wenn es mir gelänge, ihn aus den Mauern des Zuchthauses zu retten, brachte mich zu dem Entschlusse, meine Kunst aufzugeben und die ärztliche Wissenschaft zu

studiren. Mit ganzer Seele widmete ich mich derselben; für die Armen wurde ich ein Gott, ich bedurfte den Lohn der Reichen nicht.

„Am andern Morgen schied ich von der Hütte, die ein so schweres Geheimniß verbarg. Ein volles Jahr war bereits verflossen und ich glaubte schon, das Ereigniß jenes Abends werde keine Folgen haben, das heißt, ich würde weder den Italiener, noch den unglücklichen Kaufherrn je wieder sehen, als mich gestern am hellen Tage ein in einen Mantel Gehüllter bei einem Spatziergang an der Elbe antrat und ich den Ersteren wieder erkannte.

„— Verwahrt das Blatt wohl, sagte er zu mir; — wir leben noch, Jacobi und ich, und die Rache stirbt nur mit uns Beiden — jetzt ist ihre Zeit noch nicht da.

„— Ist es Euch gelungen, den unglücklichen Mann wieder herzustellen? fragte ich.

„— So weit als menschliche Kunst es vermag, ja, nur zuweilen zeigen sich bei ihm noch kurze, nicht sehr erhebliche Perioden von Geistesstörung. Ruhe jedoch macht diese bald wieder verschwinden, war die Antwort.

„— Und wo lebt Ihr jetzt? fragte ich.

„Der Italiener entgegnete mit geheimnißvollem Lächeln: — In der Nähe. Und jeder weitern Frage zuvorkommend, sagte er rasch: — Lebt wohl — wir sehen uns wieder.

„Mit eiligen Schritten war er, in die Gasse einbiegend, welche neben der Gartenmauer des holländischen (japanischen) Palais hinführt, verschwunden.“

„Wahrhaftig, Eure Geschichte ist ein vollständiger Roman,“ sprach Herr von Erffa. „Wäre nicht so Vieles darin, was ganz absonderlich klingt, möchte ich Euch rathen, sie Herrn Gellert mitzutheilen, er würde sicher eine hübsche Erzählung daraus formiren, vielleicht unter dem Titel: „ein gebrochenes Vaterherz.“

„Nun, Geheimrath, Ihr werdet mir zugestehen, daß derlei Zwischenspiele, wie meine Bekanntschaft mit dem wahnsinnigen Jacobi und dem Italiener, der mir, unter uns gesagt, als ein wahrhafter Rachegeist erschien, welcher sein Opfer noch übers Grab hinaus zu verfolgen im Stande ist, nicht zu den alltäglichen gehören. Aber eben so fest werdet Ihr überzeugt sein, daß der Italiener, wenn es gilt, dem Herrn Reichsgrafen von Brühl am Herzen zu fassen, sich an Niemand Geeigneteren wenden konnte, als an mich.“

Von nun an wendete sich die Unterhaltung auf andere Gegenstände des Tages und Herr von Erffa führte den Rechtsconsulent in ein Nebengemach, wo das Portrait Helenens in einem breiten Goldrahmen prangte. „Man muß Euch Consequenz nachrühmen,“ ironisirte Riedel; „laßt Euer Fräulein von einer Brühl'schen Creatur abconterfeien. Könnte mir nie geschehen.“

„Man muß nicht Alles in eine Brühe werfen,“ antwortete der Geheimrath; „der junge Mann gehört nicht zu dem Schlag Leute, die Euch und mir Brechpulver sind. Daß ihn der Premierminister protegirt, mag wohl eine

zufällige Laune sein, wenigstens wüßte ich nicht, auf was er bei diesem jungen Springinsfeld rechnen könnte."

„Worauf kein anderer Mensch denkt, darauf könnt Ihr Euch von Brühls Seite versehen; dieser Beelzebub ist erfinderisch, wie nur Einer sein kann. Ich traue ihm das Schlimmste zu und hat er nicht den Satan im Solde, diesen Siepmann, dem nichts zu heilig, nichts zu schwierig ist? Ich wette mein Leben, eine Niederträchtigkeit läuft alleweil wieder mit unter, denn die schwarze Garde, der Jonisch, der Saul, der Jude Jonas Meyer sind jetzt öfters in Brühls Palais zu sehen, wo sie Herrn Siepmann besuchen, wie es heißt. Bei solchen Visiten brütet der Teufel seine Jungen aus."

„Ihr seht vielleicht zu schwarz, Riedel; können diesen Besuchen oder Zusammenkünften nicht eben blos Besprechungen wegen der Ausführung der Arrangements zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeß Josepha zu Grunde liegen?"

Riedel brach in helles Gelächter aus.

„Gott segne Eure Leichtgläubigkeit!" rief er; „Ihr würdet Euch am Ende gar nicht sehr verwundern, wenn es hieße, der Jude würde an Stelle des Bischofs von Krakau Sr. Eminenz dem päpstlichen Nuntius bei der Trauung der Prinzeß Assistenz leisten."

Riedels oft nur zu bittere Ironie verletzte den Geheimrath und er enthielt sich jeder Antwort.

Herr von Erffa hatte durch die Unterhaltung mit Riedel indeß eine Anregung erhalten, welche ihn, als der

seiner Praxis entsetzte Advokat schon längst ihn verlassen, noch sehr angelegentlich beschäftigte. Guido Renner war der Gegenstand dieses Nachdenkens des Geheimraths. Wie es eine durchaus nicht seltene Erscheinung bei Männern von so ernstem und strengem Wesen ist, daß sie für irgend Jemand eine wahrhaft übergroße zärtliche Vorliebe fassen, so war dies auch von Seiten des Herrn von Erffa in Bezug auf den jungen Maler der Fall. Er hatte Guido außerordentlich liebgewonnen in der kurzen Zeit, als dieser als Gast in seinem Sommerhause in der Lößnitz lebte. Diese Zuneigung kann um so weniger auffällig erscheinen, als Herr von Erffa sich von seiner Gemahlin und seinem Stiefsohne abgestoßen fühlte, und in Abwesenheit seiner Tochter nur auf den Umgang mit seinen alten Diener Habakuk beschränkt war. Deshalb sprach die offene, heitre Jugend Guido's den ernsten Mann so wohlthuend an, und dessen tägliche Gesellschaft nährte unvermerkt die Zuneigung für ihn. —

Die Tage der Weinlese waren lange vorüber, der Winter hatte sein weißes Leichentuch über die paradiesische Lößnitzlandschaft gebreitet und der Elbstrom lag gefesselt unter krystallnem Eisharnische. Die churfürstlich-königlichen Majestäten waren bereits aus Warschau zurückgekehrt und all' das bunte, laute Treiben bei der Anwesenheit der königlichen Familie in ihrer Hofburg, machte wieder das deutsche Elbflorenz zum lustigen Aufenthalt für Fremde aus allen Ländern. Natürlich hatte sich auch mit den Herbststürmen die gräflich Erffa'sche

Familie wieder nach Dresden übergesiedelt und die Rückkehr des Hofes war für die Frau Geheimräthin ein Tag der Wiederbelebung; sie befand sich bald wieder in den ihr so zusagenden hohen Kreisen der Gesellschaft, mithin auch ganz in ihrem Elemente. Guido hatte dem Geheimrath versprochen, öfterer sein Haus zu besuchen; es geschah auch, aber Herrn von Erffa entging es nicht, daß mit dem Jünglinge eine Veränderung vorgegangen, die großen Einfluß auf sein Wesen äußerte. Es war nicht mehr jener frische Hauch der aufsprudelnden Jugendfreude an ihm, welche ihn dem Geheimrath so lieb gemacht, im Gegentheil erkannte der ernste Mann eine Abnahme dieses natürlichen, ungezwungenen, nur dem Eindruck des Augenblicks sich frei hingebenden Gemüthsausdrucks bei Guido; es schien etwas Verstecktes, eine Scheu oder eine Unruhe den lebendigen Hauch frischen Lebensmuthes verdrängt zu haben. Dies beunruhigte den Geheimrath um so mehr, als er dem jungen Künstler herzlich zugethan war, und schon hatte er sich fest vorgenommen, ihn selbst um die Ursache dieser auffallenden Veränderung zu fragen, als dies Räthsel sich ihm durch ein Ohngefähr enthüllte. Bei einem Besuche Guido's wurde der Geheimrath abgerufen und der Erstere blieb allein im Zimmer, dessen Thüre Herr von Erffa, als er wegging, nur angelehnt, nicht zugemacht hatte. Als er nach einer Viertelstunde zurückkehrte, hörte er in dem Zimmer sprechen. Dies überraschte ihn; er öffnete leise die Thüre und erblickte Guido, mit dem Rücken gegen dieselbe gekehrt, vor dem von ihm selbst

gemalten Portrait Helenens stehen, die Arme nach demselben emporgestreckt.

„O, Helene, meine Heilige!“ rief der Jüngling halblaut, „warum ist die heitere Götterwelt versunken, wo die Sterblichen noch Hilfe und Erhörung ihrer glühenden Bitten fanden? Wie Pygmalion, würde ich die Götter anflehen, daß sie Leben in Dich, mein schönes Bild, hauchten. Leben! Du lebend, umschlossen von meinen Armen, gepreßt an dies Herz, das Dich so glühend liebt — ha, alle Seligkeit des Himmels werfe ich freudig hin für dies Glück, ich kenne nur dies eine — und ich vergehe an der Hoffnungslosigkeit, es je zu erringen.“

Wie erschlafft sanken Guido's Arme nieder an die Seiten, der Gedanke, seine glühende Leidenschaft sei vergebens, verschloß ihm den Mund.

Dem Geheimrath war somit das Räthsel hinsichtlich der Veränderuug in dem sonst so lebensfrischen Wesen Guido's gelös't. Er fand es für gut, diese Entdeckung zu ignoriren, durchaus nicht gegen Guido zu verrathen, daß er um dessen Neigung wisse. Er schritt leise zurück in das nächste Zimmer und näherte sich dann mit Geräusch dem Gemache, wo sich der junge Maler befand. Er hatte ihm so Zeit gelassen, sich zu fassen.

Der Geheimrath zürnte ihm nicht um dieser Leidenschaft willen, sie erschien ihm nur natürlich. Die Liebe fragt nicht nach Stand und Rang, ihr gilt der Gegenstand, nicht dessen Umgebung. Von nun an suchte Herr von Erffa den Jüngling von öfteren Besuchen zu-

rückzuhalten; es gelang ihm nach und nach, Guido kam nur selten noch. Aber die Theilnahme für ihn nahm deshalb nicht ab; Habakuk bekam den Auftrag, sich hinsichtlich Guido's unter der Hand zu erkundigen. Die selten werdenden Besuche des jungen Malers machten dem Geheimrath Hoffnung, daß dessen Leidenschaft allmählig verglühe, und er freute sich dieser Wahrnehmung, denn er sah darin nur eine kräftige Selbsterhebung des ihm liebgewordenen Künstlers.

Habakuks jeweilige Berichte verdüsterten ihn indeß nicht wenig.

„Hätte es nicht gedacht von dem jungen Herrn Maler, daß er mit unserm fürnehmen Junker so contentiren werde," sagte der alte Mensch; „die sind ein Herz und eine Seele, wie es heißt, und immer beisammen zu sehen, kommen auch, wie der Lob (Gottlob), des fürnehmen Herrn Souslieutenants Kalfakter (Offizierbursche), mir versichert, erst spät nach Mitternacht aus Wein- und Spielhäusern. Na, Gott behüt's, von dem fürnehmen Junker kann Herr Guido nichts Gescheidtes profitiren."

Das bekümmerte Herrn von Erffa um so schmerzlicher, als er darin nur einen Drang Guido's zu erblicken glaubte, durch Zerstreuung solcher wilden Art seine hoffnungslose Liebe zu betäuben und zu ersticken. Doch so verderblich als dieser Weg auch für Guido sein mußte, so wagte der Geheimrath doch nicht, eine Warnung an ihn ergehen zu lassen, schon seines Hausfriedens wegen nicht; denn war die Freundschaft zwischen diesem und dem Sous-

lieutenant nur ein wenig engerer Natur, so war es leicht möglich, daß eine solche Warnung des Geheimraths vor dem Umgange mit seinem Stiefsohne einen Weg zu dem Ohre seiner Gemahlin finden konnte. Dies war besonders zu vermeiden.

In der That hatte sich Guido dem Souslieutenant auch aus dem einzigen Grunde angeschlossen, um in der Gesellschaft desselben sich zu zerstreuen; denn die Leidenschaft zu Helenen war zum Grundton seines Daseins geworden. Die ganze, volle Gewalt dieser Neigung rüttelte an dem Herzen des Jünglings; er zitterte bei dem Gedanken an Helene, so übermächtig erfaßte ihn der Zauber ihres stets vor seiner Seele schwebenden Bildes. Und wenn er sich dem Denken an sie hingab, da trat ihm die Möglichkeit vor Augen, daß Helene auch ihn liebe. Er hatte es nie gewagt, ihr seine Neigung zu gestehen, er konnte sich selbst nicht Rechenschaft geben, warum ihm dieser Muth gemangelt habe, und fand nur darin eine Entschuldigung seines Verzagtseins, indem er sich gestand, daß Helenens Nähe, ihre Gegenwart, ihn gebieterisch in den Schranken der Besonnenheit gehalten. Und doch war sie so freundlich gegen ihn gewesen!

„Wie?“ fragte er sich zuweilen, „wäre es undenkbar, daß sie Deine Neigung erkannt habe? und wenn dies wirklich gewesen, würde sie sich nicht von Dir gänzlich zurückgezogen haben, wenn diese Bemerkung sie beleidigt hätte?“

Solche Fragen waren allerdings nicht geeignet, die

große Aufregung in seiner Brust zu stillen; im Gegentheil, sie taugten nur dazu, sie zu vermehren und ihn in die Versuchung zu führen, sich dieser Hoffnung mit jener Vorliebe hinzugeben, welche ein Grundzug des menschlichen Herzens ist, das gern für erreichbar und wahr hält, was es wünscht und hofft.

In einer jener lustigen Gesellschaften, welche der Souslieutenant besuchte, wo der Standesunterschied unter dem Einflusse des Rebengeistes schnell verschwand und die Sprühteufel der ausgelassensten Laune ihre Herrschaft über Alle verbreiteten, war es nur Guido, den der Genuß des das Herz begeisternden Traubensaftes kalt zu lassen schien. Den Kopf in die hohle Hand gestützt, saß er abseits, unberührt, unangeregt von dem wilden Treiben um sich.

„Zum Teufel, was ist Euch, Guido? sitzt Ihr nicht da, wie eine kranke Jungfer, der sie draußen im Felde den Herzliebsten erschossen und die nun vor Harm nicht aus und ein weiß?“ rief der Garde-du-Corps-Offizier. „Hebt den Kopf auf, nicht vor Euch niedergeschaut und Kalender gemacht! Dazu seid Ihr zu jung; das mögen Andere, die keinen Tropfen frisches Blut in den Adern haben. Kommt her, ein lustiges Lied, das wird Euch warm machen. Was habt Ihr nur zum Henker für tiefe Gedanken, die Euch im Kopfe wirbeln?“

„Laßt mich,“ entgegnete Guido, denn der Souslieutenant wollte ihn gewaltsam hinüberziehen zu der lärmenden Gesellschaft an den andern Tischen; „Ihr versteht den

Kukuk von Stimmungen, die da kommen, ohne daß man sie abweisen kann."

„Nein, wahrlich, davon verstehe ich nichts," lachte der Offizier hell laut auf; „wäre ich mein Fräulein Stiefschwester, dann möchte es eher möglich sein, in Euer Horn zu blasen, denn das ist eine gründlich-gelehrte Dame und wird nächstens einen Katheder in Leipzig besteigen, um da Vorträge zu halten."

„Spart Euern mürben Witz, Lieutenant!" rief Guido heftig; „verdammt will ich sein, wenn ich aus irgend einem Munde Spottbemerkungen über ein so herrliches, tugendhaftes Wesen, als Fräulein Helene ist, dulde."

„Oho! pfeift Ihr aus dem Tone? — nun, da wäre es ja heraus, was Euch im Kopfe wirbelt. Fee Helene hat's Euch angethan und Ihr liegt an der Kette, ohne es zu wissen."

Eine düstere Gluth überlief das Antlitz des jungen Malers; sein Geheimniß war verrathen und profanirt in dem Munde dieses Leichtfertigen, der wohl über den Werth einer hübschen Kokette in der Kirst'schen oder der Neuber'schen Komödiantenbande, die abwechselnd zu der Zeit auf den Dresdener Gewandhäusern ihre theatralischen Vorstellungen gaben, ein Langes und Breites schwatzen konnte, da er zu diesen Damen in sehr vertraulichen Beziehungen stand, aber nicht über den hohen Werth eines weiblichen Wesens, wie Helene, zu urtheilen fähig war. Herr von Rosen jedoch lenkte ganz unerwartet aus dem Spotttone in eine sogar herzliche, Guido wohlthuende Ansprache ein

und bald saßen Beide in vertraulichem Gespräche beieinander.

„Und Ihr habt keinen Sturm auf sie gewagt?“ fragte der Offizier lächelnd; „meint Ihr denn wirklich, daß es ein Weib auf Erden giebt, das auf die Macht seiner Reize erzürnt wäre? Ich hätte Euch nicht für so muthlos gehalten — auf Ehre, das hätte ich nicht von Euch erwartet.“

Guido wollte einige Entschuldigungen anführen.

„Lächerlich!“ rief der Offizier, „Alles, was Ihr da sagt, gilt keinen Pfifferling. Daß Ihr nicht adlich seid? nun, das wäre etwas, wenn's nur haltbarer wäre. Seid fest überzeugt, das trauliche Verhältniß zwischen Adam und Eva im Paradiese besteht gerade noch eben so, wie damals; eine schöne, kluge Frau von Adel denkt an keinen Stammbaum, wenn ein Bürgerlicher ihr wohlgefällt. Die Theorien, die Ihr da von Tugend und Ehrbarkeit und wie die schönen Dinge Alle heißen, die Ihr Euch in Eurer Liebesqual ausstudirt habt, vorbringt, passen nicht in's Leben, da sprudelt Alles über und kocht durch einander, wie es der Augenblick will. Ueberlaßt Euch mir, und was gilt die Wette, daß Helene, wenn Ihr sie überrascht, Euch nicht zurückstoßen wird.“

Guido bebte unter dem Eindruck dieser lockenden Ansprache, und als sie Beide in tiefer Nacht die lustige Gesellschaft verließen, hatte der junge Maler den feierlichen Schwur gethan, Alles zu wagen, um Entscheidung hin-

sichtlich seiner Leidenschaft zu der schönen Helene von Erffa zu erringen.

„Vertraut mehr auf Euch selbst; Ihr könnt es ja, ohne anmaaßend zu sein, denn die Natur hat Euch mit Allem ausgestattet, was in den Augen der Weiber gefällt,“ predigte der Offizier; „aber sie lieben das Kecke am Mann, wagen muß er, nicht verzagt sein; ein Weib ist ein Räthsel, man muß es aufzulösen verstehen, dann gehört es uns und all' ihr Geheimniß zerstiebt wie Spreu.“

Wir verlassen diese Beiden, den Versucher und Versuchten, und wenden uns zu Personen, die bereits in unserer Geschichtserzählung dem Leser bekannt worden sind.

Zu Anfang des 1747sten Jahres schwamm Dresden in einem großen Freudenrausche. Die bevorstehende Vermählung der churfürstlich-königlich sächsischen Prinzeß Josepha mit dem Dauphin von Frankreich setzte die ganze Stadt in außerordentliche Bewegung, und Fremde strömten, sprichwörtlich zu reden, aus allen Windrichtungen herbei, um Zeuge der prächtigen Feste zu werden, in deren Ausführung der sächsische Hof, freilich auf Kosten seines ohnehin genug gedrückten Volkes, weit und breit berühmt war. In der That haben unter der Regierung des dritten August die Annalen der Geschichte kein Jahr aufzuweisen, in dem Pracht und Glanz und Ueberfülle aller Herrlichkeit so sehr mit einander gewetteifert hätten, den sächsischen Hof zu einem würdigen Pendant des Hofes Ludwig XIV. von Frankreich zu machen. Wer das rege, lustige Treiben in der Residenzstadt, die durch nichts zu rechtferti-

gende Verschwendung sah, würde nicht für möglich gehalten haben, daß so viel Thränen des Volkes an den unermeßlichen Summen, welche diese Feste kosteten, hingen; aber diese glänzenden Feste waren nur ein kostbares Leichentuch, welches über die klaffenden Wunden eines am Abgrunde des Verderbens sich noch mühsam erhaltenden Staates gebreitet erschien, um diese künstlich zu verdecken.

Frankreich hatte in der Person des Herzogs von Richelieu einen außerordentlichen Werber um die Hand der Prinzeß gesendet und dieser war in den letzten Tagen des zu Ende gehenden Jahres in Dresden eingetroffen. Der prächtige Aufzug, mit welchem am nächsten Tage nach seiner Ankunft der Herzog von Richelieu in's Schloß zur Audienz bei der churfürstlich-königlichen Familie geleitet wurde, war nur ein schwaches Vorspiel der folgenden Festlichkeiten, die jeder neue Tag brachte. Die Dresdener belustigten sich an den bei solchen Gelegenheiten althergebrachten Spendagen, die aus königlicher Fülle flossen. Der Neumarkt trug ein reich-illuminirtes Gerüst, unter dem aus verborgenen Röhren rother und weißer Wein als mächtige Quellen flossen, und der französische außerordentliche Gesandte ließ bei seiner Rückfahrt von der Audienz Geld unter das Volk werfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß zur Veranstaltung des wahrhaft bunten Wechsels der Vergnügungen, die fast ununterbrochen am Hofe folgten, ein sinnreicher, erfinderischer Kopf gehörte. Allen aber voraus leuchtete der Premierminister, in sinniger, als ebensowohl verschwenderischer

Pracht, als Cavalier vom feinsten Geschmack. Sein prächtiger Garten auf dem Walle strahlte in der Winternacht als ein Glanzmeer, von mehreren tausend Lampen erleuchtet, in seiner Mitte eine reich-illuminirte Pyramide mit den verschiedensten Devisen, die hohe Vermählung betreffend. Trompeten- und Paukenschall schwirrte aus den hohen Bogenfenstern des Brühl'schen Palais, in welchem für diesen Abend Alles, was nur Anspruch auf Hofbefähigung hatte, sich zusammengefunden. Aber auch Personen, die nichts weniger als hoffähig waren, sah dieser Abend im Palais des Reichsgrafen.

In Siepmanns Zimmer befanden sich Leute, welche, mit Ausnahme eines Einzigen, allerdings nicht zu der Crême der Gesellschaft gehörten, die heute allen ihren Reichthum in den glänzend-erleuchteten Salons des Premierministers zur Schau trug. Ein Offizier des Cadettencorps, Baron von Sch***, ging mit langen Schritten auf und nieder, und mehrmals hörte man ihn halblaut vor sich hinmurmeln: „Muß auch gerade heute Abend eine solche Commission kommen, Donner und Teufel!"

Siepmann, in einem Armsessel gemächlich hingestreckt, schien den stillen Aerger des Marssohnes mit innerem Vergnügen zu beobachten, während der Geheim-Registrator Saul, an einem Pulte sitzend, bei dem Lichte mehrer Kerzen Federn schnitt und der Oberauditeur Jonisch mit sichtbarem Wohlbehagen dem Inhalt einer Flasche zusprach. Ganz abseits lehnte die hagere Gestalt des Juden Jonas Meyer, in tiefen Gedanken, ein sonderbares Bild

des Contrastes, in seinem langen, schwarzen Talar und ansehnlich langen Bart, gegen die modisch-gekleideten und zierlich-frisirten Personen, die wir bereits erwähnten. Die Klänge der rauschenden Musikchöre drangen in das von dem lebendigen Treiben des prächtigen Festins ziemlich abgelegene Zimmer und erbitterten den ungeduldigen Offizier endlich so sehr, daß er endlich, sich an Siepmann wendend, fragte:

„Konnte denn unsere Arbeit nicht bis morgen verschoben werden, Herr Direktor?"

„Nicht gut möglich, Hochverehrter," war die Antwort; „bedenken der Herr Baron, daß morgen früh die Depeschen dem Herrn Gesandten zur Hand sein müssen. Wir dürfen durch unnöthige Vernachlässigung die Sicherheit unsrer Kanäle nicht auf's Spiel setzen, und Se. reichsgräfliche Excellenz dadurch compromittiren."

„Es betrifft ja aber heute, wie der Herr Director sagen, nur von Berlin ankommende Depeschen," bemerkte der Offizier, dessen Ungeduld sich gar nicht bezähmen zu lassen schien.

„Nur solche, Herr Baron; aber das ist hinreichend, eben so präcis die Durchsicht derselben vorzunehmen," entgegnete Siepmann phlegmatisch; „Geheimnisse darf man nie vernachlässigen, wenn man nicht Verräther sein will. Und das werden der Herr Baron doch nicht sein wollen?"

„Zum Teufel, nein! wer denkt daran? aber heute das prächtige Fest — unser Einer ist hoffähig und ..."

„Das ist freilich ein Unglück, das unser Eins gar

nicht ermessen kann," spöttelte Siepmann, ihn unterbrechend; „ich kann dem Herrn Baron nichts Anderes, als eine Prise Contenance bieten."

„Danke, schnupfe nicht," brummte der Offizier grimmig halblaut vor sich hin.

„Müssen sich der Herr Baron angewöhnen; es gehört auch zur Hoffähigkeit."

Der Baron schwieg, er fühlte, daß der Spott eine Waffe sei, die tief eindrang.

Wenige Minuten später ward, nach einem vorhergehenden dreimaligen Klopfen durch den nahe an der Thüre stehenden Juden diese geöffnet, und der Dresdner Postmeister H*** trat in's Zimmer.*)

Jetzt kam Leben und Bewegung in die anwesenden Personen.

„Endlich! endlich!" rief der Baron von Sch***; „wir haben auf den Herrn Postmeister mit Schmerzen geharrt."

„Die Stafette ist des glatten, hartgefrorenen Weges willen um fast eine halbe Stunde später eingetroffen," war die Antwort des Postmeisters, indem er ein ledernes, mit Schloß versehenes Brieffelleisen auf den Tisch legte.

Jede Unterhaltung war nun abgebrochen, Siepmann eröffnete das Felleisen, auf welchem von gelbem Blech, ober-

*) Der betreffenden Familien wegen sind blos die Anfangsbuchstaben der Namen bezeichnet.

halb des Schlosses, das königlich preußische Wappen befestigt war.

Um dem Leser schnell verständlich zu werden, bedarf es nur der kurzen Erwähnung, daß seit dem Friedensvertrage mit Preußen, in den letzten Tagen 1745, die unter Brühls Aegide stattfindende verbrecherische Verletzung der Briefe und Depeschen des Königs von Preußen an dessen Gesandten zu Dresden, und von dem Letzteren an dessen Monarchen, im Gange war. Indeß wäre es mehr als unbillig, wollte man über eben dies schwarze Cabinet, wie es genannt wurde, gänzlich den Stab brechen. Die unredliche Handlungsweise gegenseitiger Verrätherei war der damaligen Regierungen Deutschlands geheime Stütze und Stab und diese Brühl'sche Unehrenhaftigkeit steht durchaus nicht vereinzelt da, im Gegentheil dürfte sie einen Entschuldigungsgrund darin finden, daß sie immerhin weit weniger verächtlich ist, als die Methode des großen Friedrich von Preußen, welcher fremde Staatsdiener zum Verrath an ihrem Fürsten und Vaterland verleitete. Hier waren es nur Sachsen, gegen Preußen eingenommene Männer, die sich des Verbrechens der Verletzung des Briefgeheimnisses ihres allgemeinen Feindes schuldig machten, und ein gewisser Schimmer von Patriotismus dürfte sonach eine Art Milderung für diese verabscheuungswürdige Unredlichkeit bieten.

„Dem Himmel sei Dank, heute ist nicht sonderlich viel!“ rief der Offizier froh, nachdem Siepmann einige Briefschaften auf den Tisch gelegt, deren sich Joseph Meyer ohne Umstände bemächtigte, um etwaige Siegel zu lösen.

Blos zwei Depeschen, dreifach couvertirt und verkleistert, sonach auch mit dreifachen Adressen versehen, waren diesmal vorhanden, außerdem ein Brief des Königs an den Gesandten und zwei Briefe an jetzt in Dresden sich befindende Fremde von Distinktion. Während der Geheim-Registrator Saul und Oberauditeur Jonisch ihr gewöhnliches Geschäft begannen, die verkleisterten Couverte der Depeschen zu lösen, unternahm der Jude und Siepmann die künstliche Oeffnung des königlichen Schreibens und der beiden, mit fremden Siegeln geschlossenen Briefe, indem sie zuerst den Abdruck der Siegel durch jene bekannte chemische Masse aus Silber und Quecksilber bestehend, bewirkten.

Von nun an herrschte unter den anwesenden Personen ein tiefes Schweigen.

Jeder hatte seine Beschäftigung. Siepmann, Saul, Jonisch und der Postmeister fertigten Copien der Briefe und Depeschen, der Jude saß vor einem in den Schraubstock gespannten Petschaft, auf dem er den Abriß der in der Quecksilbermasse abgedrückten Siegel zeichnete, während der Baron, der besondere Fertigkeit in Nachahmung fremder Handschriften besaß, die Aufschriften auf die neuen Couverte der Depeschen besorgte, da man die Umschläge, in welchen die königlichen Ordonnanzen verpackt ankamen, zur Abgabe an den Gesandten nicht mehr zu benutzen wagte.

Ein leichtes Geräusch unterbrach die tiefe Stille unter diesen geheimnißvollen Arbeitern im Weinberge des Herrn

Premierminister. Durch eine Tapetenthüre trat derselbe persönlich ein. Mit wohlgefälligem Lächeln überschaute er den emsigen Fleiß seiner dienstbaren Geister, die, nach seinem früheren Befehle, seine Gegenwart in solcher Stunde zu ignoriren hatten. Nur Siepmann trat ihm näher, um leise und flüchtig zu rapportiren.

„Nichts weiter von Belang?“ fragte Brühl.

„Nichts, Excellenz, als die schließliche Anweisung des Königs an den Gesandten, den Mann ja fest zu halten und ein paar tausend Thaler, ihn zu contentiren, nicht in Anschlag zu bringen, denn er, der König nämlich, verspreche sich von demselben die nützlichsten Dienste.“

„Von welchem Manne?“ entgegnete Brühl, aufhorchend.

Siepmann zuckte die Achseln und antwortete:

„Es fehlt jede genauere Angabe, Ew. Excellenz.“

„Unangenehm — sehr unangenehm,“ murmelte Brühl vor sich hin; „wir müssen diesem preußischen Geheimniß auf die Spur gelangen, Siepmann, es darf uns nicht entgehen, denn es ist verdächtig.“

„Nun, die Antwort des Herrn Gesandten dürfte vielleicht einiges Licht darüber verbreiten,“ bemerkte der Vorige.

„Möglich — müssen es hoffen. O, ich denke doch diesen preußischen Spitzfindigkeiten auf den Grund zu kommen. Laßt Euch nicht stören. Adieu!“

Mit diesen Worten verließ er das Gemach auf dem nämlichen Wege, den er gekommen, und trat bald darauf

wieder mit der heitersten Miene in seine glänzenden Salons.

Der Marquis des Issarts, Botschafter von Frankreich, welcher mit dem Herzog von Richelieu im Gespräch auf- und niederpromenirte, faßte Brühl vertraulich unterm Arm und sagte verbindlich:

„Man muß gestehen, Graf, Sie haben Ludwigs XIV. Kunst studirt und sind, ohne König zu sein, des großen Meisters, der es verstand, Festins zu improvisiren, würdig.“

Diese, dem Premierminister so wohlthuende Schmeichelei verkündete sich in seinem strahlenden Antlitz.

„Ich wünsche nichts so sehr, als der ruhmreichen französischen Nation, mit deren Fürstenhause das meines Herrn und Gebieters jetzt durch ein Band der Liebe aufs innigste verbunden wird, einen Beweis zu geben, wie Sachsen jederzeit eifrig bereit ist, solche glorwürdige Verbindung nach Kräften anzuerkennen und seine Freude darüber auszudrücken,“ antwortete er mit tiefer Verneigung.

„Sachsen ist ein reiches Land,“ bemerkte der Herzog. „Wo wir hinsehen, überall Reichthum, überall Glanz, das Volk freundlich und höflich; wir fühlen uns heimisch hier.“

„Wenigstens heimischer, als in Berlin, wo der Thron zum Philosophen-Catheder geworden und man nur selten etwas von der Anwesenheit des Hofes verspürt,“ setzte des Issarts hinzu.

„Nun, der Zuschuß, den die preußische Majestät sich aus unserm Sachsen vor einem Jahre geholt hat, fast an zwei Millionen Thaler, dürfte, wenigstens vor der Hand,

hinreichen, um sich einen angenehmen Winter in Dero Residenz zu bereiten," ironisirte Brühl.

„Sie haben einen Nachbar, der immer Anlaß zu Befürchtungen giebt," sprach der Herzog; „seien Sie vorsichtig! Wir wissen genau, daß König Friedrich in immerwährender, geheimer Thätigkeit ist, obgleich die Welt meint, er pflege blos das Studium der Philosophie und der Poesie. Es ist kein Fürst sorgsamer in der Wahl seiner Vertrauten und Gesandten, als gerade er."

„Gern zugestanden, Ew. Durlaucht," lächelte Brühl; „aber es giebt dagegen wieder Leute, die eben so schlau und sorgsam sind, als die preußische Majestät und sich den Schlüssel zu Allerhöchst Dero geheimen Verordnungen an seinen Gesandten zu verschaffen wissen."

In diesem Augenblicke nahte sich ein Offizier des Brühl'schen Haushalts der Gruppe dieser drei vornehmen Personen.

„Man hat mir eine Meldung zu machen, wie ich bemerke; ich bitte die Herren um Entschuldigung," sagte der Minister.

„Die jungen churfürstlich-königlichen Herrschaften," meldete der Hausoffizier.

Mit einer tiefen Verneigung gegen den Herzog und den Marquis, eilte Brühl durch die Säle, die Ankommenden zu empfangen.

„Die letztere Rede Sr. Excellenz war ein voreiliger Schuß, den Hochderselbe nicht berechnet hat," bemerkte des Issarts lächeln; „aber ich glaube, man kann Nutzen

daraus ziehen. Ein Wink an Herrn von Klinggräf könnte nicht schaden; in der Diplomatie ist das Spiel eines Andern verderben schon eine Errungenschaft, die man gelegentlich einmal benutzen kann."

Beide verloren sich in die glanzerfüllten Räume.

In einem der blendenderleuchteten Salons hatte sich eine Damengruppe gebildet, welche, auf einer Estrade sitzend, zu der zwei Stufen führten, das fröhliche Gewühl der Tanzenden überschaute. Die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin von Kolowrat, Mutter der Reichsgräfin Brühl, führte in diesem Damenzirkel den Vorsitz, nicht nur vermöge ihrer hohen Stellung, sondern auch wegen der ihr angebornen Grandezza, die in der That für alle Frauen höheren Ranges ein Musterbild zu nennen war, insofern der Mangel auch der geringsten Nüance der strengsten Hofetikette ihr nicht zur Last gelegt werden konnte. Es hatten sich hier nur jene älteren Damen zusammengefunden, die gräflichen Ranges waren und bezüglich der Ballfreude eigentlich nur die glänzende Comparserie darstellten. Gräfin Martinitz, Aya oder Führerin der jüngern Familie des churfürstlich-königlichen Hauses, die Gemahlin des Kronschatzmeisters, Gräfin Mosczinska, Gräfin von Werther, des Kammerherrn Grafen von Bellegarde Gemahlin, die Gräfin Rutowska, Gemahlin des Generals en chef, natürlichen Sohnes des prächtigen oder starken Augusts

aus seinem Verhältniß mit der schönen Türkin Fatime, die später bekanntlich, auf allerhöchsten Wunsch, der Oberstlieutenant von Spiegel zur Gemahlin nahm. Auch die Frau Gräfin von Erffa befand sich in diesem erlauchten Damenkreise, der hinsichtlich der Kleiderpracht als wahrhaft goldnes Vließ der hier versammelten Damenwelt betrachtet werden konnte. Hinter jedem der sammtnen Lehnstühle, die von diesen hohen Frauen besetzt waren, drängten sich junge Cavaliere, jedem ihrer Winke harrend.

Mit der Gräfin Martinitz war der jüngere Theil der königlichen Familie gekommen; der Graf Gaboleon von Wackerbarth=Salmour und die Kammerherren von Sack, von Wolffersdorf und von Loiko, hatten den Churprinz und dessen Brüder Königliche Hoheit hierher begleitet, als Ehrenbezeigung für den Zweck des Festes. Der jüngere, weibliche Theil der königlichen Familie war bereits von der Besichtigung der brillanten Gartenbeleuchtung mit Fräulein von Erffa zurück und befand sich jetzt in Mitte des bereits erwähnten Damenzirkels. Prinzeß Kunigunde sagte lachend:

„Ach, gute, liebe Erffa, wenn es in Deiner schönen Feenwelt, von der Du uns immer so allerliebste Geschichten erzählst, auch so kalt ist, wie oben auf dem Wallgarten, da bleib ich lieber in unserer Welt; ich erfriere mir doch die Nase nicht. Hu, es war sehr kalt; aber die vielen Lampen sahen recht hübsch aus."

„Sie hätten nicht solange mit den Königlichen Ho=

heiten in der Nachtluft verweilen sollen, Fräulein von Erffa," verwies die Frau Gräfin Aya.

„Verzeihen Ew. Gnaden, es hat mir Mühe genug gekostet, die Prinzessinnen zum Verlassen des Gartens zu bewegen," antwortete Helene, von dem unverdienten Tadel in so Vieler Gegenwart tief verletzt.

„Unsre gute, liebe Erffa nicht schelten," rief die kleine Königliche Hoheit. „Wir waren Schuld; wenn sie nicht gar so ängstlich getrieben hätte, wir wären noch nicht hier."

„Das Fräulein hat immer an den Königlichen Hoheiten treffliche Fürsprecher," meinte Gräfin Martinitz, den Kopf stolz aufwerfend.

Eine tiefe Röthe glitt über Helenens Wangen; sie fühlte, wie das Auge ihrer Stiefmutter einen Blick schlechtverhehlter Schadenfreude auf sie richtete, wie die Blicke der Andern, theils mitleidig, theils vornehm-gleichgiltig oder lächelnd auf ihr hafteten.

„Verzeihen Ew. Gnaden," entgegnete sie, „daß ich mir erlaube, eine Stellung entschieden abzulehnen, welche Sie mir so bereitwillig zuerkennen. Ich bedarf keiner Fürsprache, mein Thun scheut keine Prüfung. Ich mußte dies sagen, da Ew. Gnaden Bemerkung mich leicht als eine Leichtsinnige erscheinen lassen könnte."

Der Mißton, den diese Wechselreden in den Damenzirkel brachte, wurde indeß zum Glück gelös't, da der Premierminister mit dem russischen Gesandten, Grafen Bestuscheff, die Estrade betrat.

„Ew. Gnaden Fräulein Stieftochter belieben einen

sehr hohen Ton anzunehmen," bemerkte die Gräfin Aya indignirt gegen die Geheimräthin von Erffa; „ich liebe die Personen nicht, die auf Alles eine Widerrede haben, sie sind mir unausstehlich."

„Auch mir, Ew. Gnaden," stimmte Frau von Erffa bei; „ich hoffe, daß Ew. Gnaden nicht mir die Schuld dieser Unart des Fräuleins beilegen, da ich wohl versichern kann, wie ich im tiefsten Herzen darüber empört mich fühlte. Leider bin ich selbst im eigenen Hause ein Opfer dieser Widerspenstigen, die, wie Sie ja wohl wissen, an meinem Herrn Gemahl einen so liebreichen Vertheidiger hat."

„Ich beklage Sie, meine Theuerste, und gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich die Beharrlichkeit Ihro Majestät der Königin nicht begreifen kann, mit der Allerhöchstdieselbe jede Andeutung über das Benehmen Dero Fräulein Stieftochter ignorirt."

Helene hörte nichts von diesen Aeußerungen, sie hatte sich zurückgezogen — dies glänzende Fest ließ sie nicht nur kalt, sondern es berührte sie sogar unangenehm. Es stand in zu nahem Zusammenhange mit den Gefühlen ihres Herzens und mit dem Schicksale dessen, den sie so innig liebte. Wie die Prinzeß, deren Vermählung zu Ehren all diese rauschenden Festlichkeiten, dieser bunte, die Sinne betäubende Wechsel von Pracht und Vergnügungen veranstaltet worden waren, an das Herz eines Fremden, den sie nicht kannte, nicht liebte, von nun angewiesen war, so auch traf dasselbe Loos, wenn auch in mancher Bezie-

hung milder, den Churprinzen. Helene empfand unwillkürlich einen Schauer bei dem Gedanken, mit einem Herzen voll warmer Empfindung für eine Andere, sollte er, der Fremden, die er nicht liebte, Treue und Liebe schwören für ein ganzes Leben. Es lag etwas Trostloses, etwas ungemein Erdrückendes in diesem Bewußtsein. Es kam ihr vor, als müsse er in ein Grab steigen für immer, und ein tiefer Schmerz durchzuckte ihre Seele bei diesem phantastischen, aus ihrer hoffnungslosen Liebe zu ihm hervorgehenden Bilde ihrer Phantasie. Sie hatte ihm entsagt, keine Annäherung zwischen ihnen war seit jenem Abschied in der Hoflößnitz erfolgt, sie wußte geschickt jeder Begegnung auszuweichen. Der heitere Blick Christians, das entging ihr nicht, war getrübt, in seinen, den Ausdruck des Wohlwollens tragenden Zügen lagerte jetzt der Anhauch eines schwermüthigen Ernstes. Helene kannte dessen Grund und liebte um dessenwillen Christian noch immer. Manchmal wohl wollte es ihr das Herz zerdrücken, wenn sie sich den Gedanken hingab, wie ihre erste Liebe auch zugleich der Quell nicht nur des ersten, sondern eines ihr Leben durchdauernden Schmerzes geworden sei, denn sie fühlte es, daß ihre Neigung, eben weil ihr nicht jene stürmische Leidenschaftlichkeit innewohnte, die eben so schnell zu verglühen, als aufzulodern pflegt, eine um so mehr dauernde sein, die in allen Verhältnissen, in welche das Schicksal sie auch führen könne, ihren tiefen Eindruck behaupten werde. Wenn irgend eine Empfindung von Widerwillen sie je ergriffen und vollkommen beherrscht

hatte, so war es die Bemerkung, daß der Churprinz seine Gunst ganz unerwartet ihrem Stiefbruder zuwendete. Daß sie sich in dieser Bemerkung nicht getäuscht habe, stellte sich ihr als Wahrheit heraus, als der junge Offizier am Neujahrstage in ihr Zimmer trat und ihr ein in Gold gefaßtes, einfaches Medaillon mit Christians Portrait en miniature von demselben überreichte. Eine glühende Röthe des Schreckens und zugleich des Unwillens, vor diesem jungen Manne, den sie bisher als einen Feind betrachtet hatte und dessen ganzes Wesen sie nur unangenehm berührte, ihr Geheimniß entschleiert zu sehen, überglitt ihre Wangen.

„Ich wünsche zum Antritt dieses neuen Jahres nichts mehr, als daß meine schöne Stiefschwester mich mit ihrem Vertrauen beglücke,“ sagte er; „es mag wohl sein, daß mir Manches mangelt, was in Deinen Augen mich besser empfehlen würde, ich gestehe zu, daß ich das Leben, von einer Deinen Ansichten ganz entgegengesetzten Weise erfasse: aber ich bin jung, reich und mein Stand entschuldigt sicher Vieles, was mich bei Dir in ein übles Licht gebracht hat. Ich hoffe indeß, daß das Vertrauen, womit mich Se. Königliche Hoheit, der Churprinz, beehrt, als ein mich in Deinen Augen habendes Gegengewicht in die Waagschale meiner Fehler fallen werde.“

Diese Ansprache begütigte das leicht zur Versöhnung geneigte Herz Helenens; sie vergaß schnell, wie bisher der Souslieutenant der Bundesgenosse ihrer Stiefmutter gewesen, ja, es that ihr wohl, in ihm einen Freund gewonnen zu haben.

Das Medaillon mit Christians Portrait ruhte auf ihrer Brust; dort war die Stelle, wo sie diesem Heiligthume einen Platz anweisen konnte, der sicher vor den Augen der Welt, auch der einzige war, der demselben gebührte. Schon früher hatte sie den Bitten Christians nachgegeben und sich für ihn malen lassen. Der Portraitwechsel galt ihnen also als die einzige erlaubte Erinnerung ihres süßen, schuldlosen Geheimnisses.

Aus ihren Sinnen wurde sie jetzt durch die Stimme ihres Stiefbruders aufgestört, der unbemerkt an sie herangetreten war und leise ihr ins Ohr raunte:

„Vergiß nicht, wo Du dich befindest, Helene."

In der That fand sich Fräulein von Erffa überrascht; der glänzende Salon mit all seinem schwirrenden Summen war ihr entschwunden, sie fühlte sich erschrocken, daß sie sich vielleicht zum Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht hatte, ohne es zu wollen.

„Wie? unser schönes Fräulein von Erffa nimmt keinen Theil an den Freuden des Balles?" fragte der Premierminister, der unterdeß zur Geheimräthin Stiefmutter getreten war.

„Entziehen Sie unsern jungen Herren nicht einen Stern ersten Glanzes in Ihrer reizenden Erscheinung, Fräulein, und erlauben Sie mir, für meinen Neffen den Werber zu einer Quadrille bei Ihnen vorzustellen. Sie sind uns Revanche schuldig und werden sie geben müssen, denn — wir lassen Sie nicht mehr los."

Ein junger Cavalier trat Helenen näher und bat um

die Gnade, ihr Chapeau für die nächste Quadrille sein zu dürfen. Eine abschlägliche Antwort war unmöglich und so folgte denn Helene ihrem Führer in die Reihe der sich zur Quadrille aufstellenden Tänzer.

„Sie dürfen uns für diesen Ball nicht wieder entfliehen, schönste Comtesse,“ sagte der Cavalier, nachdem die Quadrille geendet; „ich werde Sorge tragen, eine so anmuthige Tänzerin zu fesseln und bitte jetzt um die Gnade, Ihnen meine Schwestern vorstellen zu dürfen.“

Als sie an seiner Hand durch die Salons schritt, bemerkte sie den Churprinzen, der, von einem Kammerherrn begleitet, die Reihen der Damen, denen Erfrischungen dargereicht wurden, durchwandelte. Es entging ihr nicht, wie sein Auge verdüstert auf ihr haftete. Dieser Blick erschreckte sie, denn er erschien ihr wie vorwurfsvoll.

„Ich sehe sie nirgends, sie werden in den kleinen Gemächern sein,“ sagte der Cavalier; „ist es Ihnen gefällig, gnädigste Comtesse, in diese Cabinets einzutreten?“

„Gern, ich fühle mich durch das viele Geräusch angegriffen,“ stimmte Helene bei, die froh war, dem Trubel des Salons, wenn auch nur auf kurze Zeit, entgehen zu können.

Wie die glänzend erleuchteten Säle Wunder der Decorationskunst darstellten, so auch die anstoßenden Zimmer, welche eine fortlaufende Reihe reicher Decorationen vom feinsten Geschmacke und Erfindungsgeist boten. Alle jene wunderlichen, fast theatralischen Drappirungen reicher

Stoffe, welche zu des prächtigen Augusts Zeit einen wesentlichen Theil des Geschmacks ausmachten und den Zauber gediegener Pracht als eigenthümlichen Ausdruck trugen, waren hier vereint; die Pflanzenwelt hatte ihre seltensten und köstlichsten Exemplare zur Ausschmückung geliefert, die Phantasie, ihre allmächtige Hand gereicht, um immer neue Täuschungen, neue, unerwartete Ueberraschungen dem erstaunten Auge zu bieten. Die phantastischen Schilderungen von den Wohnungen der Feen, wie die Märchenbücher sie so überschwenglich darstellen, schienen hier verwirklicht. Parfums schwängerten die laue Luft in diesen Gemächern, der Lichtglanz war gemildert durch künstliche Vorrichtungen.

„Ach, lassen Sie mich hier ein wenig ruhen," bat Helene ihren Führer, der seine Schwestern nirgends erblickte.

„Die gnädigste Comtesse haben zu befehlen, und ich wage es, um die Erlaubniß zu bitten, diese Cabinets durchgehen zu dürfen."

„Thun Sie das, Herr Graf," antwortete Fräulein von Erffa.

Das Gemach, in dem sie sich befand, war als türkisches Zelt von schwerem, purpurrothem Seidenzeuge, mit goldnen Franzen decorirt. Eine silberne Ampel, in der Mitte hängend, spendete ein schwaches Dämmerlicht, das durch ein lose unterhalb der Ampel befestigtes, wasserblaues Stück Seidenzeug aufgefangen, welches den kleinen, innern Raum der Zeltkuppel von den unterhalb in weitem, ma-

lerischen Faltenwurfe schräg abfallenden Zeltwänden trennend, die Täuschung eines sanften Mondenschimmers in dem Raume verbreitete. Mit einiger Phantasie konnte der hier Verweilende sich leicht dem Wahne hingeben, er sei mitten in eine reizende Nacht des Orients versetzt, deren Lüfte, von Wohlgerüchen duftend, die Sinne umschmeicheln. Durch den düstern, rothen Stoff und seine Falten wurde das bläulich herabfallende Licht zum leisen Schimmer gemildert.

Die Stimmung Helenens war eine schmerzlich-erregte. In diesem Momente beschäftigte sie nichts mehr, als die Erinnerung an den vorwurfsvollen Blick des Churprinzen. Er war tief in ihr Herz gedrungen und dieses quälte sich mit seiner Deutung, jedoch vergebens, und eben deshalb fühlte sie sich in großer Unruhe. Wie schlecht stimmten ihre Empfindungen gegen die Ueberfülle des Glanzes, der diesem Feste das Gepräge eines königlichen gab! Sie fühlte es jetzt lebhafter, als je, daß sie nicht auf diesen glatten Boden passe, daß ihr Wirkungskreis, wenn sie segnend walten sollte, ein anderer sei, als in dieser Sphäre, wo nur der Glanz, die künstlichen Täuschungen des Scheins herrschten. Sie empfand tiefen Unwillen gegen die Ueberhebung des Hochmuthes, der auch an ihr seinen Stachel erprobte, wie sie erst vor Kurzem durch die Bemerkung der Gräfin Aya erfahren. Sie hatte keine wahrhafte Freundin, weil sich keine fand, die in diesen Kreisen mit ihr harmonirte, und eben deshalb fühlte sie sich vereinzelt. Und doch ein, für alles Schöne und Erhabene erglühendes Herz

zu haben, doch so lebhaft zu empfinden, war mehr Qual als Segen.

Sie hatte sich auf den niedern Divan niedergelassen, der, nach orientalischer Sitte, an den Zeltwänden rings herum zur Ruhe einlud. Die tiefe Dämmerung und die Ruhe hier wirkten sänftigend auf sie.

Die Stirn in die hohle Hand gelegt, den Arm auf eins der schwellenden Polster gestützt, gab sie sich den Gedanken hin, die wir ausführlicher erwähnt. Die Berührung einer heißen Hand erschreckte sie — ein Blick überzeugte sie, daß die Gestalt eines Mannes vor ihr knie.

„Mein Gott," rief sie, „wer wagt es ...."

„Ich bin es, ich!" war die Antwort. „Wenn es ein Verbrechen ist, das Herz nicht zwingen zu können, dann strafen Sie es an mir, aber entreißen Sie mir diesen Augenblick nicht, den ich mit der Angst einer übermächtigen Neigung, mit der Freude eines Kindes herbeigesehnt."

Ha, diese Stimme klang in ihr Herz, es war die Christians, diese Ueberraschung, ein Ausdruck seiner innigen Liebe; sie zitterte vor Wonne bei diesem Bewußtsein. Noch vor wenig Minuten hatte sie sich so unglücklich gefühlt, so niedergedrückt, so verlassen und nun — ha, die Freude ist Lethe für ein von Weh ergriffenes Herz.

„Himmel, was wagen Sie?" rief sie leise.

„Setzen Sie es auf Rechnung des Wahnsinns der Liebe, der mich bei dem Gedanken an Sie, göttliche Helene, ergreift," war die Entgegnung. „Einen Augenblick

mußte ich finden, einen, Ihnen zu sagen, wie unglücklich ich mich fühle bei dem Gedanken, Sie könnten mich verachten, weil es mir bisher an Muth fehlte, Ihnen zu nahen."

„Verachten? nie! nie!" entgegnete Fräulein von Erffa; „aber Sie kennen die eisernen Schranken zwischen uns, wir dürfen einander nie angehören."

„Helene! Lichtgestalt in den Nächten meiner Verzweiflung! Dich nicht lieben und doch leben, ist Tod. All mein Sein athmet nur in dem einen Gedanken an Dich! Fühle die Gluth meiner Wangen, dies laute, wilde Pochen meines Herzens — fühle es! Vor den Schlägen dieses glühenden Herzens sinken die eisernen Schranken der Convenienz."

Helene beugte sich nieder zu ihm und sagte leise: „Stehen Sie auf. Bedenken Sie meinen Ruf."

Die Arme des Liebeglühenden umschlangen sie in wilder Leidenschaft.

In diesem Moment theilte sich der Vorhang, der an der Stelle der Verbindungsthüre zwischen diesem und dem Nebengemache den Eingang in die Zeltdecoration bildete. Heller Lichtschein aus dem Nebengemache, welches hinsichtlich seines Inhaltes den reizenden Anblick eines italienischen Gartens bot, fiel auf die Gruppe.

Erschrocken durch den plötzlichen Lichtglanz riß sich Fräulein von Erffa aus den Armen des vor ihr Knienden, ein Laut des Entsetzens entschlüpfte ihrem Munde; wie

von einem Blitze getroffen, sank sie zurück an die weichen Polster. In dem geöffneten Eingang stand der Churprinz, hinter ihm ein Begleiter, den sie nicht erkannte. Langsam fielen die beiden Theile des Vorhanges wieder zusammen.

. . . .

. . . .

Scharf fuhr der Nord über den von Eisschollen halb bedeckten Elbstrom, der Himmel thürmte Schneewolken auf, kein Sternlein schaute nieder aus dem schwarzgrauen Wolkenchaos — unruhig flimmerten die tausend Lampenflämmchen, die den Brühl'schen Garten in eine künstliche Tageshelle versetzten.

Auf dem Wallgange lehnte die Gestalt eines jungen Mannes, der geradeaus vor sich hinstarrte auf die vom Wind auseinandergetriebenen Kiehnfeuer, welche in großen Metallschaalen für diese Nacht die Brücke erleuchteten.

„Sie, treulos?! Sie!“ das waren die einzigen Laute, die zuweilen über seine Lippen gingen.

Der Nord wurde heftiger, der junge Mann verließ den Platz.

„Befehlen Ew. Königliche Hoheit jetzt den Pelz?“ fragte ein bisher entfernt stehender, sich schnell nähernder Lakai, „es ist sehr kalt.“

„Nein. Verschone Er mich — mir ist heiß . . . sehr heiß.“

Langsamen Schrittes ging Churprinz Christian nach dem Brühl'schen Palais zurück, aus dem schmetternde

Trompetenklänge und helle Paukenwirbel ihm lustig entgegenschwirrten. In ihm aber war kein heller, freudiger Ton — finster, wie die sternlose Nacht war es in seinem Gemüthe — ein Augenblick hatte gewaltsam die Saiten seines Herzens zerrissen.

Ende des ersten Theiles.

Druck der Verlags-Buchdruckerei in Wurzen.

18
6
3
27
18
45

10
18
90

13-30
1-30
6
9
3
18/15
20/

34
9
4
43
3

21/30
1-15
22/45